



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

1149
~~36~~ 29.



ITALIA.

Band III.

ITALIA.

Herausgegeben

von

KARL HILLEBRAND

in Florenz.

Band III.

LEIPZIG,
H. HARTUNG & SOHN.
1876.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck von Hundertfund & Pries in Leipzig.

Inhalt.

	Seite
Die Reform der italienischen Universitäten von <i>Franz Boll</i> und <i>Corrado Tommasi-Crudeli</i>	I
Rom als Hauptstadt des Königreichs Italien 1871—1876 von <i>Carlo Levi</i>	34
Die Bergbaugesetzgebung in Italien von <i>Carlo Fontanelli</i>	67
Ueber die geistige Nahrung des italienischen Volkes von <i>Paolo Liroy</i>	90
Die Streitfrage über die italienische Sprache von <i>N. Caix</i>	121
Ueber die florentinische Kunst der Gegenwart von <i>Adolph Bayersdorf</i>	155
Die Eisenbahnen in Italien von <i>Vilfredo Pareto</i>	174
Zur Erinnerung an Philipp Joseph von Rehfuës von <i>Alex. Kaufmann</i>	206
Metrische Uebersetzungen.	
a. Aus dem Italienischen des Leopardi von <i>Paul Heyse</i>	262
b. Aus dem Deutschen. Sieben Kapitel aus Heine's <i>Atta Troll</i> von <i>G. Chiarini</i>	274
Uebersicht der politischen Lage Italiens von <i>Karl Hillebrand</i>	290

Anhang:

Vom italienischen Büchermarkt.

1. *Bianchi*, Matteucci. — 2. *Errera*, Manin. — 3. *Lettere di Gioberti e Pallavicino*. — 4. *Tressa*, Critica. — 5. *Zamboni*, Roma. — 6. *Rapisardi*, Catullo. — 7. *Roberti*, Dino Compagni. — 8. *Tribolati*, Decamerone. — 9. *Bianchi*, Materie politiche. — 10. *Rivista di Filologia*. — 11. *Mariotti*, Demostene. — 12. *Ferrai*, Platone. — 13. *Ricci*, Erodote. — 14. *Rassegna delle Scienze fisico-naturali*. — 15. *Villari*, Giustinian. — 16. *Berti*, Copernico. — 17. *Gnoli*, Goethe. — 18. *Rivista cristiana*. — 19. *Rivista internazionale*. — 20. *Bazzani e Hugues*, Hamerling. — 21. *Cossilla*, Goethe. — 22. *Valbusa*, Burckhardt, Rinascimento. — 23. *Zumbini*, Saggi critici.

ITALIA.

III.



Die Reform der italienischen Universitäten.

Diese Blätter wurden gleich nach dem Sturze des Ministeriums Minghetti-Bonghi geschrieben und noch ehe das neue Ministerium De Pretis vollständig constituirt war. Noch wußte Niemand, was die Linke bringen, und welche Politik sie in Bezug auf die von dem abgetretenen Ministerium begonnenen Reformen befolgen würde. Würde sie sich begnügen, das Erbe anzutreten, welches ihr in Heer, Marine, Eisenbahnwesen und Unterricht die letzte Verwaltung hinterlassen hatte, würde sie sich bescheiden, die Reformen Riccotti's und St. Bon's, die Eisenbahnpolitik Spaventa's und die Bonghi'sche Reorganisation des öffentlichen Unterrichts anzunehmen? Oder würden die neuen Machthaber „den Geist, der stets verneint“ von der Oppositionsbank in die Ministerien verpflanzen, um das umgekehrte zu machen, was in den letzten Jahren in den verschiedenen Verwaltungszweigen geschaffen worden?

Dieses waren die Fragen, welche in jenem Augenblicke das Gemüth derer erfüllten, die es ehrlich meinten mit dem Lande und seiner Entwicklung. Uns persönlich bewegte vor allem die Frage, was das neue Ministerium auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichts beginnen würde: denn mehr noch als für jeden anderen Verwaltungszweig, mehr als für Heer und Marine ist für den öffentlichen Unterricht eine einheitliche Gesetzgebung die erste Bedingung des Gedeihens. Haltloses Experimentiren ist immer und in jeder Verwaltung schädlich. Aber am verderblichsten sind seine Folgen auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichts. Eine Discontinuität in der Gesetzgebung, die in Heer und Marine

vorübergehende und ausgleichbare Störungen verursacht, hat ganz andere und tiefer greifende Consequenzen auf dem Felde der Erziehung. Für uns hat der Vers Juvenal's: *maxima debetur puero reverentia* eine wahre politische Bedeutung: Hütet Euch zu experimentiren mit dem öffentlichen Unterricht! Es wäre zu bedauern gewesen, wenn die in Heer und Marine begonnenen Reformen in's Stocken gerathen sollten; es wäre schlimm, wenn die kühne Eisenbahnpolitik des abgetretenen Cabinets wieder einem schwächlichen Zaudern Platz machen sollte, und furchtbar wäre es, wenn das kaum begrabene Deficit von den Todten wieder auferstände. Mehr aber als alles dieses zusammengenommen fürchteten wir für das Land ein intellectuelles Deficit, wie es die unausbleibliche Consequenz einer Störung des auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichts begonnenen Reformwerkes gewesen sein würde. Der Schaden, der in den anderen Verwaltungszweigen angerichtet werden kann, hat seine natürlichen Gränzen und sein Maß in zwei Dingen, in Zeit und in Geld. Wie aber will man das Unheil schätzen und messen, welches eine Aenderung, ja auch nur ein zeitweiser Stillstand in der so glücklich begonnenen Reform des Unterrichtswesens hervorbringen kann?!

Darum waren unsere Blicke in jenen Tagen mit besonders ängstlicher Sorge nach dem Unterrichtsministerium gerichtet. Seitdem ward dieses zu leiten ein Mann berufen, der bereits früher einmal in gleicher Stellung Gelegenheit hatte zu beweisen, daß ihm das geistige Wohl seines Landes höher gilt als die vermeintlichen Interessen einer Partei.

I.

Um die Bedeutung der von dem Minister Ruggero Bonghi unternommenen Reorganisation des höheren Unterrichts in das gehörige Licht zu setzen, ist es nothwendig, einen culturhistorischen Rückblick auf die Entwicklung der italienischen Universitäten in diesem Jahrhundert zu werfen.

Es fällt fast schwer, sich ein Bild von dem überaus traurigen Zustande zu machen, in welchem sich in der, wie

für das wissenschaftliche Leben Italiens überhaupt, so speciell für die Universitäten höchst verderblichen Epoche von 1815—1859 die einzelnen grossen wie kleinen Universitäten befanden. Zu einer rein provinziellen Bedeutung herabgedrückt, hatten sie völlig die Fühlung mit der grossen, weltbewegenden Wissenschaft eingebüsst. Zuerst durch die engherzigen Mafsregeln despotischer und furchtbarer Regierungen, bald durch die eigene Indolenz abgeschnitten von dem Verkehr mit einander und mit dem wissenschaftlichen Auslande, nahmen sie keinerlei Antheil an der allgemeinen wissenschaftlichen Bewegung. Es waren Anstalten geworden, in denen die gelehrten Professionen gewohnheitsmäfsig tradirt wurden, in denen alljährlich der für die Provinz nothwendige Nachschub junger Doctoren und Advokaten beschafft wurde, und in denen endlich die localen Berühmtheiten der gelehrten Fächer ihre Versorgung als Professoren fanden. Der Anspruch, dafs die Professoren durch eigene Thätigkeit den Fortschritt der Wissenschaft zu fördern hätten, bestand nirgends: es wurde von ihnen nur verlangt, dafs sie die ihnen zugewiesenen Wissenschaften vom Katheder herab dociren und später ihre Studenten darin examiniren sollten. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn eine völlige Verwilderung der Universitäten eintrat. Die Professoren der Medicin und der Jurisprudenz gingen in der Praxis und in der Advokatur unter. Die wissenschaftliche Production der Universitäten war mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen gleich Null. Die Studenten studirten nur für das Examen. Das allgemeine Culturniveau der beiden gelehrten Professionen wurde so auf einen unglaublich niedrigen Stand herabgedrückt.

Noch heute, obwohl es im Einzelnen unvergleichlich besser bestellt ist, wird die Physiognomie vieler italienischen Universitäten durch diese Vergangenheit bestimmt. Leider nur zu vieles hat sich noch bis auf den heutigen Tag aus jener traurigen Zeit erhalten.

So vor allem der provinziale oder besser gesagt, regionale Charakter vieler Universitäten, der sich sowohl in der Zusammensetzung der Studentenschaft, wie der Facultäten ausprägt. In Bezug auf die Studentenschaft ist es als Regel zu betrachten, dafs ein Jeder nur eine einzige Universität

befucht und zwar diejenige, welche in seiner Provinz oder seinem Geburtsort am nächsten gelegen ist. Es gehört zu den allergrößten Ausnahmen, daß ein Neapolitaner oder Sicilianer in Rom oder Bologna oder ein Piemontese in Pisa studirt, und wenn wirklich ein solcher Fall vorkommt, so sind fast stets ganz bestimmte individuelle Veranlassungen, z. B. Wohnortswechsel der Eltern oder dergl. vorhanden, die diese Ausnahmen bedingen. Der Grund dieser Erscheinung ist einzig und allein ein ökonomischer. Der Gedanke, für Erziehung und Unterricht hervorragende pekuniäre Opfer zu bringen, ist bisher dem Bewußtsein der Classe, aus der sich die gelehrten Professionen rekrutiren, leider noch völlig fremd geblieben. Will eine Familie ihren Sohn zum Arzt oder Advokaten ausbilden, so wählt sie dazu ganz ausnahmslos den billigsten Weg und schickt ihn auf die nächste Universität, mag diese nun Sassari oder Catania oder Turin oder Pisa heißen. Daß der Student auf einer anderen entfernteren oder theureren Universität mehr lernen und eine gründlichere Ausbildung (namentlich in den praktischen Fächern) erhalten könne, das kommt gar nicht in Betracht. Wenn nur nach abgelaufener Studienzeit und geleistetem Examen der Student die Autorisation zur Ausübung der ärztlichen oder Advokaten-Praxis erhält, ist das Uebrige gleichgültig.

Es braucht nicht erst auseinandergesetzt zu werden, daß diese banausische Denkweise die Hauptschuld an dem niedrigen Niveau der gelehrten Professionen trägt, und daß alle Bestrebungen darauf gerichtet sein müssen, ihre Herrschaft zu brechen. Alle derartigen Bestrebungen werden aber erfolglos sein, so lange es nicht gelingt, das Hauptbollwerk dieser Denkweise, den regionalen Charakter der Universitäten zu vernichten und auch für Italien in Bezug auf die Wahl der Universitäten ähnliche Motive einzuführen, wie sie bereits in den anderen Culturländern maßgebend sind. Welch segensreiche Folgen hat es nicht für die Culturentwicklung von Deutschland gehabt, daß auf seinen Universitäten beständig Nord- und Süd-Deutschland durcheinander geschüttelt wurden? Was hat nicht die Universität von Paris für Frankreich gethan, an der die ganze französische Provinz studirt und sich beständig mit neuen Ideen tränkt!

Wir wollen nicht entscheiden, welche der beiden Methoden, die französische eines einzigen grossen Centrums, oder die deutsche zahlreicherer Mittelpunkte für die geistige Mischung der Nation, die für Italien günstigsten Resultate hervorbringen würde. Dafs aber der jetzige Zustand, so wie er ist, an der geistigen und wissenschaftlichen Stagnation die Hauptschuld trägt, ist nicht zu bezweifeln.

Aber nicht blos die Zusammensetzung der Studentenschaft ist es, die den einzelnen Universitäten jenen provinziellen Charakter aufprägt, welcher das Haupthindernifs jeder freien wissenschaftlichen Entwicklung ist, sondern auch die Lehrkörper selbst bewahren z. Z. noch fast durchweg einen mehr oder minder exclusiv regionalen Charakter. Vielleicht ist augenblicklich unter allen Facultäten des Königreichs die neubegründete naturwissenschaftlich-mathematische Facultät der römischen Universität die einzige, welche keinen besonderen provinziellen Charakter trägt, sondern jene glückliche Mischung der verschiedenen Stämme aufweist, in welcher neuerdings ein gründlicher Kenner des deutschen Universitätswesens ¹⁾ eine der Hauptbedingungen des wissenschaftlichen Gedeihens der deutschen Hochschulen hat erkennen wollen. Die meisten übrigen Facultäten sind entweder rein provinziell zusammengesetzt, oder besitzen doch nur eine Minorität nicht regionaler Professoren, welche stets von der Majorität der eingeborenen Facultätsmitglieder überwogen und überstimmt wird, indem die letzteren stets eng gegen die „Fremden“ zusammenhalten und namentlich dem Eindringen neuer fremder Elemente den entschiedensten Widerstand leisten. In diesem Widerstande sind die Facultäten stets sicher auf die volle Sympathie und den nachhaltigsten Beistand der Studenten und der Bürgerschaft rechnen zu können, welche gleichfalls die nicht ortsgebürtigen Professoren mit dem entschiedensten Mißtrauen aufnehmen und ihre Ernennung als eine den localen Interessen zugefügte Kränkung betrachten. Ein besonders eclatantes Beispiel hierfür bietet die Turiner Universität. Dort ist seit mehreren Jahren die Lehrkanzel der menschlichen Anatomie unbefetzt

1) Th. Billroth, Ueber das Lehren und Lernen der medicinischen Wissenschaften an den Universitäten der deutschen Nation. 1876. S. 268.

geblieben, weil einerseits der von ganz Turin protegierte Candidat, eine völlig obscure locale Berühmtheit, für das Unterrichtsministerium unannehmbar ist, und weil andererseits die bisherigen Minister Correnti und Scialoja, aus Furcht vor dem Sturm der localen Opposition nicht den Muth hatten, das Gesetz zu vollziehen und die zweimal auf dem gesetzlichen Wege des Concurſes ernannten Professoren auch wirklich in ihr Amt einzuführen.

Eine weitere, ans Komische streifende Consequenz dieses regionalen Charakters der Universitäten ist die systematische Pflege und Ausbildung der localen Berühmtheiten. Während in der ganzen übrigen Welt der Ruhm sich durch den Raum fortzupflanzen pflegt, wie Licht, Schall und Electricität, giebt es italienische Berühmtheiten, die von dieser allgemeinsten Regel eine Ausnahme machen. Sie pflanzen sich nämlich gar nicht durch den Raum fort, und Niemand außerhalb des „paese“ weiß etwas von ihnen. Dafür aber wissen sie sich schadlos zu halten: sie leuchten dafür an Ort und Stelle mit einer Intensität, von der eine gewöhnliche europäische Berühmtheit gar keine Ahnung hat. Diese localen Celebritäten bilden das Wunder und das Staunen der fremden Gelehrten, die gelegentlich unsere Universitäten besuchen, um die Bekanntschaft der Fachgenossen zu machen. Jeden Augenblick finden sie sich einer erdrückenden Berühmtheit ihres Faches gegenüber, deren Namen sie — zu ihrer Beschämung! — zum ersten Male in ihrem Leben hören, obwohl sie die Literatur ihres Faches doch gut zu kennen glauben. Hierzu bildet einen unerquicklichen Gegensatz die relative oder manchmal sogar auch absolute Obscurität, in der sie diejenigen Fachgenossen vorfinden, deren Namen auch jenseits der Alpen einen guten Klang haben und die auf einer achtungswerthen und anerkannten wissenschaftlichen Production fußen. Bei dem hartnäckig festgehaltenen regionalen Charakter der Universitäten hat sich eben ein allgemeines wissenschaftliches Bewußtsein, eine auf einer vergleichenden Kritik der gelehrten Leistungen basirte wissenschaftliche öffentliche Meinung noch nicht herausbilden können. Der Ruf eines Professors und eines Gelehrten wird durch alles andere bestimmt, durch seinen localen Einfluss, seine sociale oder politische Stellung, sein Formtalent

— nur nicht durch seine wissenschaftliche Production. Alles, was man über die Bedeutung der letzteren ausfragen kann, ist, daß sie niemals schadet, aber auch fast niemals wirklich nützt.

Dieses ist die trübselige Physiognomie, welche das Ueberwiegen der localen Interessén einzelnen der italienischen Universitäten, der Studentenschaft wie dem Lehrkörper aufgedrückt hat. Bedarf es noch einer besonderen Auseinandersetzung, zu zeigen, welche traurige Gestalt unter diesen Verhältnissen der akademische Unterricht annehmen mußte? Nur den Namen und den Materien nach unterschied sich dieser von dem scholastischen Tradiren in den Schulen und Lyceen. Das aber, was den akademischen Unterricht charakterisiren soll, der frische und gesunde Luftzug eines selbstständigen wissenschaftlichen Bewußtseins, das konnte sich unmöglich ausbilden in der engen Welt dieser kleintlichen Examens- und Berufs-Interessén. So mußte der akademische Unterricht jeder höheren geistigen Weihe entkleidet werden und zu einer reinen Abrichtung für die Examina herabsinken. Diese traurige Consequenz trat um so leichter ein, als die lehrenden Professoren *eo ipso* die Examinatoren der Studenten waren — ein Umstand, der unseres Erachtens mehr als alles andere dazu geführt hat, das Niveau des akademischen Unterrichts und mit ihm der gelehrten Professionen herabzudrücken. Wenn die öffentliche Meinung bisher noch nicht so weit vorgeschritten ist, um in den Universitäten etwas anderes zu sehen als Anstalten um die Autorisation zur Ausübung der gelehrten Professionen zu erwerben, so trägt daran die Hauptschuld die Thatfache, daß bisher die Functionen des Lehrers und des Examinators stets untrennbar vereinigt waren in der Person der Professoren. Da nun die öffentliche Meinung bisher auf den Erwerb gründlicher Fachkenntnisse einen sehr geringen Werth, einen desto größeren aber auf das Bestehen der Examina legte, so wurde es zur Hauptaufgabe der Studenten, während ihrer Studienzeit sich durch alle erlaubten und unerlaubten Mittel die Gunst dieser Examinatoren zu erwerben, — Bestrebungen, die von den Familien der Studirenden nicht selten unterstützt und getheilt wurden. Wie sollten die Lehrer dieser systematischen Demoralisation widerstehen in jenen kleinen, ängstlich vor jeder Berührung mit der Außen-

welt sich abschließenden provinziellen Centren, in denen ihre Familien und Personen ebenso wie die Studenten und deren Familien unter dem Bann der gleichen localen Interessen und derselben öffentlichen Meinung stehen?!

Diese unwürdigen Zustände sind das verhängnisvolle Erbtheil, welches unsere Universitäten aus der unseligen Zeit von 1815—1859 überkommen haben, und von denen sie sich emancipiren müssen, wenn sie wirklich ihre Bestimmung erfüllen wollen, Centren eines geistigen Lebens und des wissenschaftlichen Fortschrittes zu sein. In der That ist seit 1859 schon sehr vieles besser geworden, namentlich in den grösseren und befuchteren Universitäten, deren regionaler Charakter in Folge der neuen Ordnung der Dinge sich mehr und mehr zu verwischen begonnen hat. Doch sind — namentlich unter den kleineren Universitäten — noch viele, die es verstanden haben, ihre regionale Selbstständigkeit mit allen ihren eben geschilderten Consequenzen zu erhalten, und die sich hartnäckig gegen jeden freien von aussen kommenden Luftzug abzuschliessen gewusst haben. In ihnen finden wir jene provinzielle Exklusivität der Studentenschaft und des Lehrkörpers, jene erdrückenden localen Celebritäten und jenes oben geschilderte einzig und allein auf der Furcht vor dem Examen beruhende Verhältniss zwischen Studenten und Professoren in schönster Blüthe — Zustände, welche in den vorgeschrittneren Universitäten nur noch fragmentarisch, als Reste einer im Ablauf begriffenen historischen Periode nachzuweisen sind. Trotzdem aber ist der Kampf gegen den Regionalismus — der, wie auf den meisten Gebieten des italienischen Staatswesens, so ganz besonders in dem Leben der Universitäten und des höheren Unterrichts die Reaction bezeichnet — noch lange nicht als beendet anzusehen. Der Zahl nach ist gewiss noch die Hälfte der italienischen Universitäten durchaus in regionalen Banden befangen, und auch in jenen vorgeschrittneren Centren, in denen der Kampf bereits zu Ungunsten des Regionalismus entschieden zu sein scheint, erheben jene localen und reactionären Interessen stets wieder sofort ihr Haupt, sobald sich eine günstige Gelegenheit bietet, sobald immer im Staatsleben Italiens der Regionalismus einmal vorübergehend die Oberhand zu gewinnen scheint über den nationalen Gedanken.

Es ist ein lehrreiches Studium, die Geschichte jener Bestrebungen zu verfolgen, welche in den letzten Jahrzehnten darauf gerichtet waren, die italienischen Universitäten aus der tiefen wissenschaftlichen Verwahrlosung emporzuheben, in die sie in der Zeit nach 1815 gerathen waren. Im allgemeinen datiren diese Versuche — für den größeren Theil Italiens wenigstens — alle erst aus der Zeit der Italienischen Einheit. Nur an zwei Stellen, in Toscana und in Piemont sind schon vor dem Jahre 1859 Reformbestrebungen auf dem Gebiete der Universitäten und des höheren Unterrichts nachzuweisen.

Dem letzten Toscaner Großherzoge Leopold II. gebührt der Ruhm, zuerst eine höhere wissenschaftliche Entwicklung für die Universitäten angestrebt zu haben. Er dachte erleuchtet genug, um bei der Ernennung von Professoren über die von den localen Einflüssen unterstützten Candidaten hinweg solche Männer zu berufen, von denen eine wirkliche Pflege der Wissenschaft und ein wirklicher Fortschritt zu erwarten war. So war er der erste, welcher an seine Professoren die Anforderung nicht bloß des Lehrens und Examinirens, sondern auch der wissenschaftlichen Arbeit und Production stellte. Er berief verdiente Gelehrte nicht bloß aus Toscana, sondern auch aus dem ganzen übrigen Italien an seine beiden Universitäten Pisa und Siena, sowie an die höheren Bildungsanstalten von Florenz und nahm so zuerst auf dem Gebiete der Universitäten den Kampf gegen den Regionalismus auf. Die segensreichen Folgen blieben nicht aus: unter seiner auf dem Felde des höheren Unterrichts von wahrhaft freisinnigen Principien befehlten Regierung wurde Pisa alsbald die erste Universität Italiens, welche Stellung sie bis 1859 unbestritten innegehabt hat. Hier lehrten die berühmtesten Professoren, hier wurden die ersten Laboratorien für die Naturwissenschaften gegründet, hier regte sich wissenschaftliche Production und entwickelte sich jenes frische, fröhliche Studentenleben, das sich in den herrlichen Pisaner Liedern Giuseppe Giusti's spiegelt.

Ein Aehnliches, wie unter Leopold II. in Toscana, geschah in den Jahren 1849—1859 in Piemont, wenn auch aus himmelweit verschiedenen Motiven. Aber auch in den Universitäten Piemonts wurde der regionale Charakter der Facul-

täten abgeschwächt durch aus dem übrigen Italien eingewanderte Professoren, die politischen Flüchtlinge, welchen das liberale Piemont wie in allen übrigen Verwaltungszweigen, so auch im Unterrichtswesen Anstellungen gab. Wenn auch das Princip, das damals diese Ernennungen dictirte, von dem Standpunkte der Wissenschaft und des höheren Unterrichts durchaus zu verwerfen ist, wenn es auch auf das Stärkste bestritten werden muß, daß politische Verdienste oder politisches Märtyrerthum zu Ansprüchen auf eine Universitätsprofessur berechtigen, so ist doch nicht zu leugnen, daß das damals von der Piemontesischen Regierung eingeschlagene Verfahren in der Praxis ganz außerordentlich gute Folgen gehabt und auf das Kräftigste dem engherzigen Regionalismus Abbruch gethan hat, welcher bisher in Piemont ebenso ausschließlich wie im übrigen Italien das Leben der Universitäten beherrschte. Auch muß hervorgehoben werden, daß der damalige Unterrichtsminister Lanza bei seinen Ernennungen ungewöhnlich glücklich war und fast nur solche Männer zu Professoren berief, die nicht blos ihrer liberalen Gesinnungen wegen verfolgt, sondern gleichzeitig auch hervorragende Gelehrten und Lehrer waren (z. B. Piria, Cannizzaro, Mancini ¹⁾).

Außer diesen beiden reformatorischen Staaten Toscana und Piemont, gab es jedoch auch noch einen anderen Punkt in Italien, wo die Universitätszustände verhältnißmäßig etwas besser und auch den regionalen Einflüssen mehr entzogen waren: das lombardisch-venetianische Königreich. In seinen beiden Universitäten Pavia und Padua schaltete die Oesterreichische Verwaltung, wie sie überhaupt in Italien geschaltet hat, willkürlich und bureaukratisch. Doch waren ihre Resultate — wenigstens in Vergleich mit den übrigen italienischen Universitäten keineswegs schlecht zu nennen. Da für die Oesterreichische Regierung einerseits die Nothwendigkeit vorlag, den Unterricht auf ihren italienischen Universitäten auf gleicher Höhe zu erhalten, wie auf den

1) Eine solche Entschuldigung fehlt der Epoche nach 1859, in welcher man nach wie vor fortgefahren hat, politische mit wissenschaftlichen Verdiensten zu vermengen und zu verwechseln und das wissenschaftliche Geheiß der Universitäten durch politische Motive zu fälschen.

anderen Hochschulen der Monarchie, andererseits die Regierung völlig über den localen Interessen oder diesen sogar direkt feindlich gegenüber stand, so konnten Pavia und Padua wenigstens niemals so weit verkommen wie andere italienische Universitäten. Jedenfalls wurde an ihnen die Wissenschaft davor bewahrt, von den überwuchernden localen Interessen erstickt zu werden. So ward auch in diesem Falle — um ein Wort von Gibbon zu gebrauchen — ein Funke von Freiheit erzeugt dadurch, daß zwei entgegengesetzte Principien der Unfreiheit auf einander trafen.

II.

Dieses waren die Zustände in den italienischen Universitäten, als im Jahre 1860 mit der Herstellung der nationalen Einheit alle diese verschiedenen Hochschulen unter einer gemeinsamen Regierung vereinigt wurden. Zu den in den Jahren 1859 und 1860 unter dem italienischen Unterrichtsministerium vereinigten 19 Universitäten kam im Jahre 1866 noch die Paduaner und 1870 noch die Römische Universität, sodaß heute das Königreich nicht weniger als 21 Hochschulen zählt, welche sich folgendermaßen nach den alten zu dem Einheitsstaate verschmolzenen Gebieten theilen:

A. Piemont.

1. Turin.
 2. Genua.
 3. Cagliari
 4. Sassari
- } auf der Insel Sardinien.

B. Lombardo-Venetien.

5. Pavia.
6. Padua (1866).

C. Toscana.

7. Pisa.
8. Siena.

D. Kirchenstaat.

9. Bologna.
10. Ferrara (Freie Universität ¹⁾).

¹⁾ Die vierfögenannten freien Universitäten Ferrara, Perugia, Camerino und Urbino unterscheiden sich von den 17 anderen fögenannten föniglichen Uni-

11. Macerata (Nur juristische Facultät).
12. Perugia (Freie Universität).
13. Camerino (Freie Universität).
14. Urbino (Freie Universität ohne medizinische Facultät).
15. Roma (1870).

E. Uebrigcs Mittelitalien.

16. Parma.
17. Modena.

F. Königreich Neapel.

18. Neapel.
 19. Palermo
 20. Messina
 21. Catania
- } auf der Insel Sicilien.

Es ist klar, und Niemand hat es bisher bestritten, daß die Anzahl von 21 Universitäten für Italien viel zu groß ist. Jedermann ist damit einverstanden, daß das Land weder materiellen Reichthum genug besitzt, um 21 Universitäten mit vollständigem Lehrpersonal und Lehrmitteln unterhalten zu können, noch auch geistig reich genug ist um alle diese 21 Universitäten mit Docenten von wissenschaftlicher Bedeutung zu versehen. Auch sind alle Einsichtigen darüber einig, daß es am besten für das Land sein würde, die Hälfte oder zwei Drittel dieser Universitäten gänzlich zu unterdrücken und die dadurch disponibel gewordenen Mittel auf eine kleinere Anzahl von Universitäten (etwa auf die folgenden acht: Turin, Pavia, Padua, Pisa, Bologna, Rom, Neapel, Palermo) zu concentriren und diese so zu wirklichen wissenschaftlichen Centralpunkten auszubilden. Aber so oft bisher versucht wurde, diese Idee auch wirklich auszuführen und eine oder die andere der kleinen Universitäten zu mediatisiren, erhob sich noch stets gegen den kühnen Minister die compacte Opposition der vereinigten regionalen Interessen der Halbinsel, welche in den kleinen Universitäten provinzialen Charakters ebenso viele Burgen des Particularismus zu vertheidigen hatten. So ist es dahin gekommen,

versitäten nur dadurch, daß sie ohne jede Unterstützung des Staates allein aus den Mitteln der Provinzen oder Communen erhalten werden. Im Uebrigen haben sie durchaus dieselben Rechte und auch dasselbe Verhältniß zum Unterrichtsministerium, wie die königlichen Universitäten.

dafs die Geschichte der Universitäten und des höheren Unterrichts seit 1859 nichts anderes ist, als ein mit gröfserer oder geringerer Energie geführter Kampf zwischen dem Staatsgedanken und den in den kleinen Universitäten repräsentirten privaten, Corporations- und regionalen Interessen.

Dieser Kampf beginnt im Jahre 1859 mit dem berühmten „Gesetz Cafati vom 13. November 1859 über die Ordnung des öffentlichen Unterrichts“; der Magna Charta für das italienische Unterrichtswesen. Dieses von einer erleuchteten und wahrhaft liberalen Gesinnung dictirte Gesetz repräsentirt noch heute — nach 16 Jahren — den Fortschritt in allen wichtigen Fragen des Unterrichts. Die ganze Entwicklung der Unterrichtsgesetzgebung, die ganze Geschichte der Universitäten hat sich von 1859 recht eigentlich um dieses Gesetz gedreht, welches die particularen Interessen beständig zu verletzen, zu durchlöchern und in einzelnen Punkten zu abrogiren suchten, während andererseits die den Fortschritt repräsentirenden Minister bestrebt waren, die im Gesetz Cafati niedergelegten Principien weiter auszubilden und in die Praxis einzuführen.

In Bezug auf die Universitäten sind es besonders drei Punkte, die dem Gesetz Cafati seine grofse Bedeutung geben:

- 1) Die Bestimmung, dafs die Professuren nur an die Sieger in dem von dem Unterrichtsministerium ausgeschriebenen Concurse vergeben werden sollen.

- 2) Die Einrichtung eines dem Minister zur Seite stehenden Oberstudienrathes, dem zusammen mit dem Minister die Ernennung und Ueberwachung der in den Concursen entscheidenden gelehrten Fachcommissionen zusteht.

- 3) Die Scheidung der Universitäten in Universitäten erster und zweiter Classe.

Durch die erste Bestimmung werden die localen Einflüsse bei der Ernennung neuer Professoren vollkommen eliminirt, da nach ihr nur diejenigen zu Professoren ernannt werden können, welche von einer besonders dazu eingesetzten Commission, einer Jury von Fachmännern aus allen Theilen des Landes, die die Ansprüche der einzelnen Candidaten genau zu prüfen und zu vergleichen hat, als geeignet erklärt werden.

Der aus den ersten Gelehrten des Landes zusammen-
gesetzte Oberstudienrath ist ein besonders wichtiges Organ
in einem Lande, welches von 1859—1876, also in 16 Jahren,
nicht weniger als 16 Unterrichtsminister verbraucht hat ¹⁾.
Ohne eine solche Behörde, wäre die Ausbildung einer con-
stanten Tradition und conservativer Verwaltungsprincipien,
wie sie der öffentliche Unterricht noch viel weniger als jede
andere Administration entbehren kann, eine völlige Unmög-
lichkeit. Fast mehr noch als der Minister selbst repräsentirt
diese Behörde die allgemeinen Interessen des Staates gegen-
über den Ansprüchen des Regionalismus, die ihrerseits meist
in den einzelnen Facultäten ihre natürliche Vertretung
finden.

Die Eintheilung der Universitäten in eine erste und
zweite Kategorie endlich, die in dem Gesetz Cafati noch
als eine rein ökonomische Mafsregel auftritt, giebt dem
Unterrichtsminister die Möglichkeit, die ihm zu Gebote
stehenden Lehrkräfte und materiellen Mittel auf die Ent-
wicklung der acht gröfseren zu Universitäten ersten Ranges
erklärten Hochschulen: Turin, Pavia, Padua, Bologna, Pisa,
Rom, Neapel und Palermo zu concentriren und diese in jeder
Beziehung zu heben und entbindet ihn andererseits der Ver-
pflichtung, den aus den kleinen Universitäten beständig an
ihn gestellten Ansprüchen um neue Lehrmittel und Lehr-
kräfte zu genügen.

Diese drei von dem Gesetz Cafati getroffenen Bestim-
mungen sind es hauptsächlich, um die sich seit 1859 bis
heute der Kampf des Particularismus mit dem Staatsge-
danken, der sich künstlich conserviren wollenden Vergangen-
heit mit dem wissenschaftlichen Fortschritt bewegt.

Die Einzelheiten dieses Kampfes sind leicht verständlich.
Was den ersten Punkt betrifft, so hat zwar bisher noch

1) Die folgenden: 1. Graf Cafati 1859—1860. 2. Graf Mamiani 1860—1861.
3. De Sanctis 1861—1862. 4. Mancini 1862. 5. Matteucci 1862. 6. Amari
1862—1864. 7. Baron Natoli 1864—1865. 8. Berti 1865—67. 9. Correnti
1867. 10. Coppino 1867. 11. Broglio 1867—1869. 12. Bargoni 1869.
13. Correnti 1869—1872. 14. Scialoja 1872—1874. 15. Bonghi 1874—1876.
Von diesen 15 Ministern waren nicht weniger als 10 (Graf Mamiani, De
Sanotis, Mancini, Matteucci, Amari, Berti, Coppino, Broglio, Scialoja, Bonghi)
ehemalige Universitätsprofessoren.

Niemand die demokratische Institution des Concurſes offen anzugreifen gewagt oder davon geſprochen, die betreffende Beſtimmung des Geſetzes Caſati abzuändern. Dagegen ſind die Angriffe nicht zu zählen, die im einzelnen gegen dieſen Paragraphen gemacht worden ſind und die leider nur zu oft dazu geführt haben, dieſe Beſtimmung völlig wirkungslos zu machen. Tritt in einer Facultät eine Vacanz ein, ſo iſt nicht ſelten an Ort und Stelle ein Bewerber vorhanden, der es zwar nicht für gerathen hält, ſich den Chancen eines Concurſes und der Vergleichung mit anderen Mitbewerbern auszuſetzen, der dafür aber von der Facultät begünstigt wird und die Sympathien der Stadt und Bürgerſchaft für ſich hat. In dieſem Falle wird der Unterrichtsminiſter ſofort von der Facultät (der ein eigentliches Vorſchlagsrecht übrigens niemals zugeſtanden hat) oder von anderen einflußreichen Perſönlichkeiten der Provinz beſtürmt, doch in dieſem Falle von dem Ausſchreiben eines Concurſes Abſtand zu nehmen und direkt auf Grund des Paragraphen 69 des Geſetzes Caſati den von den localen oder anderweitigen Einflüſſen protegirten Candidaten zu ernennen. Dieſer oft citirte und oft gemißbrauchte Paragraph 69 giebt dem Miniſter die Machtvollkommenheit, auch ohne vorhergegangenen Concurſ direkt ſolche Perſonen zu Profeſſoren zu ernennen, „welche durch Schriften, Entdeckungen oder Lehrthätigkeit ſich den wohlverdienten Ruf hervorragender Tüchtigkeit erworben haben.“ Leider ſind die Fälle nicht ſelten geweſen, in denen der Miniſter ſchwach genug war, den aus den Facultäten oder auf anderen Wegen zu ihm dringenden regionalen oder ſonſt illegitimen Einflüſſen zu willfahren und dieſen Paragraphen, der ſeiner ganzen Faſſung nach nur auf ſolche wiſſenſchaftliche Perſönlichkeiten gemünzt iſt, die über jedem Concurſ ſtehen, auch auf ſolche anzuwenden, die unter jedem Concurſ ſind und die nicht wagen dürften, ihre wiſſenſchaftlichen Ansprüche vor einer Jury von Fachmännern geltend zu machen. Aber auch dann, wenn der Miniſter muthig ſolchem Anſinnen widerſteht und nach dem Wortlaute und Geiſte des Geſetzes einen Concurſ für die Befetzung der erledigten Profeſſur ausſchreibt, auch dann geben die ungeſetzlichen Einflüſſe ihr Spiel noch lange nicht verloren, ſondern thun alles Mögliche, um zu verhindern,

dafs der von der Jury erwählte Candidat auch wirklich zum Professor ernannt und als solcher in sein Amt eingeführt werde. Zu diesem Zwecke werden alle erlaubten und unerlaubten Mittel in Bewegung gesetzt, die öffentliche Meinung wird durch die Zeitungen aufgeregt und der gesammte Einfluß der Stadt und der Provinz wird aufgeboten, um den Minister einzuschüchtern. Leider gaben sich nicht selten die Abgeordneten dazu her, diese ungesetzlichen Wünsche ihrer Wähler dem Minister vorzutragen; sie stellten ihm vor, dafs nicht blos die Universität, sondern die ganze Stadt und Provinz auf das Tiefste erregt sind, weil ihr locales Interesse bei dem Minister so wenig Berücksichtigung gefunden habe, und weil ein Fremder kommen soll, um eine Stelle einzunehmen, für welche doch ein so passender Ortsgebürtiger ohne Schwierigkeit zu ernennen gewesen wäre. Durch solche und ähnliche Mittel gelingt es mitunter, auch noch in diesem vorgeschrittenen Stadium die Ausführung des Gesetzes Casati zu verhindern oder doch wenigstens auf Jahre hinaus zu verschieben, vielleicht auch in einem oder dem anderen Falle bei einem weniger widerstandsfähigen Minister eine aufsergesetzliche Ernennung durchzusetzen¹⁾.

Die schönsten Zeiten für diese aufsergesetzlichen Ernennungen waren die Uebergangsjahre 1859 und 1860, in denen überall die provisorischen Regierungen in Ernennungen

1) Ein allernuestes Beispiel für diese Vorgänge (von der Turiner Universität) ist bereits oben erzählt worden. — Es bedarf nach dem oben Gesagten wohl kaum noch besonders ausgemalt zu werden, mit welchen Schwierigkeiten und Aergernissen hässlichster Art die über illegitime Candidaten hinweg ernannten Professoren beim Antritt ihres Amtes nicht selten zu kämpfen haben, indem sie bei Studenten, Collegien und Bürgerschaft die feindseligste Stimmung gegen sich vorfinden. So machte z. B. noch im vorigen Winter Bologna die hartnäckigste Opposition gegen einen neu ernannten Professor der medizinischen Klinik, einen geborenen Römer, der seine Stelle nicht nur ganz regelrecht als Sieger im Concurse erhalten hatte, sondern der auch im Inlande wie im Auslande mit Recht als einer der gediegensten italienischen Vertreter seiner Wissenschaft gilt. Der junge Professor stiefs bei seiner Ankunft auf einen vollkommen organisirten Widerstand von Seiten der Studenten u. s. w., der sich erst legte, als der Unterrichtsminister telegraphisch die eventuelle Hilfe des Präfecten in Anspruch nahm, um dem Professor die Besitznahme seiner Klinik zu ermöglichen!

von Professoren schwelgten, bei deren Auswahl auf alle Momente, namentlich auf die politische Gesinnung und den örtlichen Einfluss, mehr Gewicht gelegt wurde als auf wissenschaftliche Leistungen oder Befähigung.

Von den durch das Gesetz Cafati gestellten Anforderungen war niemals die Rede. Ein Aehnliches geschah sogar noch im Jahre 1870 bei der Neubegründung der römischen Universität, wo von dem Minister Correnti neben den hervorragendsten Gelehrten Italiens auch einige solche berufen wurden, die bisher noch nie an einem Concurse Theil genommen hatten.

Hier ist der Ort, auch noch eines anderen Manoeuvres zu gedenken, durch welches man die so herben Bestimmungen des Gesetzes Cafati, betreffend die Befetzung der Professuren, zu umgehen und illusorisch zu machen gewußt hat, nämlich durch die Schöpfung der sogenannten *Professori Incaricati*. Diese Kategorie, von welcher im Gesetz Cafati nur einmal ganz beiläufig als von einer möglichen Aushilfe die Rede ist, ist besonders in den letzten Jahren zu einer sehr beträchtlichen Entwicklung gelangt. Einzelne Minister hatten zuerst angefangen, in besonderen Fällen, wo sich das Bedürfnis eines neuen Lehrgegenstandes herausgestellt hatte, den betreffenden Unterricht durch besonders von ihnen beauftragte Lehrer, eben die sogenannten *Professori Incaricati* ertheilen zu lassen, die zwar keine feste Anstellung für das von ihnen gelehrte Fach besaßen, denen aber gewöhnlich der Auftrag (*incarico*) anstandslos von Jahr zu Jahr erneuert wurde. Die *Incaricati* waren entweder schon ordentliche oder außerordentliche Professoren an der Universität und hatten dann neben ihrem eigentlichen Fache auch noch das, womit sie *incaricati* waren, zu lesen, für welche Mehrleistung sie dann ein außerordentliches jährliches Honorar (gewöhnlich von 1000 Lire) empfangen; oder dieses Honorar wurde an Personen gezahlt, die keine offizielle Anstellung als Docenten an der Universität hatten, dafür aber die Verpflichtung übernahmen, in einem bestimmten Lehrfache eine bestimmte Anzahl von Vorlesungen zu halten.

Diese, dem Anschein nach ganz unverfängliche Einrichtung wurde bald die Quelle der ärgsten Mißbräuche. Die Facultäten wußten stets neue Gründe dafür zu finden,

diesen oder jenen neuen Unterrichtsgegenstand einem *Incaricato* zu übertragen und so einem Facultätscollegen zu einer Mehreinnahme oder einem Günstlinge der Facultät zu einer bezahlten Staatsanstellung zu verhelfen, welche, da sie alljährlich erneuert zu werden pflegte, die allergrößte Aehnlichkeit hatte mit einer außerordentlichen Professur, nur dafs ihr Inhaber es nicht erst nöthig gehabt hatte, sich den Unbequemlichkeiten und Chancen eines Concurfes auszusetzen. Mit diesem verwerflichen Verfahren, durch welches das Gesetz Cafati zu Gunsten illegitimer Interessen systematisch gefälscht wurde, kam auch noch ein anderer Uebelstand in den Organismus der italienischen Universitäten: die offizielle Zersplitterung der Lehrgegenstände in eine übergroße Anzahl kleiner Fächer, welche alle von besonderen befordeten Docenten gelehrt wurden und von den Studenten vorschriftsmäßig besucht werden mußten. Durch diese Einrichtung der *Professori Incaricati* sind — während man in den andern Ländern das Ziel des Universitätsunterrichts in wenigen aber guten Professoren zu suchen erkannt hat — die italienischen Universitäten gerade in den entgegengesetzten und falschen Weg gedrängt worden, die offiziellen Lehrgegenstände und das offizielle Lehrpersonal in den einzelnen Facultäten bis ins Un Sinnige zu vermehren und damit gleichzeitig jede Möglichkeit eines nicht offiziellen Privatdocententhums und freier Lehrthätigkeit zu erficken.

Mehr aber noch fast als die Bestimmungen über die Ernennungen der Professoren ist der durch das Gesetz Cafati geschaffene Oberstudienrath dem Regionalismus ein Dorn im Auge. Seit dem Jahre 1859 haben die Angriffe auf diese Behörde, in welcher die regionalen Elemente der Facultäten mit Recht ihren furchtbarsten Gegner erblicken, eigentlich niemals geruht und einmal — unter dem Minister Berti — sogar zu ihrer Aufhebung geführt. Freilich stellte der nächste Minister Coppino sie alsbald wieder her und vereitelte so den Triumph der illegitimen und regionalen Interessen. Dafs diese letzteren den Oberstudienrath fast noch mehr als den Minister selbst fürchten, ist leicht begreiflich: denn diese Behörde ist in der Lage, den Staatsgedanken reiner und rücksichtsloser zu vertreten als der

Minister selbst. Dieser muß als Mitglied des Cabinets einer Partei in- und außerhalb des Parlaments tausenderlei Rücksichten nehmen und kann oft seine Verwaltung politischen oder anderen Beeinflussungen nicht entziehen. Solche Rücksichten kennt der Oberstudienrath nicht, der nicht in dem Kampf der politischen Parteien wechselt wie der parlamentarische Minister und der daher auch in seiner Verwaltung keine Politik zu treiben braucht, sondern ohne jede fremden Rücksichten und nur von rein fachlichen Beweggründen geleitet überall unbeirrt das Interesse des Staats und der Wissenschaft wahrnehmen kann. Daher die charakteristische Erscheinung, daß alle die Minister, welche es ehrlich meinten mit dem Gesetz Casati und dem dadurch gewährleisteten wissenschaftlichen Fortschritt, bestrebt waren, die Bedeutung des Oberstudienraths zu heben und seine Befugnisse zu erweitern, sei es daß sie seine Machtvollkommenheit auf Kosten der Facultäten sei es auf ihre eigenen Kosten vermehrten, indem sie für gewisse ministerielle Mafsregeln die Bestimmung des Oberstudienrathes als gesetzliche Bürgschaft einführten. Umgekehrt wurden die Befugnisse des Oberstudienraths beschnitten und sei es zum Vortheil der Facultäten oder des Ministers vermindert, sobald an der Spitze des Unterrichtsministeriums Männer standen, denen die Einsicht oder der Muth fehlten, den gegen das Gesetz Casati gerichteten culturfeindlichen Strömungen Widerstand zu leisten.

Der dritte und letzte Streitpunkt bezieht sich endlich auf die aus dem Gesetz Casati abgeleitete Kategorie der Universitäten zweiter Classe. In dem Gesetz Casati welches — am 13 November 1859! — ursprünglich allein für die Piemontesischen Universitäten und das eben dazu annectirte Pavia gegeben worden war, hatte dieser Unterschied zwischen den Universitäten erster und zweiter Ordnung nur eine rein finanzielle Grundlage, indem darin an den Universitäten Turin und Pavia das Gehalt der Professoren um ein Drittel höher festgesetzt und außerdem die gesetzliche Anzahl der Professoren etwas höher gegriffen war, als in den übrigen kleineren Universitäten. Diese Bestimmung benutzten die späteren Unterrichtsminister, welche die Unzulänglichkeit der ihnen zu Gebote stehenden materiellen und intellectuellen Mittel und die Unmöglichkeit einfahen, alle die in dem jungen

Königreich vereinigten 21 Universitäten gleichmäfsig zu heben. So wurden von den hinzukommenden Universitäten nur noch Bologna, Pisa, Neapel, Palermo, Padua und Rom den Universitäten Turin und Pavia gleichgestellt und zu Universitäten erster Classe erklärt, während für die übrigen 13 Universitäten die finanziell geringere Kategorie des Gesetzes Casati festgehalten wurde.

Seitdem diese Scheidung getroffen wurde, führen die 13 kleinen Universitäten ein höchst unglückliches Dasein da sie weder leben noch sterben können. Jeder Unterrichtsminister betrachtet sie als eine Last und ein Hindernis, da das Gesetz ihn zwingt, von seinem ihm kärglich zugemessenen Budget alljährlich eine bestimmte nicht unbeträchtliche Summe für diese Universitäten auszugeben, während er im Innersten überzeugt ist, daß diese Summen nutzlos ausgegeben werden und zu weiter nichts dienen als zum Schaden des Landes und des öffentlichen Unterrichts die Existenz von Instituten zu fristen, die sich längst überlebt haben. Könnte er die jetzt alljährlich für die 13 kleinen Universitäten verausgabten Summen auf die 8 gröfseren Hochschulen concentriren, so wäre er in der Lage für Italien acht Universitäten wirklich ersten Ranges, wahre wissenschaftliche Centren herstellen zu können. Aber so oft es auch von den verschiedenen Ministern angestrebt wurde, auf gesetzlichem Wege die Verminderung der kleinen Universitäten (sei es durch direkte Aufhebung, sei es durch Verschmelzung mit den gröfseren Universitäten oder durch Umwandlung in andere Bildungsanstalten) durchzusetzen, blieben diese Bestrebungen doch stets erfolglos. Es stand ihnen eben Alles was die Halbinsel am regionalen und retrograden Interessen aufzuweisen hat, in geschlossener Phalanx gegenüber, und diese Opposition hat bisher noch kein Minister zu brechen vermocht. Das berühmteste Beispiel hierfür ist die im Jahre 1860 durch Parlamentsbeschluss erfolgte Wiederherstellung der durch das Gesetz Casati bereits aufgehobenen Universität in Sassari, einer kleinen Landstadt der Insel Sardinien. Das Ministerium wurde damals (mit 164 Stimmen gegen 53!) gezwungen die betreffende Verfügung des Gesetzes Casati zurückzunehmen, obwohl von den Abgeordneten Bonghi und Sella (welcher bei dieser Gelegenheit seinen *maiden-speech* hielt) in wahrhaft meisterhafter

Weise alle Gründe entwickelt wurden, welche für die Aufrechterhaltung des Gesetzes Casati sprachen. Ein ähnliches Schicksal wie diese versuchte Mediatifizierung der Universität in Salsari hatten bisher alle anderen auf ein gleiches Ziel hinstrebenden gesetzgeberischen Versuche, — und Italien besitzt noch heute dieselben 13 kleinen Universitäten, welche es im Jahre 1859 übernahm.

Die Zustände in diesen kleinen Universitäten sind greiflicher Weise höchst unerquicklicher Art. Es ist traditionelle Politik des Unterrichtsministeriums, für diese kleinen Hochschulen, an deren Zukunft und Entwicklungsfähigkeit es nicht glauben kann, nur gerade das und nicht mehr zu thun, was das Gesetz vorschreibt. Die einmal festgesetzten Dotationen und Gehälter werden fortbezahlt, — alle Mehrforderungen aber, welche die kleinen Universitäten stellen, um Errichtung neuer Professuren und Laboratorien, Erhöhung der Dotationen für Laboratorien, Kliniken u. s. w. werden vom Minister prinzipiell abschlägig beschieden. Dafs diese unterschiedslose Härte nicht auch in einzelnen Fällen dem Fortschritt der Wissenschaft schädlich ist, indem sie die Thätigkeit auch der tüchtigen an den Universitäten zweiter Classe lehrenden Professoren lähmt, ist nicht zu leugnen und kann nur auf das Tiefste bedauert werden. Andererseits aber erheischt das Interesse des Landes gebieterisch, dafs der Unterrichtsminister nur dieses und kein anderes Verfahren beobachte gegenüber den kleinen Universitäten: er darf nichts thun, was die Existenz dieser überlebten Institute noch fristen und verlängern könnte. Denn bei der jetzigen Lage der Dinge sind die meisten dieser Universitäten nichts anderes als Mittelpunkte, die das Niveau des höheren Unterrichts und der gelehrten Professionen künstlich danniederhalten, — dasselbe Niveau, welches das Unterrichtsministerium seit 16 Jahren in den gröfseren Universitäten beständig zu erhöhen bestrebt ist.

III.

So hatten in der oben geschilderten Weise schon fünfzehn Jahre lang auf dem Boden des Gesetzes Casati Licht und

Finsterniß mit einander gerungen, als im Herbst 1874 Ruggero Bonghi berufen wurde, das seit mehreren Monaten verwaiste Unterrichtsministerium zu leiten. Die Ernennung dieses vielgehassten und vielgeliebten Mannes verursachte ein ungewöhnliches Aufsehen: so weit die Ansichten über ihn auch auseinandergehen mochten, alle waren darüber klar, daß sich nun auf dem Gebiete des höheren Unterrichts eine energische Reform vorbereite, und daß derjenige, der in Schriften und von der Tribüne des Parlaments so oft und so scharf die Uebelstände unseres höheren Unterrichtswesens gerügt hatte, nunmehr auch dazu schreiten würde, sie zu verbessern. Aber ob und wie ihm dieses gelingen würde? Viele sagten schadenfroh voraus, daß der neue Minister, der scharfe Kritiker seiner vierzehn Vorgänger, ebensowenig eine Reform zu Stande bringen würde, wie jene, nun, da er als Chef einer großen Verwaltung ernsthaftere Proben staatsmännischer Begabung abzulegen habe, als Journalartikel oder Parlamentsreden. Nicht wenige aber hofften, daß auf die erste „kritische“ Periode des Schriftstellers und Abgeordneten nun eine nicht minder glänzende productive Phase des Ministers Bonghi folgen würde, und daß nun endlich der rechte Mann an die rechte Stelle berufen sei.

Wir gehörten und gehören zu den letzteren. Persönliche Freunde des jetzt gestürzten Ministers, fühlen wir uns speciell einig mit ihm in einem Interesse, das uns sehr am Herzen liegt, in allen Fragen, welche sich auf das Gedeihen des höheren Unterrichts beziehen. Mit Freuden haben wir daher die uns dargebotene Gelegenheit ergriffen, an dieser Stelle „in Worten der Freundschaft der Stimme der Wahrheit“ für das Werk des gestürzten Ministers Ausdruck zu geben. Wäre Bonghi noch heute Minister, so würde dieser Artikel ungeschrieben und Freundschaft und Wahrheit würden stumm geblieben sein. Nun, da der Minister ins Privatleben zurückgetreten ist, können wir unbefangener und frei von jeder Furcht vor Mißdeutung unsere Meinung über sein Reformwerk äußern. Mit ganz besonderer Vorliebe bringen wir diese unsere Auseinandersetzungen über die Bonghi'schen Reformen vor den kritischen Richterstuhl des deutschen Publicums, da wir hoffen, daß sie dazu beitragen werden, in Deutschland eine richtigere Kenntniß und Würdigung

Bonghi's an die Stelle des bisher gegen seine Person herrschenden Vorurtheils zu setzen. Durch eine unglückliche Verkettung von Umständen hat es dahin kommen müssen, daß von allen italienischen Staatsmännern — wenn wir La Marmora ausnehmen — gerade Bonghi von Seiten der deutschen öffentlichen Meinung die allerungünstigste Beurtheilung erfahren hat und als der incarnirte Feind jedes deutschen Wesens betrachtet wird. Wir wollen hier die Umstände nicht analysiren, die zu der Feststellung dieser nach unserer Ueberzeugung ungerechten und jedenfalls einseitigen Meinung geführt haben, auch ist es nicht unsere Absicht, hier eine „Rettung“ des Staatsmannes Bonghi zu schreiben: nur auf zwei Dinge wollen wir hier aufmerksam machen, daß der als Feind Deutschlands so arg verschrieene Mann der erste italienische Unterrichtsminister gewesen ist, welcher auf dem Gebiete der Erziehung wirklich ernsthaft den Kampf gegen den Klerus aufgenommen hat ¹⁾ — und daß zweitens vor ihm kein einziger seiner Vorgänger eine so richtige Würdigung der deutschen Wissenschaft und der auf den deutschen Universitäten herrschenden Lehrmethode an den Tag gelegt hat, wie gerade Bonghi.

Die Wahrheit der letzteren Behauptung wird Niemand leugnen können, der sich mit der Bonghi'schen Gesetzgebung vertraut gemacht hat; dieselben großen und freien Ideen von der Wissenschaft, welche die hohe Blüthe der deutschen Universitäten herbeigeführt haben, beseelen auch seine Gesetzgebung, durch welche kühner und großartiger als durch irgend einen seiner Vorgänger die im Gesetz Casati im Keime schon enthaltenen reformatorischen Gedanken weiter entwickelt und zum Ausdrucke gebracht wurden.

Als besonders wichtig für die Reform der Universitäten sind zunächst zwei Dekrete zu betrachten, in denen zwei wichtige principielle Fragen des Universitätswesens definitiv geregelt werden.

Das erste dieser Dekrete (vom 13. Mai 1875) ist nichts

1) Bonghi hat 1. die von Geistlichen geleiteten Privatschulen der Controle der Regierung unterworfen, 2. den für die Ausbildung junger Geistlichen bestimmten Anstalten verboten, Laienschüler zu unterrichten und hat 3. die vatikanische Universität geschlossen.

anderes als eine ausführliche Deklaration des Artikels aus dem Gesetze Cafati, durch welchen der Conkurs bei der Besetzung der erledigten Professuren eingeführt wurde. Es wird das Princip festgestellt, daß die Befetzung der vacanten Professuren nur nach stattgehabtem Concurse erfolgen kann. Weitere Bestimmungen über die Zusammensetzung der Commissionen, welche in dem Concurse zu entscheiden haben und über die Modalitäten des Concurses selbst, sind so abgefaßt, daß jeder illegitime Einfluß auf die Befetzung der Stellen in möglichst wirksamer Weise ausgeschlossen wird.

Die zweite Maßregel (Circular vom 30. October 1875) bezieht sich auf die Kategorie der *Professori Incaricati*. Sie ist es entschieden, welche unter allen Maßregeln Bonghi's am meisten böses Blut gemacht hat, weil durch sie zahllose Privatinteressen der einzelnen Docenten verletzt wurden.

Oben ist auseinandergesetzt worden, wie die Einrichtung der *Incarichi* vielfach dazu ausgebeutet wurde, einerseits den einzelnen Facultätsmitgliedern Mehreinnahmen zuzuwenden und andererseits Docenten in die Lehrkörper hineinzuschmuggeln, die auf gesetzlichem Wege aufgenommen zu werden nimmer hoffen durften; es wurde auch bereits darauf hingewiesen, wie dieses System zu einer höchst schädlichen Zerfplitterung der Lehrgegenstände führen mußte und führte. Allen diesen Mißbräuchen geht der Minister in dem erwähnten Rescript in höchst scharfer Weise zu Leibe. Zuerst constatirt er, daß die in dem letzten Schuljahre von *Incaricati* gehaltenen Vorlesungen nicht weniger als 210 waren und daß die Kategorie der *Incaricati* zu einem derartigen Umfange angeschwollen sei, daß sie bereits $\frac{1}{4}$ sämmtlicher Universitätslehrer ausmache. Unter diesen seien Personen, denen überhaupt jede gesetzliche Qualifikation Unterricht zu ertheilen abgehe. Auch sei der Mißbrauch vorgekommen, daß einzelnen Personen mehr als ein *Incarico*, ja sogar verschiedene *Incarichi* in verschiedenen Städten ertheilt worden seien. Diese Mißbräuche seien abzustellen und zwar in folgender Weise: 1. wo wirklich das Bedürfnis für einen besonderen Lehrgegenstand vorhanden sei, da sei der Unterricht womöglich stets durch einen auf dem Wege des Concurses ernannten ordentlichen oder außerordentlichen Professor zu ertheilen, nicht aber durch einen *Inca-*

ricato; und 2. wo es dennoch aus besonderen Gründen empfehlenswerth sei, einen *Incaricato* und keinen Professor zu ernennen, da sei die Lehrerqualifikation des betreffenden Docenten vorher genau und nach bestimmten Normen zu prüfen. Unter diesen von dem Minister selbst darauf festgestellten Bestimmungen befindet sich auch der bezeichnende Paragraph, daß ein Professor, der zugleich Parlamentsabgeordneter sei, kein *Incarico* übernehmen dürfe.

Die strenge Anwendung der in dem Circular vom 30. October 1875 niedergelegten Bestimmungen verminderte alsbald die auf den verschiedenen Universitäten ertheilten *Incarichi* auf weniger als die Hälfte, und man begreift, daß diese Mafsregel, durch welche die pekuniären Interessen von etwa 100 ordentlichen und außerordentlichen Professoren und wilden Docenten auf das Empfindlichste gekränkt wurden, ein großes Geschrei auf den Universitäten verursachte und geeignet war, dem Unterrichtsminister eine allgemeine Unpopularität einzubringen. Auch kann nicht geleugnet werden, daß durch dieses strenge Verfahren einzelne verdiente Docenten in sehr harter Weise betroffen wurden. Dennoch war die öffentliche Meinung auf den Universitäten in dieser Frage dem Minister günstig: denn es muß sich jeder darüber klar sein, daß bisher einer Verbesserung des Professorengehaltes in Italien Nichts hindernder im Wege gestanden hat, als gerade dieses System der *Incarichi*. Jeder Minister, der etwas für die Verbesserung der Professorengehälter thun will, muß zuvor mit dem System der *Incarichi* gründlich gebrochen haben, denn solange dem Ministerium dieses Palliativmittel zu Gebote steht, solange es dem einzelnen besonders verdienten oder besonders bedrängten oder besonders zudringlichen Professor stets mit der größten Leichtigkeit durch Ertheilung von *Incarichi* eine Gehalterhöhung von 1000—2000 Lire zufließen lassen kann, so lange wird die so nothwendige Erhöhung der Professorengehälter als einheitliche und organische Mafsregel nie stattfinden. Sobald aber das Ministerium sich der Möglichkeit, dieses Mittel anzuwenden, entäufert hat, wird es durch die Macht der Umstände gezwungen sein, als allgemeine Mafsregel einen Gehaltsatz einzuführen, der bisher als eine Art von Wohlthat zahlreichen einzelnen Professoren zu Gute kam.

Diese beiden Dekrete Bonghi's werden jedoch an Wichtigkeit bei Weitem in den Schatten gestellt durch sein gesetzgeberisches Hauptwerk, die neue Universitätsregulative vom 3. und 11. October 1875, welche nichts weniger als eine vollständige Reorganisation der italienischen Universitäten enthält.

Es ist eine eigenthümliche Thatfache des italienischen Parlamentarismus, daß während Interpellationen und Gesetze von kaum irgendwelcher Bedeutung zu tagelangen Debatten und Discussionen, zu einer unglaublichen Entwicklung von Parteigeist und Parteiberedtsamkeit führen, daneben manchmal die weittragendsten und die wichtigsten politischen Interessen involvirenden Gesetze von der Kammer fang- und klanglos ohne jede Discussion angenommen werden. So geschah es auch mit dem Gesetz, welches die Basis des Bonghi'schen Reformwerks bildet. Dieselbe Kammer, welche noch wenige Monate vorher dem Minister in tausend einzelnen Kleinigkeiten bei Gelegenheit der Budgetberatung u. f. w. die Hölle heiß genug gemacht hatte, nahm am 18. Mai 1875 ohne jede weitere Discussion einen Gesetzartikel an, durch den der Unterrichtsminister ermächtigt wurde, mit dem Oberstudienrath eine neue Prüfungsordnung zu vereinbaren und durch königliches Dekret einzuführen.

Kaum war der Minister in den Besitz dieser für ihn so kostbaren Vollmacht gelangt, als er an die Arbeit ging mit dem Eifer eines Mannes, der ein lange erstrebtes Ziel endlich in nächster Nähe vor sich sieht. In der Sitzung des Senats vom 28. Mai entwickelte er in längerer Rede die Grundzüge seines gesetzgeberischen Programms unter dem Beifall der Senatoren. Die gedruckte Rede schickte er dann an alle Facultäten und verlangte ihr Gutachten über die darin niedergelegten Ideen: im Allgemeinen sprachen sich die Facultäten durchaus günstig für die von dem Minister beabsichtigten Reformen aus, und gaben zum Theil noch dazu Rathschläge für die Ausführung der Ideen des Ministers.

Hierauf bildete der Minister zur Ausarbeitung der neuen Regulative eine Commission, die ihren Arbeiten die Rede des Ministers und die Gutachten der Facultäten zu Grunde legte. Auch die Ausarbeitung der besonderen Reglements für die einzelnen Facultäten wurde gleichzeitig theils von

der selben Commission, theils unabhängig von ihr durch den Minister selbst in Angriff genommen, der sich für jede einzelne Facultät mit den verschiedensten Fachmännern in Verbindung setzte und sich von ihnen vergleichend statistisches Material ansammeln und Gutachten, Entwürfe u. s. w. ausarbeiten und mittheilen liefs. Die einschlägigen Gesetzgebungen und Einrichtungen aller Culturländer wurden studirt, um so das neue Werk auf der breitesten Basis vergleichender Sachkenntniß aufzuführen. Uns persönlich beauftragte der Minister mit der Ausarbeitung eines ersten Entwurfs der medicinischen Studien- und Examens-Ordnung, bei welcher Arbeit wir in der liebenswürdigsten Weise von italienischen, deutschen u. a. Fachgenossen unterstützt wurden, denen hier unsern herzlichsten Dank zu sagen uns Bedürfnis ist. Ein berühmter deutscher Physiolog übersandte uns ein höchst werthvolles Manuscript über die Einrichtung der medicinischen Facultäten und von allen Seiten her, an die wir uns um Auskunft oder um Mittheilung statistischen Materials ¹⁾ wandten, wurde stets auf das Wirksamste unseren Wünschen entsprochen, so dafs wir uns in der glücklichen Lage befanden, unter der genauesten Kenntniß der in den anderen Ländern bestehenden Verhältnisse unsern Entwurf ausarbeiten zu können. — In ähnlicher Weise wie der Entwurf für die medicinische Facultät wurden die Reglements für die übrigen Facultäten hergestellt.

Alle diese einzelnen Entwürfe wurden von der oben erwähnten Commission discutirt, eventuell modificirt und schliesslich genehmigt. Der Minister schickte alsdann an die Rectoren sämmtlicher Universitäten den Entwurf für das allgemeine Universitätsreglement und ausserdem noch den Entwurf für diejenige Facultät, welcher der Rector angehörte und erbat über diese das schriftliche Gutachten der Rectoren. Schriftliche Gutachten über die Reglements der einzelnen Facultäten wurden ferner von zahlreichen besonders angesehenen Fachmännern eingeholt. Auf Grund aller dieser Gutachten nahm der Minister selbst einige Modificationen mit den Entwürfen vor und brachte sie dann erst

1) Das bekannte, oben citirte Buch von Billroth, welches dieses Material gesammelt enthält, war damals noch nicht erschienen.

zusammen mit dem gesammten auf ihre Entstehungsgeschichte bezüglichen Material vor den Oberstudienrath.

Der Oberstudienrath ließ die einzelnen Reglements durch besondere Commissionen prüfen, die bereits im September darüber ihren Bericht abstatten konnten. Noch in derselben Septembersitzung ertheilte der Oberstudienrath der allgemeinen Universitätsregulative sowie den Reglements für die philosophische und mathematisch-naturwissenschaftliche Facultät seine definitive Genehmigung. In der nächsten Sitzung des Oberstudienraths wurden auch die beiden noch rückständigen Reglements für die juristische und medicinische Facultät genehmigt, nachdem das letztere noch einmal an eine besondere vom Minister präsidirte Commission zurückgewiesen worden war. So konnten nach viermonatlicher unausgesetzter Thätigkeit am Anfang October sämmtliche Reglements die königliche Unterschrift erhalten und publicirt werden.

Der Fortschritt, den die neuen Reglements auf dem Gebiete des höheren Unterrichts bezeichnen, bezieht sich wesentlich auf drei Punkte. Sie führen an Stelle des bisherigen absoluten Studienzwinges eine relative Lernfreiheit ein, sie ordnen in mehr wissenschaftlichem Sinne die Lehrgegenstände innerhalb der einzelnen Facultäten und endlich reformiren sie gründlich das bestehende entschieden fehlerhafte System der Examina.

Der erste Punkt, die Lernfreiheit der Studirenden hat in Italien eine eigenthümliche Geschichte gehabt. Der Gesetzgeber von 1859 hatte auf dem Boden seiner durchaus liberalen Principien den Studirenden eine so gut wie absolute Freiheit in der Wahl und Reihenfolge ihrer Vorlesungen gewährt. Dieses System mochte seine Uebelstände gehabt haben; aber jedenfalls war die unwürdige absolute Sklaverei nicht gerechtfertigt, in welche der italienische Student durch das bis zuletzt gültig gebliebene Reglement Matteucci vom Jahre 1862 geschlagen worden war. Durch dieses Reglement waren nicht nur alle in den Facultäten behandelten Lehrgegenstände zu Zwangscollegien erklärt, sondern es wurde auch dem Studenten noch die Reihenfolge der Vorlesungen und das Jahr vorgeschrieben, in welchem er diese oder jene Vorlesung zu hören habe. In dem neuen Reglement Bonghi

ist zwar die Einrichtung der Zwangscollegien für die wichtigsten Fächer noch beibehalten, dem Studirenden aber freigestellt, in welcher Reihenfolge und in welchem Jahre er die einzelnen Vorlesungen hören will. So ist durch das neue Reglement dem einzelnen Studenten der nöthige Spielraum für die Ausbildung seiner individuellen wissenschaftlichen Neigungen gegeben, während durch den bisher geltenden Studienzwang dieses belebende Element gänzlich ausgeschlossen war.

Ueber die Disposition der einzelnen Lehrgegenstände innerhalb der verschiedenen Facultäten könnten wir hier nicht sprechen, ohne uns in ein endloses Detail zu verlieren oder gar über Fächer zu reden, in welchen wir nicht competent sind. Es mag hier die Bemerkung genügen, daß der offizielle Lehrplan für die medicinische Facultät, den wir speciell mit zu vertreten haben, abgesehen von zwei unbedeutenden Abweichungen völlig übereinstimmt mit der später und ganz unabhängig von uns von Billroth veröffentlichten Ordnung der medicinischen Studien. Diese erfreuliche Uebereinstimmung mag als die beste und schlagendste Vertheidigung des neuen Reglements gelten gegenüber dem ihm besonders häufig gemachten Vorwurfe, daß die Anzahl der offiziellen Lehrgegenstände eine zu beschränkte sei. Wir wollen für die übrigen uns fernerstehenden Facultäten diese Fragen nicht erörtern, für die medicinische Facultät aber müssen wir daran festhalten, daß es eine durchaus heilsame Mafsregel des Ministers war, die — wie oben auseinander-gesetzt, meist nur aus rein persönlichen Gründen — in der unsinnigsten Weise zersplitterten Lehrfächer wieder zu vereinigen und ihre Anzahl auf ein erträglicheres Mafs zurück-zuführen. Daß bei dieser Mafsregel nicht zu weit gegangen wurde, dafür bürgt uns die völlige Uebereinstimmung mit dem *sine ira et studio* ausgearbeiteten Entwurfe von Billroth. — Ausserdem scheinen die Gegner ganz zu vergessen, daß der durch das neue Reglement festgesetzte Katalog offizieller Lehrgegenstände nur das gesetzliche Minimum der auf sämmtlichen Universitäten erster und zweiter Kategorie zu haltenden Vorlesungen bezeichnen soll; und daß der Minister sich ausdrücklich das Recht vorbehalten hat, an den gröfseren Universitäten, und wo ihm wirklich geeignete

Lehrkräfte nachgewiesen werden, eine Theilung und eine Vermehrung der Lehrgegenstände eintreten zu lassen.

Nur ganz kurz wollen wir hier auf eine wichtige Consequenz aufmerksam machen, welche die beiden bisher betrachteten Reformen, die Einführung einer wenn auch beschränkten Lernfreiheit und die numerische Reduction der offiziellen Lehrgegenstände für das Leben der italienischen Universitäten haben werden. Sie bereiten nämlich den Boden für ein künftiges Privatdocententhum. Die Entwicklung eines solchen war bisher an den italienischen Universitäten so gut wie unmöglich, da einerseits den in jedem einzelnen Schuljahr mit Zwangscollegien überladenen Studenten völlig die Zeit fehlte, außer diesen noch andere Vorlesungen zu besuchen, und andererseits für alle diejenigen Nebenfächer, die auf deutschen Universitäten meist der Lehrthätigkeit von Privatdocenten überlassen bleiben, offizielle befoldete Lehrer, die *Incaricati*, vorhanden waren. Auch sonst enthalten die neuen Reglements noch zahlreiche Bestimmungen, welche die Institution der Privatdocenten, die in spärlicher Anzahl allerdings schon auf den italienischen Universitäten existirten, in jeder Weise zu heben und zu kräftigen geeignet sind. Wenn wir auch nicht hoffen können, daß diese dem Organismus der italienischen Universitäten bisher so gut wie gänzlich fremde Institution in Folge der neuen Regulative alsbald jene bedeutende Stellung einnehmen werde, die sie sich z. B. in Deutschland errungen hat, so müssen wir es doch dankbar anerkennen, daß durch die neuen Reglements wenigstens die nothwendigsten Existenzbedingungen für den von den Privatdocenten zu ertheilenden Unterricht geschaffen worden sind.

Der dritte noch zu behandelnde Punkt, die Reorganisation der Examina, ist endlich dasjenige Mittel, durch welches die neuen Reglements am Wirkksamsten in das Leben der italienischen Universitäten eingreifen.

Bisher bestanden in Italien die Examina allein in enger Verbindung mit dem in Zwangscollegien ertheilten Universitätsunterricht. Am Ende eines jeden Schuljahres wurden aus den Docenten besondere Examenscommissionen von je drei Mitgliedern gebildet, vor denen die Studenten in jedem einzelnen Lehrgegenstande ein Examen abzulegen hatten.

Es gab daher für jeden einzelnen Studenten genau so viele Examina wie obligatorische Lehrgegenstände, d. h. für den Mediciner etwa zwanzig und für den Juristen etwa fünfzehn. Am Ende des Gesammtstudiums und nach der glücklichen Ueberwindung dieser sämmtlichen Einzelexamina mußte dann noch ein mündliches Gesamtexamen über das ganze Fach vor der Facultät bestanden werden, welches aber in der Regel nur auf eine reine Formalität hinauslief.

Es ist klar und war auch von allen Einsichtigen anerkannt, daß das bisherige System durchaus zu verwerfen sei. Das Lernen und Wissen des Studirenden nahm unter dem Einfluß dieser überreichlichen Examina eine rein mosaikartige Form an, indem die Studenten verführt wurden, sich für einen Lehrgegenstand nur so lange zu interessiren, bis sie darin ihr Examen abgelegt hatten. Den Professoren wurde durch diese vielen Examina eine erdrückende Arbeit auferlegt: So hatten z. B. in der juristischen Facultät zu Padua im Monat Juli 1874 sechs Professoren nicht weniger als 910 Examina abzuhalten! — Ein letzter Uebelstand dieses Systems war die rein theoretische Natur dieser mündlichen Examina auch in den praktischen Fächern.

An die Stelle dieser alten, und wie Niemand bestreiten wird, höchst mangelhaften Examensordnung setzen die neuen Reglements nunmehr folgende Bestimmungen:

Die Specialexamina am Ende der einzelnen Vorlesungen sind aufgehoben; an ihre Stelle treten Testate der Professoren, welche bescheinigen, daß der Student die Vorlesung fleißig und mit Nutzen besucht hat. Zu diesem Zwecke soll der Professor am Schlusse der Vorlesung mit den bei ihm inscripten Studenten ein kurzes mündliches Examen anstellen. Von diesem Examen kann er diejenigen dispensiren, von deren Fleiß und Lernen er sich im Laufe der Vorlesung und der damit verbundenen Uebungen bereits hat überzeugen können.

Diese Fleißestestate in den verschiedenen obligatorischen Lehrgegenständen muß der Studirende alle beisammen haben, ehe er sich zu dem definitiven Fachexamen präsentiren kann. Für dieses letztere sind die bisher untrennbar vereint gewesenen Functionen der Lehrer und der Examinatoren streng geschieden worden. Diese eigentlich wichtigen Endexamina,

welche die Berechtigung zur Advokatur, zur ärztlichen Praxis u. f. w. ertheilen, sind nicht mehr Universitätsexamina geblieben, sondern Staatsexamina geworden, welche vor einer besonderen, von dem Unterrichtsminister *ad hoc* zu ernennenden Prüfungscommission stutzufinden haben.

Wir brauchen wohl nicht auf den großen Culturfortschritt aufmerksam zu machen, der in dieser Mafsregel liegt, welche die für das Lehren und Lernen in den italienischen Universitäten bisher so schädliche Identität zwischen Lehrern und Examinatoren aufhebt. Wohl aber verdient besonders hervorgehoben zu werden, dafs mit dieser neuen Examensordnung das Unterrichtsministerium ein Mittel besitzt, der für die höhere Entwicklung der gelehrten Professionen so schädlichen Existenz der kleinen Universitäten wirklich ernsthaft zu Leibe gehen. Das neue Reglement giebt nämlich dem Unterrichtsminister die Befugnifs, die Anzahl und die Residenz der Commissionen für das Staatsexamen beliebig festzusetzen, und er wird sich dieser seiner Freiheit dazu bedienen, diese Commissionen stets nur an den gröfseren, niemals aber an den kleineren Universitäten zu ernennen. Haben aber einmal die kleinen Universitäten erst das Recht, die Erlaubnifs zur ärztlichen und zur juristischen Praxis zu ertheilen, eingebüfst, so ist damit ihre Hauptanziehungskraft für die Studenten und ihr Hauptwerth für die Provinzen dahin — und in einigen Jahren vielleicht wird die wirkliche Aufhebung dieser Hochschulen, von denen manche nichts anderes als Centren des wissenschaftlichen Rückschrittes sind, stattfinden können, ohne wie bisher auf den unbefiegbaren Widerstand der regionalen Interessen zu stofsen.

Doch, wer weifs? Schon einmal ist vom Unterrichtsministerium das Gleiche versucht worden, und ohne Erfolg der Minister Mateucci hatte bereits die Staatsexamina eingeführt und glaubte damit die Existenz der kleinen Universitäten an der Wurzel getroffen zu haben: damals aber erhob sich mit furchtbarer Gewalt Alles, was von regionalen Interessen verletzt worden war oder sich bedroht glaubte, und Mateucci's Nachfolger wurde gezwungen, den alten *status quo* wiederherzustellen und den kleinen Universitäten das

Recht zu belassen, nach wie vor Doctoren und Advokaten zu creiren.

Ein Gleiches scheint sich jetzt vorzubereiten: ein gewaltiger Sturm der Opposition hat sich gegen die neue Bonghi'sche Regulative erhoben, und augenblicklich ist es noch zweifelhaft ob sie stehen bleiben oder fallen wird.

Wir würden fürchten den deutschen Leser zu langweilen, wenn wir ihn in diese jetzt mächtig wogende Discussion einweihen und die einzelnen Anschuldigungen analysiren wollten, die in reichem Maße gegen die neue Regulative ins Feld geführt werden. Wir glauben ihn vielmehr durch die vorher gegangenen Auseinandersetzungen bereits in den Stand gesetzt zu haben, *a priori* das Wesen und den Werth dieser Opposition zu kennen und zu beurtheilen, auch mit uns zu hoffen, daß dieses Mal endlich Wissenschaft und Staatsautorität siegreich emportauchen mögen aus den trüben Wassern unwissender und ungerechtfertigter Interessen.

Rom, im Mai 1876.

Franz Boll.

Corrado Tommasi-Crudeli.

Rom als Hauptstadt des Königreichs Italien 1871—1876.

Von 1860 bis 1865 war Turin die Hauptstadt des neuen Reichs, von 1865 bis 1871 Florenz, seitdem bis auf den heutigen Tag war es Rom. Man kann also sagen, daß jede der drei großen Städte den ersten Platz im Reich, als Sitz der Regierung bis jetzt ungefähr gleich lang behalten hat; um jedoch einen Vergleich zwischen diesen drei verschiedenen Mittelpunkten anzustellen, und dem gegenwärtigen Zustand Roms gerecht zu werden, ist es nöthig, die Lage dieser Hauptstadt gegenüber der der beiden anderen, als sie mit einem Male, so zu sagen am Tage der Befreiung, zu den höchsten Ehren berufen ward, vergleichend in's Auge zu fassen.

Im Jahre 1859, im vollen Licht der dort seit mehr als einem Jahrzehnt leuchtenden Freiheit, begann in Turin die gemeinfame National-Bewegung. Dort hatten sich, sei es als Verbannte, sei es freiwillig, die besten Bürger aus allen Provinzen Italiens zusammengefunden, um an der Befreiung des Vaterlandes theilzunehmen. Dort lebte eine rüstige Bevölkerung, stolz auf ihre Stellung als Schildwache der Alpen; dort durfte man mit Recht sich auf die Vergangenheit berufen im Bewußtsein der Opfer, welche für das Land im Krieg wie im Frieden gebracht worden waren; dort wurden die Freiheitsbestrebungen schon durch die Ueberlieferung gestärkt und angespornt, die mit ihnen verwandt war; dort empfand endlich Italien, daß es ihm nicht beschieden sei zu ruhen, sondern seine Kräfte zusammen zu nehmen, um neue größere Schlachten zu liefern. Dieser ihrer Sendung ent-

sprach die Hauptstadt am Po in bewundernswürdigster Weise.

Florenz empfing darauf die nicht begehrte, ja kaum erwünschte Herrschaft: zeigte sich aber sogleich als besonders geeignet, einem großen und freien Staat als Mittelpunkt zu dienen. Bis 1859 war Toskana jede politische Freiheit verfaßt worden, es war jedoch der großherzoglichen Tyrannei nicht gelungen, jeden Fortschritt der bürgerlichen Gesellschaft zu hemmen. Man kann im Gegentheil sagen, daß Wissenschaften und Künste eine glückliche Erweiterung und Entwicklung unter dem gefallenem Regiment erhalten hatten das mehr zum Schläfe als zur Grausamkeit neigte. Toskana hatte seinen alten Kultus für die wirtschaftliche Freiheit bewahrt, und Florenz war in seiner Gemeindeverfassung der Tradition seiner glorreichsten Zeiten treu geblieben. Es wußte was und wie viel es zur nationalen Einheit beigetragen hatte, und begriff alle aus dieser Verantwortlichkeit entspringenden Rechte wie all' die Pflichten, die ihm dadurch auferlegt wurden. In Florenz befand Italien sich wie im eigenen Hause; das am Po begonnene Werk ward am Arno fortgesetzt, etwa wie eine Familie, die ihre Wohnung gewechselt, nach einigen Tagen ruhig ihre Gewohnheiten wieder aufnimmt.

Die gefallene großherzogliche Regierung wurde in Toskana nicht ernstlich beweint. Im Jahre 1859 mochte der Großherzog wohl zehn Anhänger gegen tausend Patrioten gehabt haben; im Jahre 1865 war jene geringe Schaar noch um ein Beträchtliches vermindert, oder aber sie hegte für das Haus Lothringen nur noch die allerplatonischste und harmloseste Neigung. Von übertriebener religiöser Leidenschaft war in Florenz kein Schimmer. Gläubige und Ungläubige fühlten und handelten je nach ihren Ueberzeugungen, völlig unabhängig vom öffentlichen Leben, von Regierung, Parlament, Gemeinderath, nach dieser wie nach allen anderen Seiten verstand und übte man wahre Freiheit.

Daher konnten alle Kräfte ohne Widerstand, ja fast ohne Widerrede sich nach dem einzigen Ziele richten, Florenz seiner neuen Bestimmung würdig zu machen. In kürzester Frist verwandelte sich die neue Hauptstadt vollständig,

sie wurde vergrößert und verschönert, so daß Italien stolz darauf sein durfte, und die Fremden sie bewundernd anstaunten. Dem Stadtrath standen Männer wie Peruzzi und Cambray-Digny vor, die in sich stark und von einsichtsvollen muthigen Gemeinderäthen unterstützt, leicht jede Schwierigkeit überwand; und die Zuneigung der Bevölkerung, in welcher Einheimische und neu hinzu Gekommene brüderlich wetteiferten, half ihnen, die schwere Aufgabe zu lösen. So konnte das innere Leben von Florenz nicht nur mit den neu entstehenden Bedürfnissen Schritt halten, sondern kam ihnen fürsorglich zuvor. Denn die Keime gesunder Volkswirtschaft hatten schon unter der früheren unumschränkten Gewalt feste Wurzel gefaßt, und Niemandem kam es in den Sinn, die Einmischung des Staates, oder die Hülfe der Regierung zur Erneuerung der Hauptstadt zu verlangen.

Als die Hauptstadt noch in Turin war, hatte sich die öffentliche Meinung, die politische Färbung in Florenz stets mäßig und der Regierung günstig erwiesen, sie blieb sich gleich nach der Ueberfiedelung, man war freundlich, ohne Lobhudelei, ergeben ohne Unterwürfigkeit; jeder ernstlich freisinnige Fortschritt wurde unterstützt. Der Staat hatte schwierigen Verhältnissen zu begegnen, heftige Kämpfe entbrannten im Parlamente. Vom Palazzo Pitti ging 1866 die Kriegserklärung an Oesterreich aus — und der Feldzug war kein glücklicher: im Herbst 1867 mußte man einen bewaffneten Aufstand an der Gränze unterdrücken, und mit Bangigkeit sah man dem Laufe der Begebenheiten im Jahre 1870 zu. Bei all' diesen Ereignissen blieb Florenz sich treu; immer ruhig, ernst ohne Furcht in der Stunde der Gefahr; jubelnd ohne Prahlerei im Augenblicke der Freude, jederzeit bereit die öffentlichen Gewalten zu unterstützen, in Ehren zu halten, zu vertheidigen, zu jedem Opfer für das Vaterland entschlossen. So lebte Florenz als Hauptstadt und starb wie es gelebt hatte.

Was erst in Turin, dann in Florenz sich ereignet, wiederholte sich in Rom nicht, konnte sich dort nicht wiederholen. Zur Befreiung Italiens hatte es nur mit einer langen, aufrichtigen, aber unfruchtbaren Sehnsucht beitragen können. Rom war für Italien ein Name, ein Ziel gewesen, aber keine Kraft. Ein großer Theil des römischen freisinnigen Elementes war ausgewandert, und hatte sich seit 10 Jahren mit der übrigen

Nation verschmolzen; in der neuen Hauptstadt fehlte das besondere Gepräge, der unterscheidende Stempel der örtlichen Tradition der für die Einheit des Vaterlandes vollbrachten Thaten. Die Geschichte der Grösse Roms im Alterthume konnte ihm das Recht auf besondere Ehrfurcht verleihen, doch keine Quelle von Beispielen sein, sie konnte fogar leicht den Grund zu einem unfruchtbaren Hochmuth legen, statt es anzufeuern, der neuen Lage und den neuen Zeiten gemäfs mitzuhandeln. Das Andenken der Vertheidigung gegen die französischen Waffen war zwar lebendig; aber es waren das glorreiche Erinnerungen der Republik, und zwar einer Republik, die so gelebt und geendet hatte, dafs sie nie wieder erstehen konnte; Erinnerungen, die man nicht zu praktischen Zwecken heraufbeschwören durfte, die der gegenwärtigen Bewegung weder Licht noch Leitung gewähren konnten.

Zu diesen Gründen die Rom unvermeidlich eine untergeordnetere Rolle zuwiesen als sie Turin und Florenz gespielt hatten, mufs noch die Wirkung der 25jährigen von fremden Bajonetten aufrecht gehaltenen Regierung Pius' IX. hinzugefügt werden. Die grösstentheils leidenschaftlichen oder oberflächlichen Schilderungen jener Zeit haben meist mit Vorliebe bei der Grausamkeit verweilt, mit welcher die Vaterlandsfreunde unter dieser Herrschaft verfolgt wurden. Wer aber die Ereignisse mit Gelassenheit untersucht, wird finden, dafs die Tyrannei der Bourbons im Süden Italiens hundert Mal unbarmherziger und gräfslicher war als die priesterliche in Rom, während es nichtsdestoweniger Ferdinand II. nicht gelang im Bekämpfen und Unterdrücken jeder gefunden Freiheitsidee, und jedes redlichen Nationalgefühles in der Brust seiner Unterthanen Pius IX. auch nur von weitem zu erreichen. Inmitten der Feuersbrunst, die es von allen Seiten umflammte, dachte eben das Papstthum weniger daran diese zu löschen, als Rom völlig davon abzufondern. Im Jahre 59 durch die Befreiung der Legationen, ein Jahr darauf durch den Verlust der Marken und Umbriens bedeutend verkleinert schlofs es sich in Rom ein, und verschanzte sich dort. An den Gränzen ward jede Mittheilung von Gedanken und Gefühlen aufgefangen, und eine Art chinesischer Mauer errichtet. Das wüste und traurige

Weichbild der Stadt ward der Sanitätsordon, der die Hauptstadt der katholischen Welt vor dem Ansteckungsstoffe der italienischen Freiheit bewahren sollte. Dieses vor 25 Jahren begonnene und seit zehn bis zum Uebermaße gesteigerte Werk der Vereinzelung wirkte mächtig auf eine ganze Generation, besonders auf den jüngeren Theil derselben. Daher fühlte man in Rom lebhaft mit Italien, ohne es zu verstehen. Die Verbannung der besten Männer der Stadt, begünstigte und verstärkte jene strenge Quarantäne, und so blieb Rom über Italien im Dunkeln. Vollständig von jeder Theilnahme am politischen Leben ausgeschlossen, wurden die Bürger der Stadt unter dem doppelten Joche des Vatikans und des französischen Kaiserthums völlig niedergedrückt. Die bürgerliche Gesellschaft wurde nicht zur eigenen Verwaltung herbeigelassen, denn der Gemeinderath, aus der Regierung hervorgegangen, sollte nichts mehr sein, als ein Zweig des großen Baumes der unumschränkten Theokratie.

An der Universität bemühten sich die besten Köpfe, den in die Augen springenden Widerspruch zwischen den Fortschritten der Wissenschaft und den krankhaften Fieberausgeburten des Syllabus zu verbergen: für alles Uebrige war der Unterricht der dürftigste und ausschließliche in den Händen des Klerus. Die Philosophie machte man zur Sklavin des Dogma's, die Geschichte wurde *ad usum Vaticanum* eingerichtet; Wissenschaften und Künste dienten einem unmännlichen und unedlen Asketismus; der Journalismus, als tragbare Waffe, war verboten, über jede andere Kundgebung allgemeiner Gedanken oder der Fortschritte des menschlichen Wissens herrschte der Index unumschränkt. So war Rom moralisch, politisch und gesellschaftlich gestaltet, und nicht besser war es mit dem materiellen Leben bestellt.

Die erste und vielleicht einzige Fürsorge der Regierung, zur Entwicklung der Arbeit, äußerte sich in der Feier aller erdenklichen Feste. Die beste Beschäftigung der Bürger sollte darin bestehen, daß sie in der Kirche faulenzten. Die Gerichtshöfe hielten Sitzung und walteten der Gerechtigkeit wann und wie es den Herren gefiel. Zwei oder drei Mal wöchentlich ward die Börse geöffnet; aber als Entschädigung für diese Anstrengung blieb die Post am Sonntage geschlossen. Da Gewissensfreiheit zu den Gotteslästerungen

zählte, gab es in Rom kein ruhiges und sicheres Familienleben; noch konnte man dem eigenen Willen gemäß leben oder sterben. In den höhern Sphären schmeichelte man der Regierung indem man sie ausbeutete, in den niedern war sie verhaßt, aber gefürchtet und man gehorchte ihr. Der Mittelstand, in dem die Hauptkraft der modernen Gesellschaft liegt, fehlte in Rom gänzlich; daher unterschied man dort, mit wenigen Ausnahmen, nur zweierlei: Adel und Volk. Dem ersten ward das Almosengeben als Pflicht auferlegt und dem zweiten das Empfangen als Recht zugestanden; so beschützte und beförderte man den Müßiggang, den Feind jeglicher Freiheit, die Quelle des Elends und der Schwäche. An Vergrößerung und Verschönerung der Stadt dachte man wenig; man begnügte sich sie für die Bequemlichkeit der höheren Klassen und der Fremden einzurichten. Rom stellte sich Italien am 20. September 1870 ungefähr in der Gestalt eines ungeheuren Gasthauses und eines ungeheuren Museums dar, unter dem Drucke einer regierenden Kirche. Wie konnte man erwarten, daß eine Stadt in solcher Lage nun sie plötzlich zur Metropolis geworden, den Vergleich mit Turin und Florenz aushalten würde?

Die municipale Frage drängte sich ernst und dringend in den Vordergrund, ob das gemeine Gesetz auf Rom angewandt, der Rath des Kapitols in eine freie Gemeinde umgestaltet; oder aber ein neues, besonderes, vorübergehendes Gesetz gemacht werden sollte, das aus Rom eine Art von „Statthaltertschaft des Tibers“ schüfe, bis daß die Stadt Kraft, Einsicht, Muth und Erfahrung genug gewonnen, um sich selbst zu verwalten. Dieser Vorschlag ward lange im Rathe der Krone geprüft und besprochen, aber aus zwei Gründen verworfen; erstens, weil man den ungünstigen Eindruck befürchtete, den diese Ausnahmsmaßregel in Rom, in Italien, ja selbst in Europa hervorbringen könnte, als ein der neuen Hauptstadt *a priori* gegebenes Zeugniß der Unfähigkeit, zweitens: weil, wenn der Staat, sobald er unter irgend einer Form oder Verbesserung, die Verwaltung der Gemeinde übernehmen würde, die Verpflichtung anerkennen müsse, einen Theil wenigstens der Kosten zu bestreiten. Sella, damals Finanzminister, war nicht der Mann es zu wagen die Staatsbilanz einer so unbestimmten

und unbekannten Bürde zu unterwerfen. So ward denn Rom sich völlig selbst überlassen, wie früher Turin und Florenz; das Kapitol ward der freien Wahl der Bürger anheimgegeben.

Wir sind im Jahr 1876. Wer sich nach Rom begiebt, oder nur irgend ein Blatt Italiens liest, hört nichts als lebhaftes Befchwerden oder entrüstete Proteste: „In der neuen Hauptstadt“ — sagt und schreibt man — „geht alles schlecht: Eingeborene wie Neugekommene haben dort mit Unbequemlichkeiten aller Art zu kämpfen. Der Stadtrath macht nichts recht; versteht es nicht, kann es nicht verstehen; keinem einzigen Bedürfnis der Hauptstadt wird ernstlich nachgekommen. Das Parlament ist schlaff, die Regierung, der jede Stütze fehlt, kraftlos. So kann es nicht vorwärts gehen; rasche und energische Mittel müssen angewandt werden.“

Sehen wir nun rasch was bis jetzt gethan worden, und wie es geschah; was unterlassen wurde, und warum?

Das Aufführen neuer Gebäude war die erste zu lösende Aufgabe, und man beging dabei sofort einen grossen Fehler. Unter der päpstlichen Regierung war eine grosse Strafse, die von dem Bahnhofe in den Mittelpunkt der Stadt führen sollte, von Monsignor de Mérode entworfen, ja sogar angefangen worden. Die Erbschaft dieser Anlage fiel uns zu, wurde aber schlecht verwerthet. Im Jahre 1870 hatte Rom noch keinen angemessenen Bahnhof; in drei Jahren errichtete man ein sehr grosses und schönes Gebäude, aber an derselben Stelle, wo das frühere sich befunden, das heisst, in grosser Entfernung vom Mittelpunkte; überdies wurde beschlossen, die unumgänglich nöthigen neuen Viertel um daselbe her zu bauen. Im Herzen der Hauptstadt, dem Tiber entlang, gegenüber dem alten Stapelplatze des Flusses, Ripetta genannt, befindet sich ein weites Terrain, das sich deutlich, ja, wie von selbst zur Vergrößerung der Stadt darbietet. Die Spekulation bemächtigte sich sogleich dieser weiten Felder, und treffliche Vorschläge wurden gemacht. Man wollte eine Brücke oder auch zwei über den Fluss schlagen, um diese, Prati di Castello genannten, nackten Felder mit der Ripetta in Verbindung zu bringen. Hier sollte der neue Bahnhof erbaut, hier Paläste, Häuser, Villen errichtet werden, um so den Bedürfnissen aller Klassen zu ent-

sprechen. Unglücklicherweise aber bestanden sowohl Stadtrath als Regierung darauf, daß die neuen Baulichkeiten auf dem Esquilin und Maccao erstehen sollten. Der Staat begünstigte den Irrthum der Gemeinde insbesondere noch durch den Beschluß, den Palast des Finanzministeriums auf dem Esquilin, in der Nähe der Porta Pia zu erbauen, und diesem Zwecke 10 bis 12 Millionen Lire zu opfern. Seinerseits gab der Stadtrath eine Summe von 23 bis 25 Millionen hin, um schöne und weitläufige, aber durch ihre Lage den Stadtbedürfnissen nicht entsprechende Viertel anzulegen. So sieht man dort heute prächtige Paläste und elegante Villen, die unbewohnt bleiben, theils wegen ihrer ungeheuren Entfernung vom Centrum, theils wegen ihrer hohen Miethpreise. Das Aufgeben der Prati di Castello gab der Spekulation den ersten unglücklichen Stoß; Associationen und Privatleute verloren viel Geld dabei und der Muth, mit welchem Italiener und Fremde nach Rom geeilt waren, das Ihrige zum materiellen Wachsthum Roms beizutragen, sank oder kühlte sich wenigstens bedeutend ab. Der offenbare Mißerfolg der Bauten auf der Höhe hielt auch das von de Mérode begonnene Werk zurück, so daß die Via Nazionale, welche nur langsam und unter tausend Hindernissen fortschreiten konnte, noch nicht den dritten Theil ihrer Ausdehnung erreicht hat, während sie in fünf Jahren hätte vollendet sein können und müssen.

Hatte es etwa an Ingenieuren oder Gesellschaften gefehlt, um großartige und glänzende Projekte vorzuschlagen? Wir begnügen uns deren drei zu erwähnen, die allein hingereicht hätten, die Hauptstadt von Grund aus umzugestalten. Der Plan eines breiten Baumganges, der von Häusern und Palästen eingefasst, vom Bahnhofe ausginge, um Rom in gerader Linie zu durchlaufen, und am Vatikan zu münden, wurde gezeichnet. Alles war bereit, es mangelten weder die Millionen, noch war der von der Gemeinde verlangte Beitrag ein übertriebener. Der Entwurf wurde von allen bewundert, das Kapitol aber scheute sich davor, wie vor einer Utopie. Ein anderer Entwurf bezweckte, die nöthigen Anstalten, welche den sich stets erneuernden Tiberüberfluthungen vorbeugen sollten, mit der Verschönerung der Stadt zu verbinden, indem es eine Reihe Lungo Teveres nach dem Plane der Lungarni in Florenz vorschlug.

Dieser Plan ward ausgestellt und erwarb allgemeinen Beifall. Der Stadtrath jedoch hielt es nicht einmal für nöthig, ihn einer Prüfung zu unterwerfen. Ein drittes Vorhaben öffnete auf der Piazza Colonna, neben der Post und an das Parlamentsgebäude stoßend, eine ungeheuerere Gallerie nach dem Muster der mailändischen, nur in verdoppeltem Maßstabe. Die Privatspekulation nahm diesen Entwurf mit Enthusiasmus auf; die von der Gemeinde beanpruchte Beihilfe war gering und der Art, daß jedem Opfer in wenigen Jahren reichlicher Ersatz geworden wäre: aber auch dieser dritte Vorschlag blieb ein todter Buchstabe!

Im Jahre 1871 machte der Stadtrath unter trefflichen Bedingungen bei der Nationalbank eine Anleihe von 30 Millionen Lire; dann hielt er inne. Jene Summe ward zum größten Theile von den Bauten auf der Höhe verschlungen, und um den jährlichen Ausfall zwischen den geringen normalen Einkünften und den bedeutenden Ausgaben zu decken. Nach jenem ersten Schritte verblieb die Gemeinde innerhalb eines *circulus vitiosus*. Seit drei Jahren strömen auf dem Kapitol von allen Handelsplätzen Europa's Vorschläge zu Anleihen herbei: Deutschland, Holland, sogar England machten welche, und wiederholten sie. In der Angst zu viel auszugeben, fand der engherzige und furchtsame Stadtrath den bequemen Ausweg: den erschöpften öffentlichen Schatz in keiner Weise füllen zu wollen — etwa wie Jemand, der aus Furcht, einer Versuchung die Geld kostet zum Opfer zu fallen, die Börse zu Haufe liefse.

Solcher Weise wurden die wichtigsten Fragen hinsichtlich der öffentlichen Bauten gelähmt. Ganz Europa weiß, wie dringend für Rom ein Entschluß in Betreff des Tibers ist. Zwei unübersteigliche Hindernisse erhoben sich in Form zweier Praejudicial-Fragen dagegen. Erstens: sollen die Arbeiten sich auf Abwehr der Ueberfluthungen beschränken, oder zugleich zur Erneuerung und Verschönerung der Stadt dienen! Zweitens: in welcher Weise, und zu welchem Betrage sollen Regierung und Stadtrath sich bei den Kosten betheiligen? Die Erörterungen waren lang, die Streitigkeiten endlos, und bis heute weiß man noch nicht, ob man 25 oder 100 Millionen dafür ausgeben soll. Eben so wenig weiß man, wer sie zahlen müßte, und die Dazwischen-

kunft des Generals Garibaldi scheint unglücklicherweise bestimmt, die verwickelte Angelegenheit nur noch mehr zu verwirren statt sie zu lösen.

Die Regierung hat ihrerseits allerdings noch nicht viel zur Beförderung der Umwandlung der Stadt gethan. Sie begann mit einem grossen vielleicht politischen, gewiss materiellen Irrthum: den Quirinal zur königlichen Residenz zu bestimmen. So arm auch Italien sein mag, besitzt es doch immerhin genug, um für ein neues königliches Schloß 20 Millionen auszugeben, wenn man den Grundstein dazu im Dezember 1870 gelegt hätte, und somit den Ortsbehörden, und den Bürgern der Stadt mit dem guten Beispiel vorangegangen wäre. Der Quirinal entspricht durchaus keiner der Anforderungen eines königlichen Palastes, trotz der bedeutenden, zu seiner Herstellung verausgabten Summen. Der König hat dort noch kein grosses Fest wie in Turin und Florenz geben können, weil die Räume dazu fehlen. Die Prinzen von Piemont möchten während des Carnevals alle diejenigen, welche auf Auszeichnung, Rang, Geschmack und Reichthum Anspruch haben, an ihren Empfangsabenden vereinigen, allein diese Versammlungen sind beschränkt an der Zahl, denn sie finden in engen Räumen statt, die nichts von der Grösartigkeit königlicher Gemächer haben, besonders für eine Stadt, die an die monumentale Grösse des Vatikans gewöhnt ist. Wenn der deutsche Gesandte im Palazzo Caffarelli ein Fest giebt, übertrifft er mit seinen Sälen den Glanz des Quirinals. Wenn die Doria, die Borghese oder andere grosse Familien ihre Gemächer zu einem Ballfeste öffnen wollten, würden sie, selbst ohne es zu wollen, die königliche Familie demüthigen. Und dieser Uebelstand der überall sehr bedenklich wäre, ist es in Rom doppelt, da es aus vielen Gründen dort rathsam wäre, die Phantasie der Menge durch Prachtschauspiele zu fesseln, die einigermaßen der asketischen Grösse das Gleichgewicht hielten, die ihr als Hauptstadt der katholischen Welt eigen ist.

Bei der Einfetzung der verschiedenen Ministerien hatte die Regierung fast ausschliesslich die Erfordernisse der Sparsamkeit im Auge, und benutzte hierzu diejenigen Klöster, die sich besser, oder weniger schlecht dazu eigneten. Das Ministerium der äussern Angelegenheiten hat fast allein ein

würdiges und bequemes Unterkommen im Palazzo della Consulta gefunden, wo Visconti Venosta trefflich erfonnene und noch besser ausgeführte Arbeiten angeordnet hat, so daß seine Geschäftslocale nichts zu wünschen übrig lassen, hinsichtlich der Bequemlichkeit, wie des Geschmacks, ja des Luxus. Das Ministerium des Innern ward in den Palazzo Braschi verlegt; ein fürstliches, aber wegen seiner Entfernung vom Centrum, dem Telegraphen und der Quästur wenig geeignetes Gebäude. Diese beiden Aemter müßten in unmittelbarer Berührung mit dem Kabinet des Ministers stehen. Die übrigen Ministerien und Behörden richteten sich ohne irgend einen Gedanken an Verständigung oder Zusammenhang ein. Das Kriegsministerium ward in drei Abtheilungen zerlegt; das der Finanzen in vier, und nachdem das Ministerium des öffentlichen Unterrichts sich Anfangs im Mittelpunkte der Stadt, auf der Piazza Colonna, etablirt hatte, ward es später mit den Finanzen in das frühere Kloster der Minerva versetzt. Der Umstand, daß die Hauptdikaasterien so zerstreut, und in beträchtlicher Entfernung von einander liegen, trägt nicht wenig dazu bei, den Gang der Geschäfte zu hemmen und giebt beständig Veranlassung zu gerechten Klagen Seiten der Bürger. Die Einrichtung der Botschaften war leichter, und gerieth daher besser. Deutschland besaß im Palaß Caffarelli auf dem Kapitol ein Gebäude, das allen Ansprüchen der Stellvertretung eines Staates ersten Ranges entsprach, und Herr von Keudell hat dort in neuester Zeit Verschönerungen ausführen lassen, die künstlerisches Verdienst mit unbestreitbarer Nützlichkeit verbinden. Die doppelte diplomatische Vertretung Spaniens, die politische und die religiöse, haben sich in dem prächtigen Palazzo della Spagna, auf dem gleichnamigen Platze, einzurichten gewußt. Frankreich hat nicht daselbste gethan, Graf Corcelles konnte sich nicht dazu entschließen, die Wohnung mit dem Minister der die Republik beim Quirinal vertritt, zu theilen; aber der Marquis de Noailles hat sich leicht darüber getröstet, indem er im Palaß Farnese, jener alten monumentalen Residenz der Bourbons in Rom, seinen Sitz aufschlug. In Ansehen des sehr hohen von ihm angebotenen Miethpreises, unterdrückte der Exkönig von Neapel das Gefühl politischer Schicklichkeit, und schloß

nach langem Hin- und Herschwanken, und trotz des lebhaften Bedauerns des Papstes den Kontrakt ab. Oesterreich brachte seine zwiefache Vertretung im Palazzo di Venezia unter, der, was seine Grösse betrifft, für vier Botschaften ausreichen würde. Der König hätte diesen Palaſt dem wiener Hofe sehr gern abgekauft, um Kammer und Senat daſelbſt ein Obdach zu geben; aber der Vorſchlag ward 1871 abgelehnt, um die Empfindlichkeit des heiligen Stuhles nicht, indem man die Einrichtung Roms zur Hauptſtadt erleichterte, zu ſehr zu reizen. Auch die übrigen Gefandtschaften wuſten auf ähnliche Weiſe eine genügende Unterkunft zu finden.

Vollſtändig befriedigend, ſelbſt für die höchſten Ansprüche, fiel auch die Verlegung der Kammer in den Palaſt von Montecitorio, und die des Senates in den Palazzo Madama aus. Die Präſidenten, welche auf einander folgten in der auf Lebenszeit erwählten Verſammlung, und Biancheri, den die zweite Kammer ſeit 7 Jahren immer wieder in ſeiner Würde erneut, haben anerkannt, daſs das Parlament weder in Turin, noch in Florenz ſo bequeme, weite und reiche Räumlichkeiten beſeſſen wie in Rom. Dem allen gemäß kann man alſo annehmen, daſs bei Verlegung des Sitzes der Regierung, in Betreff der ſo zahlreichen öffentlichen Aemter, wenn auch nicht alle und nicht die grösſten, ſo doch viele der zu be-
 gegnenden Schwierigkeiten überwunden worden.

Die Einſetzung dieſer Behörden muſte mit der Thätigkeit der Handlung der Liquidationskommiſſion Schritt halten, die berufen worden das Geſetz über Aufhebung der Klöſter in Ausführung zu bringen. Dieſe Liquidation der geiſtlichen Güter war eine der wichtigſten Aufgaben, die Italien in den verfloſſenen 5 Jahren vollendet hat. Bekanntlich erhielt die Liquidationskommiſſion den Auftrag ſich in den Beſitz alles beweglichen und unbeweglichen Gutes der geiſtlichen Verbrüderungen zu ſetzen, und den Mitgliedern der unterdrückten und aufgelöſten Körperschaften diejenige Summe anzuweiſen, die ihnen in Folge des Geſetzes als Penſion zukäme. Es iſt hier wohl die Stelle, einige amtliche Angaben mitzutheilen. Die Kommiſſion, die zwei Jahre hatte um ihre Aufgabe zu löſen, wies 2940 Gehalte an, deren jährlicher Betrag in 1 Million 180,000 Lire beſteht. Neun und zwanzig

Klöster wurden dem Stadtrathe übergeben, der Regierung die Bibliotheken von 54 geistlichen Häusern, in denen sich 535,448 Bände vorgefunden. Der Gesamtbetrag des Vermögens erhellt aus folgenden Daten:

Activa.

Unbewegliche Güter	L. 20,000,000	} Totalsumme L. 61,500,000.
Bewegliche Güter	L. 41,500,000	

Paffiva.

Schuldenlast die vor der Aufhebung auf den Gütern		} Totalsumme L. 38,000,000.
lastete	L. 20,000,000	
Schuldenlast die das Gesetz mit sich		
bringt	L. 18,000,000	
Abschluß-Activa L. 23,500,000.		

Alle Räumlichkeiten wurden zu gleicher Zeit mit der genannten Summe zwischen den verschiedenen administrativen Körperschaften, die das Gesetz bezeichnete, getheilt und der Stadtrath und die Provinz bestimmten den größten Theil dieser beträchtlichen Hilfsmittel den öffentlichen Schulen.

Die von der Gemeinde zu Schulzwecken ausgeworfene Summe belief sich auf 3 Millionen 600,000 Lire. Am Schlusse des Jahres 1871 enthielt die römische Provinz 400 öffentliche Knabenschulen, und 335 für Mädchen; am Schlusse von 1874 waren die erstern auf 458, die letztern auf 433 gestiegen. Am Schlusse von 1871 gab es 14,847 Schüler und 13,503 Schülerinnen am Schlusse von 1874 enthielten sämtliche Schulen 37,707 Individuen. Wenn man sich bei dieser Untersuchung auf Rom allein beschränkt, erscheint der Fortschritt noch bedeutender. Während des Schuljahres 1870 auf 1871 befanden sich 46 Knaben- und 25 Mädchen Schulen in der Hauptstadt, von 1873 auf 1874 stiegen die erstern auf 145, die letzteren auf 179; zugleich hob die männliche Schülerzahl sich von 2454 bis auf 4299, und die weibliche von 886 bis zu 4323. Es bedurfte kaum dreier Jahre um die weibliche Erziehung dem Einflusse der Klöster zu entwenden.

Noch rascher war die Zunahme in den Abendschulen für Erwachsene; während 4 Jahren stiegen sie von 101 auf 423, und die Sonntagschulen von 32 auf 251. Die Zahl

der Schüler der Abendschulen, die im Jahre 1871, 1833 betragen, steigerte sich 1874 bis auf 18,217; diejenige der Sonntagschulen gelangte von 1139 zu 7493. Der Fortschritt war also noch auffallender, als beim Zwangsunterricht; ein treffliches Anzeichen, denn der Schulbesuch der Kinder hängt vom Willen der Eltern ab, während derjenige der Erwachsenen ein freiwilliger ist, der schwere Opfer kostet, und den lebhaften Wunsch bezeugt, sich der Pest der Unwissenheit zu entziehen.

Hat der günstige Verlauf der öffentlichen Freischulen den bezahlten Privatanstalten vielen Schaden zugefügt? Die, welche nicht taugten unterlagen natürlich der Mitbewerbung; aber die, welche Vertrauen einflössten, ertrugen sie und gediehen. In der That wiesen die von Privatpersonen geleiteten männlichen Elementarschulen im Jahre 1871, 4571 Schüler auf, und zählten am Schlusse von 1874, 5019; und die weiblichen stiegen in derselben Zeit von 4951 bis auf 5532.

Doch begnügte sich der Eifer der verschiedenen Vorgesetzten hiermit nicht. In der römischen Provinz wurden von der Regierung 7 technische Schulen eröffnet: 3 in Rom, und je eine in Viterbo, Frosinone, Velletri und Civitavecchia. In der Hauptstadt gründete man ein Gymnasium-Lyceum, das schon zu den besten des Reiches zählt, und eine höhere Realschule die jetzt 200 Schüler enthält. Der Stadtrath errichtete eine höhere Töchterfschule, die den wohlhabenden Familien ermöglicht, ihre Töchter mit mässigen Kosten zu erziehen, und ihnen eine vollendete, höhere Bildung angedeihen zu lassen, ohne sie in Institute, Convikte oder Conservatorien zu geben.

Zu gleicher Zeit fuhren alle die nicht vom Gesetze aufgelösten, religiösen Körperschaften, die Seminarien, und all' jene katholischen Verbindungen, die bis 1870 in Rom die ausschliessliche, unumschränkte Ausübung des Unterrichtes gehabt, fort, ihres Amtes unter dem Schutze der nationalen Freiheit, als Privatinstitute zu walten. Indessen aber konnte oder wollte die Mehrzahl der Lehrer an derselben sich nicht dem nöthigen Examen unterwerfen, welches das Gesetz zum Erlangen des Diploms vorschreibt, dessen ein jeder Lehrende bedarf, und es kann nicht geläugnet werden, dass die Regierung sich nicht entschliessen konnte, die nöthige Energie

zu entfalten, um sie entweder zu unterdrücken, oder zu zwingen, dieser Verpflichtung nachzukommen. Trotzdem gewann der Laienunterricht in 5 Jahren die Oberhand über den geistlichen, und wie beim höhern Unterrichte, von dem wir in der Folge, beim Zusammenfassen all' des Aufgezählten, sprechen werden, so beim niedern, ward der Klerus im Kampfe mit der Freiheit überwunden.

Von der Aufklärung zur öffentlichen Sicherheit ist der Schritt kurz, denn unglücklicherweise hat die Geschichte der Gefängnisse direkte Beziehung zu derjenigen der Schulen, und die Zahl der Vergehen und der Verbrechen steht in genauem Verhältnisse mit der geringern oder grössern Unwissenheit der Massen.

Fast gleichzeitig mit der königlichen Regierung begann in Rom die Einrichtung der städtischen Polizei, zwei äusserst schwierige Aufgaben, da alles was zur Reinlichkeit oder Gesundheitslehre gehört, in der Stadt vollständig vernachlässigt worden war, und die Wächter der öffentlichen Ordnung unter der päpstlichen Regierung mit Recht verhasst waren. Dazu kommt, dass nicht allein der Ausdehnung, sondern auch der topographischen Lage wegen, das Beschützen der öffentlichen Sicherheit viel grössere Schwierigkeiten in Rom bietet, als irgendwo sonst, Neapel nicht ausgenommen. Hunderte und Hunderte von engen, winkligen, krummen Gassen begegnen, durchkreuzen, verstricken sich hier, hauptsächlich in den vom niedern Volke bewohnten Vierteln. Ueberdies sind viele unserer riesigen Denkmäler der Vergangenheit weit vom Mittelpunkte, in majestätischer, aber gefährlicher Einsamkeit gelegen. Trotzdem können wir folgendes günstige Zeugnis einer nicht verdächtigen, Italien keineswegs günstig gesinnten hervorragenden Persönlichkeit anführen; das des Erzbischofs von Dublin, der kürzlich in Rom war und, von seiner Reife zurückgekehrt, in den Blättern New-York's sich dahin äusserte: dass er in der Hauptstadt Italiens die Freiheit und Sicherheit eines Jeden, ohne Unterschied der politischen Farbe, auf das wirksamste beschützt gefunden habe.

Die päpstliche Regierung unterhielt allein in der Stadt Rom 770 Gendarmen; das ganze jetzt angestellte Personal erreicht nicht die Zahl 700. Es besteht aus den Wachen

des Stadtrathes, denen der Quästur und den königlichen Karabinieren; diesen ist ganz besonders der Dienst des Durchstreifens und Ueberwachens der poetischen, aber furchterregend öden und nackten Campagna, die Rom umgiebt, anvertraut. Während nun in den drei letzten Jahren des päpstlichen Regimentes die Anzeigen räuberischer Straßeneinfälle beim römischen Gerichtshofe sich auf 518 beliefen, erreichen sie von 1871—1874, trotz der erwähnten geringern Zahl angewandter Kräfte, nur die Höhe von 264 und nahmen später noch mehr ab, so daß sie im Jahre 1875 sich auf nur 38 fielen. Auch die Diebstähle verminderten sich in bedeutendem Maße, die der Straßentaschendiebe ausgenommen, deren Vermehrung man der zunehmenden inneren Bewegung der Stadt, und der Milde der italienischen Gesetze gegen derlei Vergehen zuschreiben muß, während die päpstlichen von fast roher Strenge waren. Auch die Verwundungen in Folge von Streitigkeiten und Zornesausbrüchen haben zugenommen; denn die alte Gewohnheit Messer bei sich zu tragen, und in den Schenken, von denen es in Rom wimmelt, dem Weine und Spiele im Uebermaße zu fröhnen, trägt immer schlimme Folgen bei der arbeitenden Klasse, die roh und lebhaft, frisch vom Lande zur Arbeit kommen, und bei den neuen Bauten und den neuen Ausgrabungen Beschäftigung finden.

Das Wort „Ausgrabungen“ führt mich natürlich dazu diesen wichtigen Gegenstand zu berühren. Kaiser Napoleon III. befahl bekanntlich einen Theil des Palatins als Privateigenthum, und ließ dort unter Leitung des Herrn Rosa fleißig und mit großem Kostenaufwande arbeiten; in manchen Jahren betrug dieser gegen 50,000 Francs. Die Orti Farnesiani gehörten dem Könige von Neapel, der während seiner Verbannung in Rom dort einige mehr scheinbare als eingehende Arbeiten ausführen ließ. Im Jahre 1871 kaufte die italienische Regierung beide Besitzthümer, so daß jetzt der ganze Palatin dem Staate gehört. Das Budget des Ministeriums wirft 300,000 Lire für die Ausgrabungen im ganzen Reiche aus; eine Summe, die selbst verdreifacht für das Bedürfnis nicht ausreichen würde. Die Beschränktheit der Mittel, die man bei jeder Gelegenheit, oft mit Unrecht, anzurufen pflegt, erlaubt keine größere Ausgabe. Selbst wenn die Regierung den Vorschlag dazu

gemacht hätte, wäre er nicht vom Parlamente genehmigt worden, in Folge der auf Montecitorio herrschenden Strömung, die jeder nicht handgreiflich nöthigen Ausgabe entgegen ist.

Trotzdem hat der Minister Bonghi sich das Verdienst einer heilsamen Reform erwerben können. Anfangs bestanden vier Oberämter für die Ausgrabungen, die in den verschiedenen Provinzen ohne Einheit des Plans und ohne wissenschaftliche Tendenz arbeiteten. Der Minister Bonghi errichtete nun in seinem Ministerium eine Generalleitung der Ausgrabungen, zu deren Haupt er den Senator Fiorelli ernannte, einen Mann von europäischem Rufe; zu Gehülfen, mit dem Titel von Generalinspektoren, gab er ihm die Herren Rofa und Gamurrini. An den übrigen Orten, wo sich früher Oberämter befanden, ernannte er Inspektoren der Ausgrabungen und Denkmäler des Alterthums, in der Absicht sie von besonderen Kommissionen, die aus den gebildetsten und in diesem Fache unterrichtetsten Bürgern der Stadt gewählt würden, unterstützen zu lassen. Leider giebt es dieser gebildeten und unterrichteten Männer nur wenige in Italien, und wenn man den Süden, hauptsächlich Apulien ausnimmt, wo ein vielversprechendes Aufleben dieser edlen Studien im Gange scheint, findet man dieselben im übrigen Theile des Reiches nur wenig gepflegt. Daraus folgte denn, daß Bonghi's Reform in Betreff der Ernennung jener Kommissionen noch nicht hat angewandt werden können, wenn sie auch hinreicht, um dem falschen und gefährlichen System, das während vier Jahren bei den Ausgrabungen in Rom befolgt worden war, Einhalt zu thun.

Ehe der Senator Fiorelli die Oberleitung übernahm, hatte man in der That große Arbeiten im Kolloseum unternommen in der Meinung man würde den alten Boden desselben entdecken, dabei vergaß man aber, daß ein ähnliches Unternehmen vor 40 Jahren unter Pius VI. vergeblich versucht worden war, da unbezwingbare Wasserfluthen die damaligen Ausgrabungen überschwemmten. Diese Erscheinung wiederholte sich jetzt, nachdem man aus unbedachter Sucht nach unmöglichen Entdeckungen über 50,000 Lire daran verschwendet. Nachdem dieses zerstörende Werk zum Stillstand gebracht worden, muß man jetzt daran denken, das

Wasser vom Boden des Kolloseums zu entfernen, und zu folchem Zwecke sind 20,000 Lire nöthig, die ohne Verzug ausgegeben werden müssen, von denen man aber noch nicht weifs, wo man sie hernehmen soll; weil Gemeinde, Provinz und Staat sich noch nicht über den jedem zukommenden Antheil der Kosten verständigt haben.

Dieselben Uebelstände waren bei den um das Pantheon her begonnenen Arbeiten zu beklagen. Nachdem festgestellt war, dafs dieses majestätische Gebäude sich auf einer Erhöhung befinden sollte und dafs seine jetzige, mit dem Boden der Strasse gleiche Lage nur davon herrührt, dafs dieser sich übermäfsig erhöht hat, wollte man versuchen die alten Stufen zu entdecken die einst zum Tempel geführt hatten. Die Ausgrabung wurde begonnen, kaum aber waren die ersten schon bekannten Stufen entblöfst, als wie gewöhnlich das Wasser hervordrang, und die Strasse noch gröfseren Schaden erlitt, so dafs sie fast einzubrechen drohte. Da befahl das Ministerium die Arbeiten einzustellen und die gemachten Ausgrabungen eiligst zuzuschütten. So waren also wieder einige 1000 Lire ausgegeben worden, um das Vergnügen einen der besuchtesten und dem Verkehr unentbehrlichsten Plätze der Stadt mit aufgehäuften Material zu versperren. Dagegen wird die Bewunderung von Italienern und Fremden immer noch durch die Ausgrabungen am Fusse des Kapitols und im Forum erregt, wo die Arbeit unaufhörlich weitergeht. Wären die ärmlichen 300,000 Lire, die im Budget festgestellt sind, alle zu diesen Ausgrabungen allein verwendet worden, so würde die Wissenschaft dadurch vielleicht Eroberungen machen können, mit denen Rom die Welt auf das Neue in Erstaunen setzen würde.

Der Armuth und dem Geize des Staates könnten zum Theile Affociationen von Privatleuten oder Klubs abhelfen, die in anderen Ländern durch Vereinigung der Kräfte, und mit geringen individuellen Opfern Wunder leisten. Aber in Italien und besonders in Rom ist es unmöglich danach zu streben, darauf zu bauen vergeblich. In Rom sind die Vereine entweder politische Verbindungen, wie der alte Circolo Cavour, der nach drei Jahren vor Elend starb, und wie die Società Costituzionale die vor kurzem emporgetaucht ist, ohne besondere Elemente der Lebenskraft aufzuweisen, oder aber

Gewerbeverbindungen, wie der Juristenverein, der technische Verein, der Handelsverein, die in dem engen Kreise der Berufsinteressen hinvegetiren, oder endlich gesellschaftliche Verbindungen, wie der Circolo Nazionale für die Bürgerschaft und der Jagdklub für die Aristokratie. Diese Vereine leben gut oder schlecht, abgefondert in sich und für sich; sie besitzen keine Initiative, sie haben und suchen kein Feld der Thätigkeit außerhalb ihres Kreises; sie bestehen aus dem Grunde, weshalb sie entstanden, wie der Alpenklub — dessen Abtheilung in Rom sehr gedeiht — für die Alpen lebt, und die geographische Gesellschaft, die sich glänzend entfaltet, aber nur auf den Fortschritt der Wissenschaft bedacht ist, welcher sie sich gewidmet. Dergleichen Associationen sind aber keine Kraft, die den Aeußerungen der öffentlichen Meinung irgendwie einen Impuls verspräche oder gäbe. Wer einen Beweis dafür wünschte, könnte ihn in der Vergangenheit und Gegenwart der römischen Bank suchen und finden. Dieses Institut, das der absoluten Nothwendigkeit eines beschränkten Bezirkes dient, indem es den Bedürfnissen des Handels der Stadt und Provinz abhilft, wäre vielleicht schon zu Grunde gegangen, hätte die Regierung nicht von 1870 an die Nothwendigkeit eingesehen, es zu unterstützen. Die anderen Kreditvereine, die nach Rom übersiedelten, mußten an die römische Bank einen beträchtlichen Antheil abzahlen, so zu sagen als Entschädigung für die bevorstehende Konkurrenz, und auch in dem Gesetze für die Verbindung aller Banken, das unlängst votirt worden¹⁾ und leider keine günstigen Erfolge gehabt, wurde der Nutzen des einheimischen Institutes kräftig verfochten und verbürgt, so daß es eine neue Serie seiner Bankscheine erlassen konnte, von glänzenden Beweisen des wohlverdienten, öffentlichen Zutrauens begleitet. Aber der Charakter der Banca Romana ist eben ein durchaus lokaler; die Geschäfte werden dort verhandelt und abgeschlossen, wie in der Familie, und sie trägt zur Thätigkeit der Börse nicht bei, obwohl diese unglücklicherweise in ihrem Palast ihren Sitz hat. So fand die römische Börse von Seiten der einheimischen Elemente nur sehr geringe Anregung; die Spekulation beschränkt sich auf wenige Werthpapiere die

1) S. Italia Band I, Artikel VII.

fets den lokalen Gewohnheiten und Neigungen angepaßt sind. In den fünf letzten Jahren entstanden eine Menge guter, mittelmäßiger und völlig schlechter Kreditanstalten; die Banca Italo-Germanica ward unter den besten Anzeichen gegründet, stellte ihre Zahlungen aber leider in kläglicher Weise ein; ihr Fall erschütterte und erregte den Markt auf das Tiefste, und ward die Veranlassung zu mehreren ähnlichen Vorgängen. Unter all' den neuen Stiftungen war nur eine einzige die siegreich allen Katastrophen widerstanden, die Banca Generale. Da aber die größten finanziellen Mächte am Ufer des Arno's blieben, so hat bis auf den heutigen Tag die florentinische Börse eine viel größere Wichtigkeit, als die römische.

Nachdem wir alle diese Daten thatsfächlich festgestellt, und die moralische und materielle Wirkung klar gemacht, welche die Verlegung der Hauptstadt nach Rom hervorgebracht, ist es an der Zeit die moralischen und materiellen Urfachen dieser Wirkung zu erforschen und zu prüfen; zu sehen wie und warum sie stattgefunden, in einem Worte, in der Vergangenheit den Grund und die Erklärung der Gegenwart zu suchen und zu entscheiden: in wie fern und bis zu welchem Grade die allgemeinen Klagen gerechtfertigt sind.

Vor allem muß des sonderbaren, neuen, in der Geschichte einzigen Falles eingedenk sein, daß hier ein entthronter König in der Stadt lebt, die einst ihm gehörte. Dieser entthronte König lebt unbeschränkt; in der Verbannung und doch gegenwärtig; in der Gefangenschaft und doch frei; in Armuth und zugleich reich an Millionen. Er ist der Feind Italiens, aber das verhindert nicht, daß dieses, ihm mit den Beweisen höchster Ehrfurcht begegne; täglich verwünscht er die Freiheit und die nationale Einheit; täglich aber werden neue Bildnisse von ihm gemacht und ausgestellt, und man wetteifert darin die neuesten und genauesten der öffentlichen Neugier zu bieten. Man nehme einen Augenblick an, daß Napoleon III. nach Sedan unter ähnlichen Bedingungen in Paris geblieben wäre, und sage uns, in welcher Weise Herr Thiers Frankreich regiert hätte! Ein bedeutender Theil der höhern römischen Gesellschaft ist der geistlichen Herrschaft des Papstes zugethan, zugleich aber ehrt sie dieselbe noch immer als weltliche Macht und gehorcht

ihr auch heute noch als folche. Eine Phalanx von niedern und höhern Beamten des gefallenen Regimentes umgeben seinen Thron, denn sie finden es äusserst bequem den Leichnam der begrabenen weltlichen Macht mit Wünschen und Weihrauch zu feiern, da er jeden Monat die Hand öffnet, und dem süßen Müßiggange der Gegenwart dieselbe Befoldung gewährt, die einst den geringen Mühen der Vergangenheit zu Theil wurde. Endlich hat der Papst noch die Menge der Ehrgeizigen für sich, der hohen und niedrigen Stellenjäger, die gehofft im Königreiche Italien reich, oder wenigstens wohlhabend, und wenn nicht groß, doch einflussreich zu werden, und die, in ihren Hoffnungen getäuscht, sich der kleinen Strömung von Volksthümllichkeit überliefern, die aus dem sehr einfachen, aber sehr mächtigen Grunde: weil Pius IX. nicht mehr regiert, den Vatikan umgeben mußte. Diese ganze Anhäufung von Leuten, die sich an die Klippe des Papstthums klammern, alle diese Auster der Tiara, machen freilich nur eine leichte und unbedeutende Minderzahl aus, die geringe Gefahr bietet, aber sie stellen nichtsdestoweniger einen Complex von Kräften dar, die sich nicht nur der allgemeinen Thätigkeit zu Gunsten Roms und Italiens entziehen, sondern ihr entgegen arbeiten; und zu ohnmächtig die Maschine zu zertrümmern, immerhin nichts dazu thun, sie drehen zu helfen.

War wohl in Turin oder Florenz von ähnlichen Ursachen und Wirkungen auch nur die geringste Spur zu finden? Sicherlich nicht. Daher müssen sie gründlich studirt werden, ehe man über die Weise in welcher Rom sich als Hauptstadt anläßt, ein Urtheil fällt. Es ist das ein interessantes Bild von welchem die Meisten nur die äußern, hervorstechendsten und vorübergehendsten Zufälligkeiten bemerken werden, während vor allem das Wesen und die Umrisse untersucht werden sollten.

Als Italien Rom einnahm, war die Folge eine ungeheure, moralisch wie materiell. — Die Unterthanen des Papstes wurden nicht allzu empfindlich besteuert. Die Regierung des Königs brachte der neuen Hauptstadt mit einem Schlage die ganze Anhäufung aller der Abgaben, die während 10 Jahren in Italien entstanden waren. Der Stofs ward gut ausgehalten und überblickt man die Resultate der Steuereinnahme im Patri-

monio di S. Pietro, so wird man sie nicht unter denen der übrigen Provinzen finden. Das Papstthum übte keine Soldatenaushebung; die italienischen Rekrutirungsgesetze wurden in ihrer strengsten Form auf Rom angewandt, nämlich, indem allen Klassen das Recht der Befreiung genommen wurde; und dieses ungewohnte Opfer fand nicht allein bereitwillige Annahme, sondern die römische Provinz gewährte wiederholt das tröstliche Schauspiel: auch nicht einen einzigen Refractär in der jährlichen Aushebung aufzuweisen. In materieller Hinsicht verlor Rom durch Verlegung der Hauptstadt viel mehr, als Turin und Florenz gewonnen hatten. In sechs Monaten wurden die Wohnungspreise um das Doppelte, in zwei Jahren um das Dreifache erhöht; für alle Lebensmittel war ebenfalls die unvermeidliche Folge, daß die Preise bedeutend stiegen, die Einkünfte aber vermehrten sich nicht im Verhältnisse: theils weil die Römer anhaltende Arbeit nicht gewohnt waren; theils weil der Gemeinderath es veräumte eine kräftige Initiative zu großen öffentlichen Arbeiten zu ergreifen; endlich weil die Italiener, welche aus den übrigen Provinzen herbeieilten entweder hinzogen, um den Einheimischen starke Konkurrenz machten, oder aber Staatsbeamte waren, die mit beschränkten Mitteln haushalten mußten. Die öffentlichen Almosen, die wir unter der päpstlichen Regierung als ein Recht der dürftigen Klassen anerkannt gesehen, hörten auf; die Klöster wurden zuerst aus Groll, dann gezwungen geschlossen, und so endete eine entwürdigende doch stete Quelle milder Unterstützung des Elends, jahrhundertelanger Gewohnheit. Die neue Gesellschaft gründete rasch philanthropische Vereine und Wohlthätigkeitsanstalten; aber in dieser Weise ward der wahren und rechtmäßigen Armuth Hülfe gebracht, während das Papstthum immer vorzugsweise die falsche des Müßigganges und des Lasters unter seine schwarzen Flügel genommen hatte. *Panem et Circenses*: was das Brod anbelangt, so war die Veränderung eine allgemeine und tiefgehende, und was die zweite Bestimmung des antiken, herkömmlichen, römischen Programms betrifft, so konnte die neue Regierung in keiner Weise die prächtigen, Ehrfurcht einflößenden, religiösen Feierlichkeiten ersetzen, die seit 1870 sich nicht mehr wiederholten, und mit denen außerordentliche Einkünfte für die

Stadt verbunden waren, da sie eine unendliche Anzahl von Gläubigen und Ungläubigen aus allen Gegenden der civilisirten Welt herbeizogen.

Trotz alle dem war die Auswanderung des römischen Elementes von 1871 bis auf den heutigen Tag äußerst spärlich, ja, geringer, als sie sich bei ähnlichen Verhältnissen in Turin 1861 und 1862 und in Florenz 1865 und 1866 erwiesen. Ja, noch mehr; wenn man die Veröffentlichungen des statistischen Amtes mit Sorgfalt prüft, entdeckt man in der einheimischen Bevölkerung eine beständig fortschreitende Vermehrung, die bedeutender ist, als die in den Verzeichnissen der verschiedenen Kirchspiele von 1865 bis 1870 zu finden ist. Diese Angaben die sich der Erwägung des Geschichtschreibers nicht entziehen können, beweisen, daß der Stofs der Uebersiedelung der Hauptstadt nach Rom männlich ertragen worden, und auch keine einzige jener Störungen hervorgerufen hat, die Besorgniß, geschweige denn Verzweiflung an dem Gedeihen einer Stadt oder eines Volkes erregen können.

Einstweilen fühlt sich aber allerdings die Hauptstadt am Tiber in einer unbehaglichen und unbequemen Lage, deren erste Ursache darin liegt, daß in Rom jede Gewohnheit freien Lebens und jede Anlage dazu fehlt. Dieses sagt und wiederholt man in allen Tonarten und es ist die Wahrheit; aber wie konnte es denn anders sein? Glühende Vaterlandsliebe und eine reiche Dosis gefunden Menschenverstands bildeten die einzige nützliche Mitgift, die Rom an Italien brachte; in politischer und sittlicher Hinsicht hingegen gefellte sich zu diesen beiden Gaben auch noch ein leerer Stolz auf ihre antike, monumentale Größe; die Erinnerung an die Republik von 49 und Haß gegen die Priester vor Allem Haß gegen die Priester: unverdaute Rhetorik, leere, krampfhaftes Deklamation, leidenschaftliche, fieberhafte Unduldsamkeit, was Alles wenig für ernste und maßvolle Freiheit befähigt, und durch völlige Unkenntniß der übrigen Italiener und der italienischen Angelegenheiten noch gesteigert und verschlimmert wird. Die radikale Partei, die republikanische Faktion thaten alles Mögliche, um aus der Sündfluth von Freiheit die auf die sieben Hügel herabgeströmt war, Vorthail zu ziehen, sich in die unerfahrenen

Gemüther der Bevölkerung einzuschmeicheln, und sich in Rom eine Basis zu sichern, die sie in Turin und Florenz vergeblich gesucht hatten. Dieser Feldzug blieb für uns, aber noch mehr für das Ausland, im Dunkeln verborgen, war indeß nicht ohne seine Gefahren, noch entbehrt er des historischen Interesses, da er noch immer lebhaft fort dauert. An einem einzigen Tage wurden alle die von Piemont in 20, von Italien in 10 Jahren erworbenen Freiheiten auf Rom ausgedehnt: Freiheit der Presse, der Association, der Zusammenkünfte, des Gewissens und Bekenntnisses. Kein Uebergang fand statt. Aus dem Abgrunde schnellte man bis zum höchsten Gipfel des Berges empor, aus greifbarer Finsterniß gelangte man mit einem Male ans blendende Sonnenlicht.

Die Radikalen fanden den bestmöglichen Boden und zogen Vortheil davon; mittelst öffentlicher Gesellschaften und geheimer Verbrüderungen, mit dem gesprochenen wie mit dem gedruckten Worte rückten sie in das Feld; keine Waffe ward geschont, und sie benutzten — bewußt oder unbewußt — die schwarze Farbe, die eifrig darauf bedacht war, den Fortschritt der rothen in der Hauptstadt zu fördern. Um diese wichtige Bewegung in das richtige Licht zu stellen, kann nichts geeigneter sein, als ein historischer Vergleich, der sie vollständig erklären wird. Aufser der päpstlichen gab es in Italien ehemals noch zwei andere Tyranneien: die bourbonische im Süden und die österreichische im Norden. Die unverständige Graufamkeit der bourbonischen Herrschaft, die darauf ausging, das Volk durch eine erniedrigende Unwissenheit zu knechten, hatte Italien die edelsten Provinzen zugeführt, die jedoch sogleich eine Kriegsbeute der radikalen Partei wurden und geblieben sind, mit völliger Zustimmung des Klerus. Die österreichische Regierung war hart, aber einsichtsvoll, aufgeklärt, und verwaltete die ihrem Joche unterworfenen Länderstrecken in solcher Weise, daß sie bei ihrer Einverleibung der Regierung von vorn herein den kostbarsten Schatz an Kräften zuführten und, trotz des Klerus, noch immer erhalten. Die päpstliche Anschauungsweise hatte sich genau so weit der bourbonischen genähert, als sie von der österreichischen abgewichen war; aber während es ihr gelungen war, dem

niedern Volke Unwissenheit aufzudrängen, hatte sie in der mittlern und höhern Klasse die Bildung nicht hemmen können. Daher mußte der römische Pöbel das Loos Süditaliens theilen, während die gebildete römische Gesellschaft dem Beispiele des Nordens folgen durfte. In der neuen Hauptstadt fehlen die Keime des Republikanismus, des Socialismus, und sogar des Internationalismus also nicht, und könnten durch ihre Verbreitung ein Gegenstand ernstlicher Beforgnis werden; aber für den Augenblick schlummern sie noch in den Tiefen, und wir wollen hoffen, daß ihnen nie Gelegenheit zum Emporsteigen geboten werde.

In den höhern Klassen der Gesellschaft, die man nie aus den Augen verlieren muß, werden die freisinnigen Institutionen regelmässig angewandt und gedeihen ungleich besser als die Entwicklung einer richtigen Ansicht von wahrer Freiheit. Die Handlung schreitet fort; was stehen bleibt ist die Idee; und eben so wenig mässigt, bessert, verfeinert sich das Gefühl in der Schule wahrer Freiheit. Führen wir hier als Beleg einige Thatfachen rasch an, die sich unter unsern Augen zugetragen, ohne daß wir die Zeit oder den Wunsch gehabt, sie zu analysiren, um ihnen auf den Grund zu gehen. Das Geschwornengericht, eine Einrichtung über welche übrigens Wissenschaft und Freiheit noch nicht ihr letztes Wort gesagt haben, hatte in Rom die besten Erfolge; der gesunde Menschenverstand besiegte alle Untüchtigkeit und Unerfahrenheit. Nur eine einzige aber betäubende Ausnahme fand statt. Ein päpstlicher Ex-Carabinier war erschlagen worden; das Verbrechen war klar, der Thäter wohl bekannt. Die römischen Geschworenen leugneten die That nicht, aber sie verleugneten den Thäter: der Mörder ward freigesprochen. Entrüstung gegen das gefallene Regiment und Haß gegen die Priester waren die ersten Antriebe zum Streben nach Freiheit gewesen, und machten sich dann beim Ausüben derselben geltend: sie mußten es also auch beim Verwalten der Volksgerechtigkeit sein. Die Abwesenheit des politischen Taktes hatte den natürlichen Menschenverstand unterdrückt.

Ein anderer Fall. Das Parlament flößt in Rom große Ehrfurcht ein ja, eine so große, daß die Menge, die es

eigentlich noch wenig begriffen hat, ihm, um es nicht zu verletzen, nur von Weitem zusieht, ohne sich damit zu beschäftigen. Bei einer Gelegenheit indeß wurde die Kammer von erregten Haufen belagert, die sich anmaafsten, ihm in seinen Verhandlungen über die Aufhebung der Klöster das Gesetz des Pöbels vorzuschreiben. Das aufgebrachte Volk verlangte die Unterdrückung der geistlichen Generalate. Wenn man es gefragt hätte: was denn Generalate seien, wäre es vielleicht sehr verlegen um die Antwort gewesen. Aber eben weil es Nichts davon wufste, und nur den Eingebungen der Radikalen gehorchte, wollte es Gewalt üben, letzter Grund aller Unwissenheit. Von Montecitorio verjagt, schlug die Menge den Weg zum Quirinal ein, um zu verlangen: der König solle sich gegen das Parlament auflehnen. Die vom Fieber der Freiheit ergriffene Menge forderte zum Staatsstreiche auf!

Steigen wir bis zu den Wählern hinauf, so werden wir auch dort ähnlichen Instinkten und ähnlichen Methoden begegnen. Die ersten politischen Wahlen fielen in Rom auf das Vortheilhafteste für die Regierung aus. In den letzten im November 1874 stattgehabten Wahlversammlungen war es wichtig, die Hauptstadt die schon einmal geäußerte Meinung und Willensrichtung wiederholen und bekräftigen zu sehen. Die Radikalen betrieben in zwei Kollegien die Wahl Garibaldi's, dessen Namen damals Herausforderung und Drohung gegen die Regierung und ihre Partei bedeutete, und Garibaldi siegte in Beiden. Aber wer war es der ihm zu dem Doppelsiege verholfen? Es war die gemäßigste Partei, es waren die Freunde der Regierung, welche die politische Bedeutung des Kampfes nicht begriffen hatten, und eine Parteikandidatur für einen Beweis von Patriotismus hielten. Zwei Monate später, nachdem Garibaldi sich für das erste Kollegium entschieden, wiederholte man die Wahl für das fünfte, und dieselben Wähler entschieden sich für den Grafen Lovatelli, der in Ferrara unterlegen war: als der Regierung zu ergeben! In Rom kann die politische Frage von der religiösen durchaus nicht wie in Turin und Florenz getrennt werden, da unglücklicherweise dort der Glaube, offen oder verborgen, gefühlt oder verleugnet, oder auch unbedacht, einen starken Antrieb zum politischen Leben giebt. Die

dem Papstthum treugebliebene Minderzahl steigert natürlich jede Schwierigkeit und jeden Widerstand. In der freisinnigen Partei aber stehen die Gläubigen und Ungläubigen ungefähr in gleichem Zahlenverhältniß wie in den übrigen Theilen des Reichs. Nur wagen es dort die Gläubigen nicht ihre Ueberzeugung zu bekennen, aus Furcht für klerikal zu gelten, und sie bezeugen auch dem Papste keine besondere Ehrerbietung, damit man diese nicht für eine Huldigung des gefallenen Königs halte. Die Skeptiker begnügen sich nicht mit der Ausübung des Rechts wenig oder gar nichts zu glauben, sondern empfinden das Bedürfniß mit ihrer Gefinnung zu prahlen, und die ihnen am beredtesten und feierlichsten erscheinende Prahlerei besteht in der Unduldsamkeit gegen alle, die anders denken und fühlen als sie. Findet nun dieses schon in den höhern Klassen statt, so sieht es natürlich in den niedern noch weit schlimmer aus. Die vom Glauben oder von Vorurtheilen völlig beherrschten Gemüther, verfallen gänzlich der Leitung des Klerus, der sie anlockt und ihnen schmeichelt mit allen möglichen Versprechungen von Gnadenbezeugungen, moralischen sowohl als unmoralischen, und sie zugleich zum Haß gegen die neue Ordnung der Dinge anregt. Indessen entschädigen sich die Skeptiker der Gasse, die bis 1870 gezwungen waren sich gläubig zu stellen und allen Uebungen der Religion Folge zu leisten, der Kirche Ehrfurcht, ihren Dienern Ehrerbietung zu zeigen, mit Zinsen. Nicht genug den besiegten Priestern den Gehorsam zu verfahren; glaubt man sie als Priester verachten, und als Besiegte verhöhnen zu müssen. Der Papst verbot die Person Christi in Frage zu ziehen; heute zu Tage wäre das Bestreiten zu wenig, und würde Mühe kosten; es ist leichter sie gleich zu läugnen, oder — was noch tapfrer ist — man erkennt sie an, um sich für ihren persönlichen Feind zu erklären. So verfallen die des Lebens unkundigen Skeptiker leise, leise in Cynismus, und so wird die Religion, wie man sie auch empfinden mag, in Rom nicht Antrieb zu edlen, kräftigen, allgemeinen Zwecken, sondern ein Hinderniß für den gesellschaftlichen sittlichen Fortschritt.

Die Atmosphäre die wir in großen Linien angedeutet, erklärt uns, wie die Hauptstadt sich in derselben befinden

kann und muß, indem sie zugleich all' die Erscheinungen, die den mehrerwähnten Klagen zum Grunde liegen, verständlich macht. Das freie und konstitutionelle Italien fand in Rom keinen ihm zusagenden Luftkreis, konnte ihn nicht finden, nach der in Turin begonnenen und in Florenz fortgeführten Existenz. Es mußte die Wirkung jenes physischen und moralischen Gesetzes ertragen, demgemäß kein Körper sich dem Einfluß des ihn umgebenden Dunstkreises zu entziehen vermag.

Das Parlament — sagt man — erschläft in Rom; und das ist wahr. Die Hauptstadt nimmt keinen Antheil an seinen Kämpfen; sie stärkt und treibt es nicht an durch jene eifrige wechselseitige Beziehung der Gedanken und Empfindungen worin das Leben einer repräsentativen Verfassung besteht. Zugleich muß man auch andere Umstände in Betracht ziehen. Die wahren und großen Kämpfe hörten in Italien mit dem Jahre 1870 auf, und die Erwerbung Roms öffnete den fruchtbaren Wettstreiten für administrative Reformen und Regelung der Finanzen ein neues Feld. Diese wichtige und anziehende Aufgabe vermag aber nicht die Massen zu begeistern: sie ist eine geistige Arbeit, der das Herz fremd bleibt, und es ist bekannt, daß bei der Menge die Stürme des Gemüthes leicht und rasch erregbar, dagegen das Denken träg und mühsam ist. Hätten wir, zu unserm Unglücke, eine zweite römische Frage auf dem Halbe so würde das Parlament in Rom den schwächenden Einfluß des neuen Klimas weniger spüren.

„Die Regierung“ — schreibt man — „lebt für sich, der Stadt entfremdet, sondert sich von ihr ab, weil sie sich nicht von volksthümlicher Luft umweht fühlt“. Auch dies ist wahr; aber auch dies mußte so und konnte nicht anders sein. Eine freisinnige Regierung macht sich durch die Persönlichkeiten, aus denen sie zusammengesetzt ist, weit weniger fühlbar, als eine unumschränkte. Durch die Leichtigkeit und Häufigkeit der ministeriellen Krisen werden die Bürger verhindert, sich in ihren Ideen, Gefühlen, Interessen eng an die Männer zu schliessen, die die Macht in Händen haben. In Rom, wo ganz andere, jahrhundertlange Gewohnheiten herrschten, erschien diese Nothwendigkeit neu und seltsam, sie brachte anfangs Erstaunen, dann Mißvergnügen hervor.

Ueberdies fanden die italienischen Staatsmänner als sie von Turin nach Florenz gelangten natürliche Mitarbeiter und Fortsetzer ihrer Arbeit. Ricasoli, Capponi, Peruzzi, Baftogi, Digny hatten in Turin Minghetti, Lanza, Menabrea, Sclopis, La Marmora, Sella, Visconti Venosta gefunden, und nach Florenz versetzt fanden Visconti Venosta, Sella, La Marmora, Sclopis, Menabrea, Lanza, Minghetti dort Digny, Baftogi, Peruzzi, Capponi, Ricasoli. Als nun aber diese Plejade ausgezeichneten Männer, deren Namen mit der Geschichte der nationalen Erhebung mehr oder weniger innig verknüpft war, nach Rom kam, fand sie nur die reine Leere vor; und konnte sich mit dem römischen Leben durchaus nicht zurecht finden wie sie es in Turin und Florenz so leicht gefunden hatte. Endlich vermag eine Regierung, selbst wenn sie sich der Form einer gefunden Demokratie noch so sehr nähert nicht anders in das innere Leben einer Stadt einzudringen, als durch die höhern Klassen; es ist dazu die Bewegung einer Endosmose und Exosmose nöthig, die sich eben nur vollziehen kann, indem sie durch die verschiedenartigen Schichten der Aristokratie der Geburt, des Geistes und des Besitzes hindurchzieht. Wer nun weiß, daß ein Theil dieser gesellschaftlichen Mächte dem Vatikan treu geblieben ist, kann nicht erstaunen, wenn die erwähnte Bewegung in Rom noch eine schwache ist, und sich langsamer als sonstwo entwickelt.

„Aber“ — fügt man hinzu — „die sich von der Stadt absondernde Regierung ist nicht beliebt, und es hätte doch ein sicheres Mittel für sie gegeben sich äußerst beliebt zu machen. Hätte der Staat im Jahre 1871 in das Ausgabe-Budget 100 oder 150 Millionen zur materiellen Erneuerung Roms eingetragen; wäre er dort erschienen, um große Bauten zu unternehmen, breite Straßen zu öffnen, weite Viertel zu errichten, um bequeme Märkte, Gebäude zu gesellschaftlichen Zusammenkünften aufzuführen, um geschmackvolle Spaziergänge anzulegen; dann hätte er beim Volke nicht allein Gunst, sondern — Begeisterung gefunden.“ In Rom, wo ökonomische Freiheit noch weniger als politische verstanden war, träumte man von einer kapitolinischen Macht die zu befehlen, und von einem Staate, der auszugeben hätte. Man wollte eine Regierung die mauerte, baute, den Gewerben aufhülfe, spekulierte und Handel triebe. Die Einführung

des Self-Government, das zum Theil von den konstitutionellen Formen verlangt wird und Rom überdies noch vermöge der finanziellen Lage des Reichs auferlegt ward, mußte dort entweder nicht verstanden oder falsch ausgelegt werden, denn es erschien den meisten, wie eine demüthigende und schuldvolle Nachlässigkeit der Regierung. Die Mehrzahl der Bürger fühlte sich in ihrer aufgeblasenen Kirchthurms-Eitelkeit verletzt; dieses Gefühl gefellte sich zu den getäuschten Hoffnungen, zu den verfehlten Erwartungen, zu den nicht begünstigten Interessen, und all' dieses verursachte die Unzufriedenheit, die man heute beklagt.

Bei einem solchen Zustande der Dinge und der Gemüther that der Stadtrath das was er konnte: wenig. Man wechselte die Männer des Kapitols, aber trotz der flüchtigen Aufeinanderfolge blieben sie sich immer ähnlich. Denn dem einheimischen Elemente fehlten und fehlen noch jetzt die nöthigen Individualitäten, die mit kühner Entschlossenheit eingriffen: in Rom mangelt jede höhere geistige Begabung, denn man hat dort weder Ueberlieferung noch Schule, noch ein Feld für die so nothwendige Erfahrung gehabt. Der Glaube an eine Zukunft bleibt aufrecht; aber die Mittel fehlen.

Die Gemeinde verkennt ihre eigene Ohnmacht nicht, aber um sie nicht öffentlich zu bekennen, hält sie es für ein treffliches Mittel die Hülfe des Staates anzusprechen, oder wenigstens danach zu trachten, um in der Verzögerung des Wartens eine Entschuldigung für ihre unfruchtbare Thätigkeit oder schädliche Trägheit zu finden. Der Staat seinerseits betrachtet das Kapitol betrübt und sorgenvoll: aber überläßt es sich selbst, um sich nicht in den Fall zu versetzen irgend eine Einmischung theuer bezahlen zu müssen.

So waren denn die materiellen Fortschritte bis jetzt äußerst dürftig, und standen durchaus nicht im Verhältnisse zu den allgemeinen Erfordernissen; so blieben denn die öffentlichen Bauten, die breiten Straßen, die bequemen Wohnungen, die weiten Viertel, die geräumigen Märkte, die Gebäude zu gesellschaftlichen Zusammenkünften, die lachenden Gartenanlagen im Lande der Wünsche; so war es unmöglich auch nur einen ernstesten Gedanken dem *Agro romano* zuzuwenden ¹⁾; so ist selbst die Aufgabe, den Lauf des Tibers

1) S. über den *Agro Romano*: Italia Band II, Artikel VI.

zu regeln, die leider immer falsch gestellt, noch immer nicht gelöst worden; so erscheinen selbst die in den fünf Jahren vollendeten, nicht zu läugnenden Verbesserungen gering, und werden von Denjenigen gering geschätzt, die sich der raschen und erstaunlichen Umwandlung erinnern, die sich einst in Turin und Florenz vollzogen.

Die allgemeine Unzufriedenheit ist also im Ganzen gerecht und gerechtfertigt, aber während man die Nothwendigkeit rascher und energischer Maaßregeln verfißt, vergift man ein langsames, aber wirkfames, ein faumfeliges aber sicherés Mittel gegen jene Uebelstände — die Zeit.

Die gegenwärtige Lage Roms ist durch direkte und indirekte Einflüsse in Wahrheit eng mit dem Leben Pius IX. verknüpft. Wie tief auch das Geheimniß sei in dem seine Nachfolge verhüllt ist, so kann man doch schon jetzt mit Bestimmtheit sagen, daß Niemand nach ihm wie er fortfahren wird. Die großen römischen Familien, die durch seine 30jährige Regierung dem Papste eng verbunden sind, werden seinem Nachfolger gegenüber nicht die geringste Verpflichtung haben, und unwiderstehlich dem Zauber der Anziehungskraft die vom Quirinale ausgeht verfallen. Das Heer der Parasiten, das heute jener Frucht des Fanatismus, dem Peterspfennige nachläuft, wird nothwendiger Weise vom neuen Papste aufgegeben werden, und sich bequemen müssen zu arbeiten und das italienische Leben zu theilen. Diese heute fehlenden Kräfte werden alle mit der Zeit der Hauptstadt einen neuen, großen Zuwachs gewähren.

Indessen hat man in Rom begonnen sich zu unterrichten: man lernt viel, man lernt in allen Klassen gut und mit Erfolg. Es giebt keinen Zweig des Unterrichts der nicht vertreten sei. Es war ein umsichtiger Gedanke unserer Regierung die größten Gelehrten des Reichs an der römischen Universität zu vereinigen. Die Professoren lehren, und die Jugend lernt mit solchem Eifer, daß es nicht lange dauern kann, bevor Rom in den Stand gesetzt sein wird, mit den berühmtesten Universitäten Europas zu wetteifern. Zu Hunderten entstehen die Schulen jeder Art: philosophischer, klassischer, geschichtlicher, literarischer, künstlerischer, technischer, agronomischer und gewerblicher Unterricht werden in ihnen ertheilt. Kinder und Erwachsene, Männer und Frauen

eilen herbei an den verschiedensten Quellen des Wissens den Durst des Lernens zu stillen. Der Laienunterricht wetteifert mit dem geistlichen: der Unwissenheit ist der Krieg erklärt! In dem Kampf, an dem sich mit gleichem Eifer Regierung, Stadtrath, Provinz und Privatunternehmungen betheiligen wird der Sieg früher oder später der neuen Zeit werden, und in diesem Siege allein liegt das Geheimniß der Rom vorbehaltenen Zukunft verschlossen. Wir haben gesehen, daß die Basis dem Gebäude nicht fehlt: lebhaftes Vaterlandsliebe und gefunder Menschenverstand. Die Werkzeuge aber fehlen: wir suchen sie in der allgemeinen Bildung, und diese wird uns gewiß die besten liefern.

Was liegt an unserer vorübergehenden Generation? Wir werden zu den vielen der Erlösung des Vaterlandes gebrachten Opfern gerne noch dasjenige fügen, die Verluste und Störungen in Folge der Verlegung der Hauptstadt erlitten und ertragen zu haben; und das stolze Bewußtsein daß wir die größte Eroberung der modernen Civilisation, den Fall der weltlichen Macht des Papstes vollendet, wird uns ein erhebendes Gefühl geben, vor dem jegliches Leiden weichen muß. Das Rom der Zukunft, durch die Wissenschaft erfrischt und belebt, wird gleich Turin und Florenz sein besonderes Gepräge als Hauptstadt in der politischen Ordnung erhalten. In Turin werden die kräftigen Söhne der Alpen stets lehren, in welcher Weise man die Unabhängigkeit des Vaterlandes schützt und vertheidigt; in Florenz werden die würdigen Nachkommen der freien Gemeinden immer die Fahne jeder politischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Freiheit hoch erheben, und Rom wird Zeugniß liefern, daß die katholische Theokratie der natürliche Feind jeder nationalen Größe ist, und daß Italien sich mit ihr niemals ausöhnen, noch in Frieden leben kann.

Wir werden es freilich nicht mehr sehen — darein müssen wir uns ergeben — wohl aber werden es unsere Söhne erleben, das Kapitol an der Spitze jedes materiellen Fortschrittes zu wissen, und somit das ungeheure Skelett Rom (das immer noch den Kolofs darstellt, der zwei Civilisationen überlebt hat, und mit unserer Epoche die dritte beginnt) dadurch mit frischem kräftigen Fleische bekleidet, in erneuter Schönheit glänzen zu sehen.

Wir klagen, aber was liegt am Ende an uns, angesichts der Zukunft die unserer Enkel harrt?

Das in Rom eingezogene Italien kann das Beispiel des Centurio auf dem Esquilin nachahmen, und indem es den Ausruf verändert, das Banner der Freiheit auf dem Kapitol aufpflanzen, und dann, es treu während, ausrufen: „*hic hodie male manemus: hic manebimus optime!*“

Rom, im Februar 1876.

Carlo Levi.

Die Bergbaugesetzgebung in Italien.

I.

Eine der Klagen, welche man heutzutage in Italien am häufigsten vernimmt, ist die: daß man bei der Einigung der Verwaltung zu eilig verfahren sei. Nach dem Kriege von 1859 und dem Frieden von Villafranca hatten selbst die Schüchternsten die Nothwendigkeit einer politischen Einheit eingesehen. Die Annexion Mittelitaliens an Piemont, und das Verzichten auf die frühere Autonomie ward daher ohne Zaudern vollbracht. Als nun später auch Süditalien dem Reiche einverleibt wurde, konnte die Regierung sich nicht verhehlen, daß sie dieser neuen Staatsverbindung, die sich auf den Trümmern mehrerer einzelner, an Sitten, Gesetzen und Traditionen verschiedener Staaten erhoben, eine dauernde, gleichartige Ordnung zu geben verpflichtet sei. Das schon längst im Volksgeiste fertige Italien mußte auch nach Aufsen hin durch die Verwaltung eine feste Gestalt gewinnen, damit Jedem, dem es etwa in den Sinn käme, daselbe, gegen den Willen der Mehrzahl der Italiener, politisch zerstören zu wollen, jede Hülfe entzogen würde.

Mit diesem Zwecke vor Augen konnte die Regierung leicht das richtige Maafs bei der Verwaltungseinigung überschreiten und zu rasch damit vorangehen. Bestanden doch in den früheren Staaten einige vortreffliche Einrichtungen, die sich als zweckmäfsig bewährt hatten, und die man ohne Schaden, ja sogar mit Vorthail, später auch auf die übrigen hätte ausdehnen können. Leider wurde ein anderer Weg eingeschlagen, und die Folge davon war ein wedder faßliches

noch einfaches System, das den Wünschen der Bevölkerung keineswegs entsprach. Auch ist man jetzt, nachdem die Nation sich constituirt hat, und die größten finanziellen Schwierigkeiten überwunden sind, allgemein der Ansicht, daß durchgreifende Reformen in der Verwaltung vorgenommen werden müssen.

Während man aber einerseits mit der Einigung drängte, wurde andererseits eine verschiedenartige Gesetzgebung für einzelne specielle Fächer beibehalten, und zwar in Fällen wo Einheit gerade wünschenswerth gewesen wäre, da es sich um Prinzipien-Fragen handelte, und es logischer schien, diejenigen Gesetze anzunehmen, welche die gerechtesten waren. Zu diesen ausnahmsweise beibehaltenen Gesetzen gehören nun die über den Bergbau.

II.

In der That hat jede Provinz Italiens für diesen Gegenstand ihre besonderen oft auf verschiedene, ja sogar auf entgegengesetzte Prinzipien begründeten Gesetze und Verordnungen. In Piemont gilt das vom 20. November 1859, das auf die Lombardei ausgedehnt ward. Nach der Annexion der Legationen, Marken und Umbriens, wurde dasselbe nur in den Marken verkündigt; in den anderen Provinzen blieben die päpstlichen Verfügungen in Kraft, unter denen die letzte vom 17. April 1850 datirt.

In den Provinzen Parma's herrschte das Gesetz von 1852 fort; in den modenesischen, wo das von 1859 nie eingeführt wurde, besteht noch immer das napoleonische des Jahres 1808. In Toskana beobachtet man die von Peter Leopold ertheilten Verordnungen, in den beiden Sicilien befolgt man die vom 17. October 1826. Nun müssen wir noch dazu bemerken, daß der Geist dieser sämmtlichen, oben genannten Gesetze ein völlig verschiedener ist.

Die Hauptverfügungen des Gesetzes von 1859 sind z. B. der französischen Gesetzgebung entnommen, die bekanntlich von dem Prinzip einer Bewilligung der Regierung ausgeht. Seit 1510 bestimmten die expäpstlichen Gesetze: daß der Bergbau ein den Herrschern zustehendes Privilegium sei.

Clemens VII. hatte den Betrieb der Schwefelminen in dem Gebiete der Provinz Cefena als ein Vorrecht gewährt; aber Paul III. hob es auf, und die ihm folgenden Päpste hielten dabei fest. Während der französischen Herrschaft galt auch in diesen Provinzen das Gesetz von 1808, aber nach der Wiederherstellung des früheren Thatbestandes wurden auch die alten Gesetze wieder eingefetzt. Das parmenfische Gesetz von 1852 erklärt das unbedingte Recht des Herrschers; es bestimmt: daß dem Staate allein der Besitz und das Bebauen der Bergwerke zuſteht.

Dagegen erkennt das Gesetz Peter Leopold's das Recht des Grundeigenthümers an, und auch das neapolitanische Gesetz giebt den Betrieb der Bergwerke frei, ſei es von Metallen, Metalloiden, Steinkohlen, Bergharz, Alaun und Schwefel mit metallischen Baſen. Will der Grundbeſitzer den Betrieb nicht ſelbſt übernehmen, ſo kann der Staat die Erlaubniß dazu einem Andern ertheilen, jedoch nicht ohne Entſchädigung für Jenen. Das Gesetz giebt die nöthigen Vorſchriften für die Grubenarbeiten. Die Steinfalzwerke werden davon ausgenommen, da ſie königliches Eigenthum ſind. Zwei entgegengeſetzte Prinzipien beherrſchen alſo die italieniſchen Bergbaugesetze: einerſeits das des königlichen Rechtes, andererseits das der Freiheit des Betriebes.

III.

Es iſt nun klar, daß in Betreff der Bergbaugesetzgebung, zwei Fragen aufgeworfen werden können. Die rechtliche und die wirthſchaftliche.

Die erſtere wäre: wem gehört das Bergwerk? Dieſe Frage iſt äußerſt wichtig, erſtens: weil es unerlaubt iſt, ein Recht unter dem Vorwand irgend welchen Interesses zu verletzen; zweitens: weil es kein beſſeres Mittel zur Beförderung des allgemeinen Wohlſtandes giebt, als das die Rechte Anderer zu achten.

Stellt nun das Civil-Gesetzbuch mittelſt des Artikels 431 feſt, daß Berg- und Salzbau von beſondern Geſetzen geregelt werden ſollen, ſo bildet dies ſchon eine Ausnahme von dem Prinzip, das ausdrücklich im Artikel 440 lautet:

„Dem Besitzer des Bodens kommt auch der Raum über demselben zu, und alles was sich über oder unter der Oberfläche befindet.“ Der Grundsatz: daß der Bodenbesitz auch den des drüber oder drunter Befindlichen ohne bestimmte Grenzen einschließt (*usque ad coelum usque ad profundum*) wurde auch von den römischen Rechtsgelehrten während der Republik und in der ersten Periode des Kaiserreiches bekannt. Damals gab es kein besonderes Gesetz für den Bergbau; daß der Staat einige Bergwerke besaß, beweist Nichts gegen jenes Prinzip; wie auch sein Besitz ererbten Gutes nicht bedeutet, daß das Privateigenthum dadurch Schaden erleide. Im Gegentheile war diese Sache bei einem Volke sehr natürlich, das von Eroberungen lebte. Wenn man an den zweiten Abschnitt des römischen Rechtes gelangt, findet man im Justinianischen Gesetzbuche als sechsten Titel des 11. Buches „*De metallariis et metallis et procuratoribus metallarum*“; aber außerdem, daß diese Verordnung durchaus nicht von Privatbergwerken handelt, ist sie auch noch (wie Professor Gianquinto De Gioannis sehr passend bemerkt hat) an Cresconius (*comes metallorum*) gerichtet, der Illyrien, eine an öffentlichen Bergwerken reiche Provinz verwaltete.

Obgleich nun Lampertico zugiebt, daß es bei den Römern sowohl Staats- als Privatbergwerke gegeben, so ist er doch der Ansicht, daß die oben erwähnte Formel der Gesetzgebung des Mittelalters zuzuschreiben sei; und nimmt an, daß wenn die Römer Privatbergwerke hatten, dieses sich davon herleitete, daß bei den damals waltenden traurigen Zuständen des Bergbaubetriebes das verschiedene Besitzrecht sich schwer unterscheiden liefs. Doch fügt er hinzu: Daß solches durchaus nicht die Bedeutung habe, als hätte man das Bergwerk als etwas zum Boden Gehörendes betrachtet. Mit den Fortschritten des Bergbaues kam auch jener Unterschied zum Vorschein, und erhielt sich.

Zwei ausgezeichnete italienische Rechtsgelehrte, die jetzt im Senate sitzen, die Herren Marzucchi und Poggi vertheidigten vor vielen Jahren einen, diesem widersprechenden Satz, und noch vor kurzem hat der Professor Gianquinto De Gioannis, mit Hülfe altrömischer Zeugnisse und Be-

lege, wie uns dünkt, siegreich bewiesen, daß es keine solche Unterscheidung giebt.

Es ist auch gesagt worden, daß zum Erwerb körperlicher Dinge, den römischen Rechtsgelehrten gemäß, das „*apprehensio*“, erforderlich war. Aber wir fragen ob, bei Besitznahme eines Grundstücks mit dem festen Vorsatze sich dessen vollständig zu bemächtigen, dieses nicht hinreiche es als Eigenthum zu erwerben, wenn dies auch nicht von jedem einzelnen Theile desselben geschehen sein sollte. Ulpian lehrte, daß der Nutznießer eines Grundstücks von den darauf befindlichen Bergwerken als eines Theils vom Boden Vortheil ziehen dürfe; ich glaube aber, daß es vergebliche Mühe ist, für Lehren, welche jedem Grundsätze von Recht und Billigkeit widersprechen, Stützen und Belege aufzutreiben zu wollen, in den Schriften gerade solcher Rechtsgelehrten, die den feinsten Sinn für Gerechtigkeit hatten. Man müßte eher deren Ursprung in jenem unter den spätern römischen Kaisern vorherrschenden Fiskalgeiste suchen, da nach Justinian besonders der Staat die Arbeiten im Namen des allgemeinen Interesses selbst übernahm, überwachte und leitete, indem er für sich einen bedeutenden Antheil des Gewinnes beanspruchte. Oder aber wäre er vielleicht auch in den Verfügungen Kaiser Friedrichs „*de regalibus*“, zu suchen, der, den Maximen des Rechtsgelehrten Martina auf dem Reichstage von Roncaglia zu Folge, sich den Besitz vieler öffentlichen und privaten Einkünfte aneignete.

Im Mittelalter war das Recht auf die Bergwerke ein Lehnrecht gewesen. Später, als viele Ueberbleibsel des Feudalsystems verschwanden, dehnte die französische Revolution, aus jetzt nur zu bekannten Gründen, die Einmischung des Staates in übermäßigem Grade aus.

Turgot und Mirabeau hatten vor der Constituante behauptet, die Minen gehörten nicht den Bodenbesitzern. In diesem Punkte übereinstimmend gingen sie jedoch in ihren Schlüssen auseinander. In der That sagte der Erstere: die Mineralien seien vor ihrer Entdeckung *res nullius* und gehörten daher dem ersten Besitzergreifer; während der Zweite der Ansicht war: die Bergwerke müßten dem Staate zur Verfügung gestellt werden. Das Gesetz vom 28. Juli 1791 nahm den Grundsatz an: daß Bergwerke nicht ohne Erlaubniß und

Aufsicht des Staates betrieben werden dürften. Worauf das Gesetz vom 21. April 1810 diese Maxime noch höher hinaufschraubte, durch die Bestimmung: daß durch seine Erlaubniß, so zu sagen, ein neues unterirdisches Besitzthum entstehe.

Der Meinung Comte's gemäß, darf das Privateigenthum sich nicht über die Grenzen des Werthes einer bestimmten Arbeit ausdehnen, d. h. nicht über den Nutzen, dessen direkte Ursachen die wirksam angewandte menschliche Einsicht und Thätigkeit sind. Thiers behauptet: die Arbeit sei die Ursache des Besitzrechtes, und zu gleicher Zeit sein Maass und seine Gränze. In Folge dieser Lehren wer eine Mine entdeckt, zugleich der Entdecker einer neuen Reichthumsquelle ist, die den bloßen Inhaber des Bodens durchaus nichts angeht.

Nun ist es aber gewiß, daß der Ursprung des Eigenthums nicht ausschließlich in die Arbeit verlegt werden kann. Die Besitznahme ist nämlich eine Thatfache für sich, welche im natürlichen Rechte des Menschen begründet ist: sich die Dinge anzueignen welche von der Natur zur Befriedigung seiner Bedürfnisse bestimmt sind. Die Arbeit vervollständigt nur die Besitznahme, welche überdies schon genugsam durch den Nutzen gerechtfertigt ist, den die Gesellschaft daraus zieht. Denn das unbefessene Land bringt kaum irgend einen Vortheil, während der allgemeine Wohlstand und Reichthum zunehmen, sobald es nur Jemandem angehört. Daher es denn auch eine Absurdität ist, wie gewisse Reformatoren zu behaupten: der Besitz beraube die Mehrzahl eines Reichthums, der ja ohne Besitz gar nicht da wäre; es liege demnach wohl im allgemeinen Interesse daß dieser Reichthum nicht vermindert werde. Uebrigens scheint uns die Lehre des Privateigenthums, was die Bergwerke anlangt, die richtige und vernünftige. Wenn ich mir erlauben darf auf eignem Grund und Boden bis zu jeder beliebigen Höhe zu bauen, so wird mir vernünftiger Weise das Recht nicht abgesprochen werden können, meine Forschungen unter der Oberfläche des Erdbodens bis zu jeder beliebigen Tiefe fortzusetzen. Offenbar kann jede Begränzung des Eigenthums nur eine negative sein; man kann die öffentliche Ordnung gefährdende, oder die Rechte Anderer verletzende Arbeiten verhindern, aber Nichts mehr. Wenn

das Gesetz z. B. eine Dienstleistung zu öffentlichem oder Privatnutzen auferlegt, so begränzt es damit das Eigenthum, ohne es jedoch aufzuheben. Selbst in Fällen der gewaltfamen Expropriation im öffentlichen Interesse, das ja auf jede mögliche Art vom Gesetze geschützt wird, geschieht immerhin eine Anerkennung des Eigenthumsrechts, von dem Augenblicke an, wo eine entsprechende Entschädigung angewiesen wird, und nur ausnahmsweise wird dem Besitzer angemuthet, sein Eigenthum abzugeben. Besteht man nun darauf, daß der Entdecker eines Bergwerks einen Reichthum findet, zu dessen Besitz das Bearbeiten der Oberfläche durchaus kein Recht giebt; so könnte man vor Allem dagegen einwenden, daß die in den Eingeweiden der Erde verborgen liegenden Mineralien, Reichthum *in potentia*, oder besser, Güter sind, die dann nur wirklich Werth gewinnen können, d. h. in dem Sinne, in welchem das Wort Reichthum allein in der Nationalökonomie gebraucht wird, wenn die Arbeit als Vermittlerin hinzutritt. Es ist nun gewiß, daß dem Besitzer das Recht der Arbeit auf eigenem Boden nicht bestritten werden kann; in der That auch wird ihm das Eigenthum der Quellen, des Torfes, der Steine, des Marmors gestattet; während, wir begreifen nicht aus welchem Grunde, ihm das des Berggutes abgesprochen wird. Man bemerke überdies noch einen sonderbaren Widerspruch. Ehe man den Schacht erreicht muß man auf den Grund gelangen, also die Oberfläche durchbrechen. Giebt nun die Arbeit das Recht zur Besitznahme, so fängt diese doch wohl erst an, nachdem der Entdecker auf den Boden gelangt, was offenbar nicht ohne Erlaubniß des Besitzers geschehen kann, daher man sich in einem *circulo vitioso* herumdreht. Die Verordnungen Peter Leopolds dünken uns demnach vernünftig, ihnen zu Folge darf ein Jeder den Bau einer Grube beginnen, der die Erlaubniß dazu vom Eigenthümer des Bodens erhalten. Es ist indeß wahr, daß mit Ausnahme dieses, des neapolitanischen, das theilweise zu den Grundsätzen des römischen Rechtes zurückkehrt, und des englischen Gesetzes, im ganzen übrigen Europa das Prinzip der Bewilligung der Regierung gilt.

Die Regierungen und die Anhänger des Systems ihrer übertriebenen Einmischung waren jederzeit besonders hart-

näckig in der Behauptung dieses Satzes. So nimmt das französische Gesetz von 1810, das dem oben erwähnten italienischen von 1859 zur Grundlage gedient, dem Grundbesitzer das Eigenthumsrecht des Bergwerkes; derjenige, dem es bewilligt wird muß alsdann dem Staate jährlich eine dem Gewinne angemessene Abgabe zahlen, außerdem noch einen Abtrag an den Eigenthümer des Grundstücks und einen bedeutend größern an die Regierung; es ist ihm verboten sowohl ein Bergwerk zu theilen oder theilweise zu verkaufen, als die Arbeit aufzugeben oder zu unterbrechen; dabei leitet der Staat das Unternehmen, bestätigt die dabei anzuwendende Methode und die Vorschläge, an welche dann der Concessionär sich streng zu halten hat. Die neuesten ministeriellen Vorschläge in Italien gingen alle vom Prinzip der Bewilligung aus. Ein im entgegengesetzten Sinne vom Deputirten Marolda Petilli gemachter Vorschlag begegnete heftigem Widerstande in mehreren Theilen Italiens.

IV.

Die zweite Frage wäre nun eine rein wirthschaftliche: hier handelt es sich darum das beste Betriebsystem zu wählen.

Der Bergbau bietet aber bedenkliche Schwierigkeiten dar. Man muß sich vor Allem des Vorhandenseins des Metalls vergewissern, alsdann riesige Arbeiten auch vornehmen, um Gewinn daraus zu ziehen, und sich vor Gefahren zu schützen. Andererseits kann es sich wohl zutragen, daß, nachdem die Arbeiten angefangen worden, deren Richtung verändert werden muß. Jedermann weiß, daß das Aufgeben des heimathlichen Ackerbaues und der Industrie zu Gunsten der amerikanischen Bergwerke der Hauptgrund des Verfalls von Spanien vom 16. Jahrhundert an war. Es würde ein langes und schmerzliches Geschäft sein, die Geschichte der Gesellschaften zu erzählen, die sich beim Ausbeuten jener Bergeschätze zu Grunde richteten. Im Jahre 1840 ertheilte die französische Regierung das Privilegium für 736 Bergwerke von denen nur 449 betrieben werden konnten; die andern aber auf mißlungene Versuche hinausliefen. Dasselbe trug

sich öfters in England zu. Während 1810 die Arbeiten in Amerika in der Schwebe waren, kamen Engländer herbei, bildeten Gesellschaften und emittirten über 140,000 Aktien, mit Unterzeichnung von mehr als 300 Millionen. Sie bezahlten ungeheure Preise für die Bergwerke, aber der Sache unkundig wie sie waren, erlitten sie den erfahrenen Amerikanern gegenüber eine trostlose Niederlage. Der Bergbau erweist sich demnach als ein äußerst schwieriges Unternehmen, und die Entdeckung des bestmöglichen Systems um daraus Vortheil zu ziehen wird natürlich der Gegenstand lebhafter Beforgniß sein. In Bezug darauf sagt man: was nun anfangen, falls eine Metall- oder Mineralader ihren Ausgangspunkt in einem uns gehörenden Grundstücke hat, und wer weiß wo endet? Eigenthum und Betrieb sind zweierlei Dinge. Mittelft Association wendet man das durch den Besitz Mehrerer laufende Wasser zur Bewässerung an, indem man es unter die Mitbesitzenden theilt. Eben so könnte das Bergwerk gemeinschaftlich von den verschiedenen Eigenthümern verwaltet werden, wie ja auch beim Feldbau der Fall ist. Der persönliche Vortheil wird sich schon Bahn zu brechen wissen. Sollte aber der Eigenthümer vorziehen das Bergwerk einer Gesellschaft von Kapitalisten abzutreten, so stünde es ihm frei. Bliebe der Fall, der wahrscheinlich äußerst selten eintreten würde, daß die Mehrzahl der Grundbesitzer das Bergwerk weder selbst betreiben noch einer Gesellschaft abtreten wolle, während doch der Betrieb desselben dem Lande nützlich wäre. In diesem seltenen Falle nun könnte man ja immer zur Zwangsexpropriation im allgemeinen Nutzen seine Zuflucht nehmen, eine Ausnahme die wohl gerechtfertigt ist wenn die vom Gesetze vorausgesehenen äußersten Umstände eintreten; übrigens gestattet das Gesetz diese sehr bedenkliche Maafsnahme nur unter vorsichtigster Beschränkung. Was den Betrieb selbst betrifft, so erinnern wir gern daran wie Napoleon die Freiheit eifrigst verfocht bei Gelegenheit jener Discussion im französischen Staatsrathe, die diesem unseligen Gesetze ein Ende machen sollte. „Aber wie“, erhob sich von allen Seiten die Frage, „sind denn hierfür gar keine Gesetze nöthig?“ „Nein, antwortete er, „dafür muß man jede Sorge dem persönlichen Interesse

überlassen, wie bei der Bebauung eines Feldes; kleine Nachtheile müssen dem großen Prinzip des freien Eigenthums den Platz räumen.“ Es ist stets ein großer Irrthum von einer Regierung zu sehr bevormunden zu wollen; eine zu ängstliche Beforgnis richtet zugleich Freiheit und Eigenthum leicht zu Grunde. Freilich handelt es sich nicht im Mindesten darum dem Staate das Recht irgend welcher Intervention abzuspochen, sondern lediglich die Grenzen zu ermitteln, innerhalb welcher diese stattfinden solle. Wir werden uns nicht weiter bei den verschiedenen Gesetzentwürfen über die Bergwerke aufhalten, welche in den Jahren 1862, 1869, 1872 und 1873 dem Parlamente vorgelegt wurden, und uns darauf beschränken anzudeuten, daß sie nicht Alle vom gleichen Geiste beseelt waren. So erkannte der erste von Pepoli eingereichte den Privatbesitz der Mine an. In dem Bericht jedoch, welcher diesen Vorschlag begleitete, ohne die theoretische Frage zu lösen, hielt er dafür, daß eine Ausdehnung des Systems der Regierungsconcessionen auf Provinzen in denen das der Freiheit waltete, die allgemeine Meinung verletzen während im Gegentheil die Einführung des Freiheits-Systemes wo das der Concession herrschend wäre ein entgegengesetztes Resultat herbeiführen würde.

Uebrigens scheint uns das Wichtigste, mit einiger Ausführlichkeit des letzten dem italienischen Parlamente vorgelegten Entwurfs zu gedenken, indem uns einzelne Theile desselben wohl annehmbar erscheinen, während andere, wie uns dünkt, vortheilhafter verworfen werden dürften; übrigens schließt sich derselbe eng an die großen Streitfragen an, die gegenwärtig unsere Staatsmänner wie unsere volkswirtschaftlichen Schriftsteller in zwei Heere theilen, von denen das eine die Staatsintervention ausgedehnt, das andere sie dagegen beschränkt sehen möchte. Der Minister des Ackerbaus und Handels im Cabinet Minghetti legte der Kammer am 2. Februar 1875 einen Gesetzentwurf vor, der einige Bestimmungen über die Durchgangsfervitut, über die Conforzien und über den den Arbeitern zu gewährenden Schutz enthielt. Dieser Vorschlag Finali's berührt weder die rechtlichen noch wirtschaftlichen Fragen, die den Bergwerksbesitz betreffen; ja es wird sogar im vorausgehenden Berichte erklärt man finde es nicht ge-

eignet eine gesetzliche Einheit einzuführen, die unvermeidlich zu Streitigkeiten zwischen den Anhängern der verschiedenen Theorien Veranlassung geben müßte. Aus dem Bericht des Abgeordneten Luzzatti geht nun auch hervor, daß die Commission damit einverstanden war eine Frage unberührt zu lassen, welche ihrer Ansicht nach noch unreif sei und weder wissenschaftlich noch in der öffentlichen Meinung gezeitigt worden war.

Von Anfang an haben wir uns gegen die unbedingte Einigung erklärt und halten dafür, daß manche Unterscheidungen mit Vortheil weiter bestehen können und daß wir die Zeit abwarten müssen die uns über die Vorzüge des einen oder des andern Systems aufkläre; dieses bezieht sich jedoch auf das administrative oder politische Gebiet, durchaus aber nicht auf die wahren und eigentlichen Rechtsfragen. Hier wird die Frage eine fundamentale, denn es gilt zu wissen: wem das Bergwerk gehöre? Daß übrigens die Frage noch nicht reif sei, glauben wir nicht; daß Meinungsverschiedenheiten obwalten, beweist Nichts zu Gunsten dieser Behauptung, denn es giebt kein einziges, noch so allgemein anerkanntes Prinzip, das nicht Gegner fände. Uns scheint der Grundsatz des Privatbesitzes eines Bergwerkes so rein und klar aus der Sphäre des Rechts zu stammen, daß es endlich Zeit wäre, ihn durch die Gesetze zu bestätigen. So möchten wir denn auch gern hoffen, daß das Parlament, wenn es an die Einigung der Bergbaugesetzgebung geht, auch die letzten Ueberreste des Kronenrechts verwerfen wird. Sonst wäre es nur abermals ein Schritt in der uns so schädlich erscheinenden Richtung der zu großen Ausdehnung der Staatsintervention, welche an die Stelle der Freiheit des Individuums die Macht der Gesammtheit setzt. Es ist unmöglich die letzten Folgen eines verletzten Prinzipes *a priori* zu ermessen; denn wenn man das Eigenthum unter der Oberfläche des Bodens angreifen darf, giebt es keinen Grund warum man nicht höher hinauf greifen sollte. Aber wir wollen nun ohne Weiteres an die Hauptpunkte des Finalischen Vorschlages gehen.

Dieser Entwurf möchte nun vor allem die Durchgangsfervitut in der vom allgemeinen Recht bestimmten Weise, bis auf die Auslüftung der Grubenwerke, den Wasserabfluß

und das Fortschaffen des ausgegrabenen Materials ausdehnen. So kommt der Gesetzgeber dazu, die in den Artikeln 598 und 606 enthaltenen Verordnungen des Civilgesetzbuches auch für das Bergwesen geltend machen zu wollen. Im ersten Artikel heisst es nun: Jeder Eigenthümer habe die Verpflichtung allem Wasser, welcher Art es auch sei, freien Durchfluß zu gestatten, dessen Leitung von irgend Jemand, sei es für seinen Lebensbedarf oder aber um es zu agrarischen oder industriellen Zwecken zu verwenden, übernommen worden, der sich vorübergehendes oder dauerndes Recht dazu erworben hat. Der zweite Artikel dehnt diese Verordnungen auch auf den Fall aus, wo jener freie Durchgang beansprucht würde, um überflüssigem Wasser das der Nachbar auf seinen Ländereien nicht dulden will, Abfluß zu gewähren. Man kann hinzufügen, wie auch der ministerielle Bericht es bemerkte, daß dies nur eine Wiederholung der Ausdrucksweise des 609. Artikels ist, dem gemäß ein Besitzer der sein Grundstück mittelst Schleusen, Colmatage, oder anderer Mittel austrocknen oder verbessern will, nach entrichteter Entschädigung und mit dem möglichst geringen öffentlichen Schaden berechtigt ist, das Wasser in Schleusen und Gräben durch solche Ländereien zu leiten, die sein Besitzthum von einem fließenden Wasser, oder einem andern Abflusse trennen. Ein Tribunal sprach schon mehreren Pächtern von Schwefelminen in dem Distrikte von Lercara Recht zu, die da verlangten: Wasser, welches den Betrieb hinderte, durch das Grundstück eines sich widersetzenden Nachbarn zu leiten, indem es sich auf diesen Artikel stützte.

Es war gewiß vernünftig, die auf Verbesserung und Austrocknung von Grundstücken bezüglichen Verordnungen auch auf den so äußerst wichtigen Betrieb der Bergwerke auszudehnen, und das Hauptverdienst des Vorschlages liegt gerade darin, daß dieser Gegenstand in das Gemeinrecht eingereicht, das Eingreifen der Verwaltungsautorität aber zu Gunsten der richterlichen ausgeschlossen wird.

Der ministerielle Artikel sagt: „Der Besitzer eines Bergwerkes oder Steinbruches hat das Recht u. f. w.“ Die Kommission gebraucht dagegen den Ausdruck: „Jeder der unter irgend welchem Titel Besitzer oder Nutznießer einer Mine oder eines Steinbruchs wird, hat das Recht u. f. w.“

So kann kein Zweifel entstehen. Auch muß man, wie der Berichtersteller selbst andeutet, noch in Betracht ziehen, daß die Fortschritte der Bergbauindustrie in Sicilien den langen Pachten zuzuschreiben sind; und diese Gewähr dafür leisten, daß die empirischen Methoden den vernünftigsten technischen Systemen später weichen werden.

Der zweite Theil des Vorschlages bezieht sich auf den Gegenstand der Conforzien zur Betreibung des Bergwesens, und auch hier finden die Verordnungen des allgemeinen Rechtes ihre Anwendung, nämlich die der Artikel 658, 659, 660, 661 des Civilgesetzbuches, die sich mit der Bildung der Verbindungen zur Verbesserung und Bewässerung befassen, und es werden auf die Association zum Betrieb des Bergwesens die Verfügungen ausgedehnt die die Bewässerung betreffen. Eben so kommt auch der Fall einer gezwungenen Verbindung in Betracht, und wenn man nur im äußersten Falle dazu greift, und alle vom Civilgesetzbuche vorgeschriebenen Bürgschaften leisten läßt, scheint uns diese Maafsregel allerdings vollkommen gerechtfertigt. Man beachte, daß die Macht die Verbindung für obligatorisch zu erklären, und somit deren Nothwendigkeit zu bestimmen, der richterlichen Autorität anvertraut wird, die, in Folge des Artikels 659, die Association auf Antrag der Majorität der Betheiligten, anbefehlen kann, nachdem sie die Andern summarisch gehört, wann es sich um Ausübung, Erhaltung und Vertheidigung allgemeiner Rechte handelt, deren Theilung nicht ohne schweren Schaden möglich ist. Ueberzeugt wie wir nun sind, daß man, so weit es hinreicht, das Gemeinrecht anwenden muß ehe man zu besonderen Gesetzen seine Zuflucht nehme, können wir diesen Theil von Finali's Vorschlag durchaus nicht mißbilligen. Er lautete ursprünglich: „auf Antrag eines oder mehrerer Betheiligten, u. s. w.“ Die Commission aber dehnte ohne Weiteres den Wortlaut des Gesetzbuches auch auf diesen industriellen Zweig aus, und dieses Verfahren dünkt uns lobenswerth.

VI.

Der folgende Abschnitt des Entwurfs handelt von dem Schutz der den Arbeitern zu gewähren ist, und geht haupt-

fächlich darauf hinaus die Rechte der Kinder und Heranwachsenden, die in den Schwefelgruben Siciliens arbeiten, zu wahren. Dem ministeriellen Vorschlage zu Folge ist die Anstellung von Kindern unter 12 Jahren in den unterirdischen Gruben und Brüchen verboten, und gleicher Weise das Anwenden von Kindern unter 10 Jahren bei der Arbeit unter freiem Himmel. Weiter wird für Individuen unter 18 Jahren ein Ruhetag in jeder Woche ausbedungen, welcher Art die Arbeit sei, die sie in den Gruben oder Steinbrüchen verrichten. Die Dauer der täglichen Arbeit darf sich nicht über 6 Stunden für Kinder unter 16 Jahren, und nicht über 8 für solche zwischen 16 und 18 Jahren ausdehnen. Die Kommission setzte das Verbot Kinder bei den unterirdischen Arbeiten zu verwenden, von dem Alter von 12 Jahren auf 11 herab, und für die Arbeiten am Tageslichte von 10 Jahren auf 9.

Ferner ward bestimmt, daß die Grubenbesitzer, gleichviel ob Pächter oder Eigenthümer, oder deren Vertreter, wenn sie gegen die vorhergehenden Bestimmungen fehlten, für jeden einzelnen Fall in die Strafe von 100 bis 1000 Lire verfallen, welche Strafe durch Gefängnißhaft von 1 bis 3 Monaten erhöht werden kann, im Fall jene Uebertretung die Ursache einer physischen Entstellung oder Mißgestaltung, oder ernstler Beeinträchtigung der Gesundheit der verwendeten Individuen gewesen. Aehnliche Strafen bedrohen die Eltern oder Vormünder, welche in die genannten Uebertretungen verfallen, sei es durch direkte Einwilligung, oder durch Abtretung ihrer Autorität über ihre Kinder oder Mündel. Das ministerielle Projekt hatte nur von Kindern gesprochen. Die Kommission fügte aus Gesundheits- und Sittlichkeitsrückichten die Frauen hinzu, und führte in dieser Hinsicht das Beispiel Englands, Deutschlands und Frankreichs an.

Die genannten Verfügungen hatten vorzüglich den Schutz der Kinder, die in den Schwefelminen Siciliens arbeiten, im Auge. Es wurde nämlich behauptet: die Grubenherren dort gebrauchten die Knaben zu den allerschwersten Arbeiten und verurtheilten sie so zu Krankheiten und frühzeitigem Tode. Diefs ward auf dem nationalökonomischen Kongresse in Mailand gesagt und wiederholt, und

war nichts Neues. Ein Bericht des Abgeordneten Pepoli, der dem Parlamente bereits vor zehn Jahren vorgelegt worden, hatte dasselbe behauptet. In der nationalökonomischen Gesellschaft zu Paris gestand Luzzatti die „verzeihlichen Sünden“ (*péchés mignons*) ein, deren Peruzzi ihn in derselben Versammlung einst beschuldigt hatte, indem er ausrief: „in den italienischen Fabriken und Bergwerken ist die Arbeit der Kinder und Frauen der Willkür der Herren Preis gegeben. Arme Kinder von 5 bis 6 Jahren arbeiten zwölf bis vierzehn Stunden täglich unter der Erde, sehen die Sonne niemals weder auf-, noch untergehen, und leben in ewiger Nacht. Kein anderes civilisirtes Land duldet mehr einen ähnlichen Mißbrauch. Dürfte es Italien noch dulden? Sind keine volkswirthschaftliche Prinzipien dabei auf dem Spiele? handelt sich's nicht darum der Zukunft das menschliche Kapital zu ersparen, zu retten?... Sollte man uns beschuldigen, daß wir die Freiheit angreifen, indem wir die Kinder beschützen!“

Auf solche und ähnliche Anklagen, die von angesehenen Männern ausgingen, und die keinen fühlenden Menschen ungerührt lassen konnten, haben die Antworten nicht gefehlt, und es ist eine Pflicht der Unparteilichkeit und Wahrheit auch diese anzuführen.

Der Rechtsgelehrte Maggiore-Perni, Mitglied der sicilianischen ökonomischen Gesellschaft, theilte dem wissenschaftlichen Kongress von Palermo eine interessante Arbeit mit, deren Zweck es war, die auf dem Kongress von Mailand und in verschiedenen Schriften über den trostlosen Zustand der in den Schwefelminen Siciliens arbeitenden Kinder gemachten Behauptungen zu widerlegen. Es war versichert worden: daß zuverlässiger Statistik zufolge die Schwefelgrubendistrikte, verglichen mit anderen Bezirken, bei den Rekrutenaushebungen eine besonders große Anzahl von Dienstunfähigen, in Folge von Verstümmelungen und Schwäche aufwiesen, und daß auch das Sterblichkeitsverhältniß ein gleiches sei. Der angeführte Schriftsteller hatte nun die Statistiken einer erneuten Prüfung unterworfen, und den Beweis gefunden: daß jene Anklage ungerecht, und die Nothwendigkeit eines Eingreifens der Regierung nicht vorhanden sei. Er prüfte die in den gelehrten Berichten des Generals Torre über die Aushebung enthaltenen Statistiken,

und es ergab sich daraus: dafs von den 24 Distrikten Siciliens die der Schwefelwerke durchaus nicht diejenigen sind, welche die grösste Anzahl der wegen Krankheit Untauglichen geliefert hätten. „Wäre nun also“, sagt er, „der Bergbau den Kindern sehr schädlich, so müßten sie beim zwanzigsten Jahre in einem bedeutend kränklicheren Zustande sich befinden, als diejenigen, die in den übrigen Provinzen Ackerbau treiben oder in Fabriken beschäftigt sind; denn schwere Arbeit begünstigt nicht nur die Brustkrankheit, sondern greift die ganze Konstitution an, und verursacht krankhafte Erscheinungen die zur Ausübung des militärischen Berufes untauglich machen. Begnügen wir uns nun, statt, wie es sich eigentlich gehörte, die Gesundheitsercheinungen in ihrer Gesamtheit, die Brustkrankheiten allein zu betrachten, so liefern auch hierin die Statistiken widersprechende Zeugnisse, wie aus dem oben angedeuteten Berichte über die bei der Erhebung wegen Mißgestaltung des Brustkastens und Lungenfucht Zurückgewiesenen hervorgeht. Hierauf untersucht der Verfasser: ob die Sterblichkeit unter den Grubenleuten gröfser sei oder ob die Behauptung sich bewahrheite: dafs der Tod die Schwachen treffe, die Starken aber verschone. Nun zeigt aber die mittlere Sterblichkeit daselbe trostlose Verhältnifs wie die Mißgestaltung auf. Aus den Sterbelisten der sieben Provinzen Siciliens von 1869 bis 1873 der männlichen Kinder von 5 bis 15 Jahren, und der Jünglinge von 15 bis 20 Jahren, ergibt sich, dafs die Provinzen von Caltanissetta und Girgenti, und ein Theil von Palermo, im Vergleiche mit den andern, wo sich keine Schwefelminen befinden auf derselben Stufe stehen, oder sogar sich in günstigerer Lage befinden. Auch in Betreff der mittleren Sterblichkeit der übrigen Bevölkerung findet man keine sehr verschiedenen Resultate. Die Liste ergibt auf 100 Einwohner 2,9 in Caltanissetta; 3,0 in Piazza; 3,1 in Terranova; 2,8 in Rivona; 2,9 in Leiacca und in Girgenti; 2,6 in Palermo. Es sind dies lauter Schwefelgrubendistrikte. In Caltagirone finden wir dagegen 3,3; in Nicosia 3,2; in Mistretta 3,1; in sämtlichen Distrikten der Provinz Sirakus 3,0; und in denjenigen von Alcamo und Muzzara 3,1. Hier handelte es sich um Distrikte, in denen sich keine Bergwerke befinden. Man kann die Beredsamkeit dieser Zahlen nicht in Frage stellen.

Wenden wir uns jetzt den Thatfachen zu, wie sie von dem trefflichen Maggiore-Perni und anderen angesehenen Schriftstellern, die seine Meinung theilen dargestellt werden. Pepoli selbst, sagen sie, bemerkte: dafs die Arbeitszeit der Knaben in den Schwefelgruben nicht 8 Stunden übersteige und er nannte das: eine mäfsige Arbeit; sagte: dafs sie um die Mittagsstunde beendet sei; und fügte hinzu: dafs demnach dem Arbeiter eine hinreichende Zeit zu anderen Arbeiten übrig bleibe. Der Ingenieur Parodi, ehemals Direktor eines der bedeutendsten Schwefelwerke der Insel, erklärt: dafs von sechs bis acht Stunden Arbeit die Rede sei, aber man nur fünf bis sechs wirklicher Arbeit annehmen könne.

Die kleinen Grubenträger sind Gehülfen, die jeder erwachsene eigentliche Arbeiter, Hauer, sich wählt, oder vom Grubenherrn zugetheilt erhält. Ihre Aufgabe besteht darin, einen Theil des schon gebrochenen Minerals in einen Korb zu thun (20, 25, 30 Kilogramm zur Zeit, je nach dem Alter und den Kräften), den so gefüllten Korb auf ihre Schultern zu laden, und ihn von dem Punkte, wo die Arbeit stattfindet bis zum Ausgange der Grube, wo sie ihn leeren, und zurückzutragen, um diese Verrichtung ungefähr zwanzig Mal zu wiederholen. Diese ist allerdings ziemlich beschwerlich, aber viel weniger mühsam und monoton, als viele andere, die bei Bauten, in Schmelzhütten, in den Arsenalen, und an Bord der Schiffe geleistet werden. Auch ist das Alter der Knaben nicht unter 10 Jahren. Man verfährt übrigens je nach dem Alter und wenn die Arbeit auch hart sein mag, so ist sie es doch nicht mehr, als viele andere, denen die dienende Klasse unterworfen ist. Eben so wenig leben die Knaben in der Nacht des Bergwerkes, sondern kehren in kurzen Zwischenräumen an das Sonnenlicht zurück, dessen sie von Mittag an bis zum Untergange der Sonne genießen. Wie Pepoli gesagt, arbeiten sie nach Kontrakten und verdienen in normalen Zeiten in der Regel von 80 Centimes bis zu einer Lira 70 Centimes, je nach dem Alter. Am Nachmittage können sie wieder arbeiten und somit sich etwas mehr verdienen. Pepoli erkannte auch an, dafs die mäfsige Arbeit und der gute Lohn den Zustand dieser Arbeiter bei weitem besser mache, als man glauben könnte. Von schädlichem Gas kann durchaus keine Rede sein in Bergwerken

wo die Davysche Lampe nicht einmal in Anwendung kommt. All' dieses findet sich durch die Zeugnisse in der industriellen Untersuchung bestätigt. Unglücksfälle sind glücklicher Weise äußerst selten, und finden sie jemals Statt, so sind sie der Art, daß sie in das Bereich der öffentlichen Sicherheit gehören, und da muß die Regierung mit aller nöthiger Vorsicht und innerhalb der Gränzen ihrer Kompetenz Rath schaffen.

Die wahren Hindernisse mit denen das Bergwesen in Italien zu kämpfen hat, sind vor allem: der Mangel an Beförderungsmitteln; die unvernünftige Vertheilung der Steuern; der Zolltarif für die Ausfuhr; der schlecht eingerichtete technische Unterricht, und das Damoklesschwert das noch immer über der Zukunft des Bergwerkeigenthums schwebt. Dieses Alles aber bildet keinen Anklagepunkt gegen die Besitzer der Schwefelminen.

Und nun, da man beide Seiten gehört hat, was sollen wir über den Werth dieses Theiles des Finalischen Vorschlags sagen? Was die Prinzipienfrage anlangt, so wollen mir die Argumente derer, welche die Schutzgesetze als unfreisinnig und unwirksam bekämpfen, weder überzeugend noch stichhaltig scheinen. Meiner Ansicht nach hat das Gesetz nicht allein das Recht sondern auch die Pflicht die zu vertheidigen, die sich nicht selbst vertheidigen können. Ein Gesetz, das den Schutz Minderjähriger im Auge hat, kann durchaus nicht als ein Attentat auf die Freiheit und auf die elterliche Autorität angesehen werden, sondern muß als billige Vertheidigung der Rechte des Schwachen gelten; denn Jene können eine Beute der Habgier von Spekulanten werden, und öfter noch der Bedürftigkeit ihrer eigenen Familien. Schützt das Civilgesetzbuch dieses Recht nicht, indem es den Eltern die Verpflichtung auferlegt: ihre Kinder zu unterhalten, zu erziehen, zu unterrichten? Sucht es nicht aus demselben Beweggrunde, mit allen erdenklichen Mitteln zu verhindern, daß Minderjährige von Nichtswürdigen ausgebeutet werden? Aus diesen Urfachen kann ich Nichts gegen den Zwangsunterricht einwenden, und preise Deutschland glücklich, das ihn längst eingeführt. Wenn ich ihn für Italien noch ungeeignet halte so ist es einzig und allein, weil er wegen Mangels an Lehrern und Schulen eine Unmöglichkeit ist. Mir scheint es rathfamer sich jenem Ideale auf indirektem Wege zu nähern,

wie es die Engländer gemacht haben; durch Mittel wie die welche die parlamentarische Kommission von Luzatti vorschlagen liefs. Das Prinzip jedoch erscheint mir recht und billig. Ich begreife nicht, wie man einem unwissenden böswilligen Vater erlauben kann, seinem Sohne die geistige Nahrung zu entziehen. Eben so wenig verstehe ich, weshalb man Eltern erlauben sollte, ihre Kinder zu einer die Kräfte übersteigenden Arbeit zu zwingen, wie dafs es Unternehmern erlaubt werden dürfe dergleichen Gesinnungen auszubeuten. Die allergebildetsten Nationen stimmen hierin mit uns überein. Kommt man aber zur praktischen Seite, so glaube ich, dafs dem Zustande des Landes Rechnung zu tragen sei.

Um nicht von Schutzgesetzen im Allgemeinen zu reden, sondern mich auf unsern Gegenstand zu beschränken, so zweifle ich durchaus nicht an der Redlichkeit derer, die das Schutzgesetz für die in den Minen arbeitenden Kinder verlangen, noch derer die sich dagegen stemmen. Angesichts so verschiedener ja entgegengesetzter Meinungen jedoch müfste die Regierung ehe sie überhaupt einen Vorschlag macht, die Thatfachen möglichst genau und leidenschaftslos untersuchen. In dieser Weise allein könnte man dazu gelangen einzusehen: ob und in wiefern ein solches Gesetz nöthig sei. Erkännte man z. B. dafs auch Knaben unter neun bis zehn Jahren ohne Schaden für die Gesundheit und zum Vortheil der Familien mit einer angemessenen Arbeit beschäftigt werden können, die zugleich dazu diene, ihnen für immer die Gewohnheit der Thätigkeit zu geben — warum sollten wir sie daran verhindern? Ferner bedenke man, dafs es rathsam wäre, erst zu sehen, ob die gewöhnlichen Gesetze mit strenger Anwendung nicht vielleicht hinreichend sind ehe man zu besonderen greife; alsdann wäre auch noch zu untersuchen, ob die bestehenden Bestimmungen des Strafgesetzbuches dem Zweck nicht entsprechen. Ferner machen wir darauf aufmerksam dafs ein Entwurf eines Sanitätsgesetzbuches bereits vorhanden ist und vom Senat genehmigt wurde, in dem wir folgende Verbote finden, die meist ähnlichen ausländischen Bestimmungen entlehnt sind: Es sollen keine Kinder unter neun Jahren noch selbst dann oder vor dem sechzehnten Jahre, wenn sie ungesund sind, zu ihrer

bestimmten Arbeit untauglich sind, oder aber wenn diese überhaupt der Gesundheit schädlich ist, in Werkstätten, Fabriken oder Bergwerken arbeiten, bei einer Geldstrafe bis hundert Lire. Die nämliche Strafe trifft solche, welche Kinder unter 14, in den Stunden zwischen 4 Uhr Abends und 5 Uhr Morgens, Kinder von 9 bis 12 Jahren mehr als 8, und von 12 bis 16 mehr als 10 Stunden am Tage, und ohne einen Ruhetag wöchentlich, eine Pause von zwei Stunden täglich arbeiten lassen. Bei wiederholter Uebertretung kann auch je nach den Umständen auch Haft zur Geldstrafe hinzugefügt werden. Warum noch besondere Gesetze machen wo schon Verfügungen vorhanden sind in einem Sanitätsgesetzbuche das ja nur der Bestätigung der Kammer bedarf um sofort als Gesetz in's Leben zu treten? Doch gesetzt, nach genauer Prüfung ergäbe sich die Nothwendigkeit eines solchen besonderen Gesetzes; wäre es nicht wünschenswerth dasselbe den Bedürfnissen des Landes entsprechend neu zu schaffen, zum Schutz der Schwachen, jedoch ohne Beschränkung der Freiheit im Betriebe, anstatt Gesetze abzuschreiben die für das Ausland geschaffen und bestimmt waren? Läuft man da nicht Gefahr aus übertriebenem Eifer den Knaben einen redlichen, passenden Erwerb und der Familie eine legitime Hülfe zu entziehen zum ernstlichen Nachtheil ihrer sittlichen Erziehung?

Was aber die Frauen anlangt, so will es uns scheinen daß sich die Schutzgesetze nach der besondern Gesetzgebung des Landes richten müssen. Da nun bei uns die verheirathete Frau gesetzlich unter des Mannes Autorität steht, muß sie bis zu einem gewissen Grade beschützt werden; die mündige, unverheirathete oder verwittwete hingegen, die vor dem Gesetz dem Manne gleichgestellt ist, braucht keinen weiteren, besondern Schutz, und dürfte unserer Ansicht nach das Gesetz in Bezug auf Solche nur bei Sittlichkeitsfragen eingreifen wie z. B. in England, als verboten werden mußte, beide Geschlechter zusammen bei unterirdischen Arbeiten zu beschäftigen.

VII.

Im letzten Theil des Finali'schen Entwurfs zeigt sich eine Tendenz gegen übermäßige Staats-Intervention, indem

alle nöthigen Vorkehrungen gegen die Gefahren der Einstürze, Ueberschwemmungen, des Erstickens aus mangelhafter Ventilation zum Beispiel, so wie die Bestimmung der nöthigen Capacität der Vorgesetzten dem Ministerium anheim gestellt werden.

Wir wissen wohl, daß man Gründe höherer Ordnung für den ersten dieser Punkte vorwendet, wie: daß man dem Staate das Recht das Leben der Individuen zu beschützen wohl kaum absprechen könne, was ja seine Pflicht sei; diesen Satz bestreiten wir auch keineswegs nur will es uns übertriebene Sorgfalt scheinen, wenn der Staat, diesem Principe zuliebe, jeden Augenblick hindernd in die freie Thätigkeit der Bürger eingreifen wollte. Worauf übrigens diese Staatsintervention in der Praxis hinausläuft, weiß Jeder und wir sehen nicht ein, daß ein Minister des Ackerbaus und Handels viel dazu thun könne um Einstürzen und Ueberschwemmungen vorzubeugen nach einer Berathschlagung mit dem Staats- und Bergbaurathe. Gewiß sind einige Anordnungen, die Theorie und Praxis als unentbehrlich erwiesen haben, nöthig; aber weiter nichts. Der Staat müßte sich damit begnügen, die Verantwortlichkeit der Besitzer und Unternehmer festzustellen und dieselben zu zwingen, allen Schaden durch abwendbare Unglücksfälle den Arbeitern und deren Familien zu vergüten.

Ferner hätte der Staat, nach obigem Entwurfe das Recht über die Fähigkeit der Vorgesetzten in den Minen zu entscheiden. In seinem Berichte bekämpft Luzzatti die Ansicht, daß keine Bürgschaften nöthig wären für die Competenz dessen, der so wichtige Arbeiten zu leiten berufen wird. Für uns aber liegt die wirksamste Bürgschaft gerade in der Verantwortlichkeit der Besitzer und Unternehmer; denn im besten Falle würde wahrscheinlich ein Diplom von der Regierung verlangt, aber ein solches Diplom wäre immer noch keine hinreichende Garantie. Daß ein mit solchem Diplom versehener Ingenieur gerade ein Unwissender sein müsse, wollen wir keineswegs voraussetzen, doch wäre es immerhin eine Möglichkeit; andererseits kann es Männer der höchsten Befähigung geben die eines solchen Certificates entbehren. Ohne sie haben, wie ganz Europa weiß, die tüchtigsten Ingenieure riesige öffentliche Arbeiten ausgeführt.

VIII.

Ich habe die Verordnungen des letzten dem Parlamente vorgelegten Gesetzentwurfes mit einiger Umständlichkeit wiedergegeben, weil, wie ich schon gesagt habe, derselbe sich dem ganzen ökonomischen und administrativen Systeme anschließt, das von dem unter dem Vorsitz Minghetti's stehenden Ministerium eingeführt werden zu sollen schien.

Dem deutschen Leser die Lehren jener ihm wohlbekannten Schule, die von ihren Gegnern die der Katheder-socialisten getauft worden, in das Gedächtniß rufen zu wollen, wäre überflüssig. Diese Lehren sind über die Alpen gedungen, und haben in Italien gemäßigte Anhänger gefunden. Wir sagen „gemäßigte“; denn wirklich ist die Tradition der ökonomischen Freiheit hier schon zu sehr eingebürgert, um einen vollständigen Katheder-socialismus möglich zu machen, und dieses ist so deutlich, daß selbst die ausgezeichneten Schriftsteller die erklärt haben, sich an die Spitze der neuen Schule stellen zu wollen, immer den Namen abgewiesen, und ihre Neigung für liberale Prinzipien heilig versichert haben. Davon kann ein Jeder sich bei der Lefung der Schriften Lamperticos und Luzzatis überzeugen. Immerhin besteht in Italien eine Schule von Oekonomisten, die dem Staate gerne mehr einräumen möchte, als die Anhänger der liberalen Schule und diese Gedankenströmung machte sich in der Regierungssphäre eben überwiegend geltend. Der von uns besprochene Gesetzentwurf und die Erklärung: einer Lösung der juridischen Frage hinsichtlich des Bergwerkbefitzes aus dem Wege gehen zu wollen — sind Beweise dafür. Ein das Forstwesen betreffender Gesetzentwurf war ebenfalls vorgelegt worden, aber einige Verfügungen desselben schienen den Anhängern der liberalen Schule unannehmbar. In Rom bildete sich der Kern eines zukünftigen einzigen Kassationshofes. Was den öffentlichen Unterricht betrifft, behielt die Regierung jene Einschränkungen bei, die denselben nothwendig armfelig und unzureichend machen, Die Verwaltung blieb verwickelt und centralisirt. Endlich wurde plötzlich der Ankauf und die Verwaltung der Haupteisen-

bahnlinien des Königreiches vom Staate vorgeschlagen, ohne daß die öffentliche Meinung über die Rathsamkeit dieses Schrittes überhaupt oder die Nothwendigkeit eine so wichtige Frage von einem Tage zum anderen zu lösen, hinreichend aufgeklärt worden wäre.

Welcher Art nun die Grundsätze sein werden, die jetzt bei uns die Oberhand haben mögen, wissen wir nicht, noch liegt es in unserer Aufgabe, Vermuthungen darüber aufzustellen; den deutschen Leser möchte ich aber gegen die irrthümliche Ansicht warnen, daß die liberale Schule in Italien etwa von Haß gegen den Staat befeelt sei, was durchaus nicht der Fall ist, da sie im Gegentheil dessen Wichtigkeit vollkommen anerkennt, wohl aber die Thätigkeit desselben da aufhören sehen möchte, wo das Recht des Einzelnen beginnt. Eben so wenig richtig ist die Behauptung, die liberale Schule wolle die Wissenschaft zum Stillstand bringen, und begnüge sich mit abstrakten Formeln. Viele der neuesten Arbeiten und Diskussionen beweisen das Gegentheil. Uebrigens gereicht die mehr oder weniger tiefe Spaltung unter den italienischen Schriftstellern uns zum Troste, indem sie gute Hoffnungen für die Zukunft der volkswirtschaftlichen Wissenschaft giebt. Auf dem Eifenacher Congress sagte Gneist ja, es sei kein Grund sich unbarmherzig zu bekriegen, weil man zu verschiedenen Schulen gehöre. Vielleicht kann auch die umständliche und redliche Besprechung der Frage, wenn nicht gänzlich doch theilweise zur Annäherung führen, wo dieselbe nicht schon thatsächlich besteht, wie denn z. B. in der Frage vom Schulzwange und dem Arbeiterschutz viele Anhänger der liberalen Schule, unter denen Schreiber dieses, recht gerne die Berechtigung, ja die Pflicht des Staates zugeben, bestimmend einzutreten.

Florenz, im April 1876.

Carlo Fontanelli.

Ueber die geistige Nahrung des italienischen Volkes.

Der Umstand, daß das neue Ministerium in Italien der Partei der Linken angehört, macht die Frage nach der Erweiterung des Stimmrechtes zu einer zeitgemäßen, da sie zu dem Programm der Linken gehört.

In der letzten Session wurde von Cairoli vorgeschlagen, alle diejenigen, welche lesen und schreiben könnten abgefehen vom Censur zur Wahl zuzulassen. Ich hatte die Ehre, der Berichterstatter der parlamentarischen Commission über diesen Vorschlag zu sein, und dies bestimmte mich, näher zu untersuchen, welches wohl die geistige Nahrung der untersten Volksklassen, die lesen und schreiben können, sein möge. Aus diesen Forschungen, einigen Studien über die Wahlen, die ich in dem Buche „Wähler und Abgeordnete“ niedergelegt habe und aus dem werthvollen Werke Ottino's: „Zeitschriften, Buchhandel und Buchdruckereien in Italien“ sind die Notizen entnommen, die sich auf diesen wichtigen Gegenstand beziehen.

I.

In Bezug auf Elementarunterricht hat Italien in dem kurzen Zeitraume, der seit seiner politischen Wiedergeburt verfloßen, anerkennenswerthe Fortschritte gemacht. Wer den trostlosen Zustand, worin sich der Volksunterricht unter den gestürzten Regierungen befand, gekannt hat, wird gewiß

mit dem, was geschehen ist, zufrieden sein; denn trotz der grossen Schwierigkeiten, die sich dem Werke entgegenstellen, haben sich die Schulen ausserordentlich vermehrt, die Zahl derjenigen aber, die weder lesen noch schreiben können, welche im Jahre 1861 78,29 betrug, war schon im Jahre 1871 bis auf 73,27 gefallen. Dieses Verhältniss bei Personen im Alter von 12—18 Jahren war das von 72,02 zu 64,80. Das italienische Volk lernt gern und eifrig, der langsame Fortschritt in der Volksbildung rührt daher nicht von dem Mangel eines Schulzwanggesetzes, sondern vielmehr von den geringen Geldmitteln, über welche die Regierung und besonders die Gemeinden zu verfügen haben, sowie von der ungenügenden Anzahl von Elementarlehrern, welche in Italien so schlecht besoldet werden, dass nur Wenige sich diesem Stande widmen, von der unzureichenden Anzahl der Schulen, von dem Mangel an passenden Lokalen und endlich von der Menge des Volkes, die in zerstreuten, vereinzelter Häusern auf dem Lande lebt. Die Anzahl letzterer betrug bei der letzten Volkszählung 6,878,208 Personen, zu denen man noch 1,473,076 hinzurechnen könnte, welche in kleinen Gruppen von Häusern, mit weniger als 250 Einwohnern leben.

Die Mädchenschulen auf dem Lande sind fast durchgängig eine neue Einrichtung. Das Verhältniss der Mädchen, im Alter von 12—18 Jahren, die weder lesen noch schreiben konnten, das 1861 76,02 betrug, war im Jahre 1871 auf 68,42 herabgegangen. Eines der grössten Hindernisse zur schnellen Ausbreitung der Volksbildung in Italien ist der Indifferentismus und die Feindseligkeit vieler Geistlichen und das Misstrauen, welches sie dem Volke dagegen einzuflöszen wissen, wodurch die Mitwirkung der Landgeistlichkeit, die so nützlich und ökonomisch zugleich sein könnte, fast durchgängig fehlt.

Aus diesem Grunde nistet sich die Unwissenheit besonders auf dem Lande ein. Die italienische Bevölkerung zerfällt in 8,360,942, die in der Stadt und 18,440,212, die auf dem Lande leben. In vielen Städten hat die Anzahl derjenigen, die nicht lesen und schreiben können, in befriedigender Weise abgenommen, wie sie denn z. B. in Turin, auf 29,70, in Mailand auf 22,92, in Florenz auf 39,90, in Genua auf 39,82, in Brescia auf 28,99 gesunken ist.

In den Sandwich-Inseln wird aufser dem Lesen und Schreiben auch das Einmaleins verlangt.

In Frankreich gestattete der Convent im Artikel 16 v. Jahre IV, den jungen Leuten die lesen und schreiben könnten, sich als Wähler einzuschreiben, doch wurde verlangt, daß sie dem städtischen oder ländlichen Arbeiterstande angehörten.

II.

Wer diese Fragen gründlich verstehen will, muß sich fragen ob die Unwissenheit derjenigen, die weder schreiben noch lesen können, nachtheiliger wirkt als die Unwissenheit derer, welche es zwar können, aber nur auf den häuslichen Gebrauch anwenden oder um unmoralische Bücher oder solche, die weder geistig veredeln noch die Kenntnisse erweitern können, zu lesen. Die Worte, welche vor Kurzem ein Abgeordneter in der französischen Kammer ausgesprochen hat, sind wohl zu beherzigen. *„On a dit que la France a été battue dans la guerre avec la Prusse autant par la supériorité intellectuelle de ses ennemis que par leur nombre; rien n'est plus vrai; il est juste toutefois d'ajouter que là où l'ignorance a été la cause de nos malheurs, c'est bien plus chez l'officier que chez le soldat, bien plus dans les classes intermédiaires que dans le peuple.“*

In einem vortrefflichen Aufsatz über die nach Caledonien transportirten Pariser Communisten, in der „Times“, wird die Unwissenheit dieser Männer als beklagenswerth hingestellt. Der größte Theil derselben konnte lesen und schreiben und hatte Mittelschulen besucht; doch waren sie vollständig unwissend in Bezug auf Geschichte, Physiologie, Logik etc., und der Verfasser ist der Ansicht, daß um diesem Uebel abzuhelpen, eine viel höhere Bildung nothwendig ist, als die Schulen gewöhnlich sie zu ertheilen im Stande sind. Stuart Mill äußert sich in folgender Weise: „Erst allgemeine Erziehung, dann allgemeines Stimmrecht.“ Er gesteht jedoch, wiewohl ungern, daß unter den jetzigen Zuständen die Gesetzgeber sich damit begnügen müssen, von dem Wähler den der Censur zuläßt, das Lesen, Schreiben und Rechnen zu fordern; fügt aber hinzu, daß es unendlich wünschenswerth wäre, auch

noch einige andere Kenntnisse zu verlangen, z. B. die Elemente wenigstens der mathematischen, physischen und politischen Geographie, die Grundriffe der Weltgeschichte und einige Kenntnisse der Geschichte und Institutionen des eigenen Landes. Was nun die Beweise betrifft, wodurch der Einzelne darzutun habe, daß er lesen, schreiben und rechnen könne, so schlägt Stuart Mill vor, daß bei Gelegenheit der Anfertigung der Wahllisten Jeder einen Satz aus einem Buche abschreiben und ein Regeldetriexempel lösen solle. Er verwahrt sich jedoch, gegen den absurden Grundsatz, eine Staatsverfassung solle zwischen den Unwissenden und Gebildeten gar keinen Unterschied machen und beide mit derselben Bereitwilligkeit zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zulassen. Die Verbreitung solcher Ansichten, sagt er, würde der moralischen und intellectuellen Entwicklung eines Volkes ebenso nachtheilig sein, wie die schlimmste Corruption der schlechtesten Regierung. Er, der sich dem Vorschlag widersetzt, daß die an materiellen Gütern Reichen mehr Stimmen haben sollen, als die Armen, empfiehlt dringend, den Besitzern geistigen Reichthums mehr als eine Stimme bei den Wahlen zu gewähren. „Sonst würden die intellectuellen Nullitäten und Mittelmäßigkeiten, die im Lande das Uebergewicht besitzen, dies bald auch in den Kammern erlangen. Die bedeutendsten Staatsmänner würden gemeinen Tribünen weichen müssen, und aus unedlem Vorurtheil gegen die Wissenschaft, würde man geschwätzige Advokaten in das Parlament wählen, statt eines Cuvier, Humboldt, Newton, Franklin, Arago, Virchow und Matteucci.“

III.

Bei der Lösung des von John Stuart Mill aufgestellten Problems des „geistigen Reichthums“ wäre es wichtig, den Zahlen, welche den Elementarunterricht vertreten, diejenigen gegenüberzustellen, welche Erziehung, Moralität und allgemeine Bildung darstellen. Dazu fehlt es aber an den genügenden Daten, und wenn die Schlußfolgerungen nicht auf breiten, umfassenden Grundlagen ruhen, so haben sie keinen absoluten Werth. Plato behauptet mit Recht, daß

die Welt durch Zahlen regiert wird. Noch wahrer ist aber der Goethe'sche Ausspruch, man könne nur durch Zahlen erkennen, „ob die Welt gut regiert sei.“ Die Bedeutung der Zahlen aber bedarf einer Vollständigkeit, wie sie die junge Statistik leider nur selten zu liefern im Stande ist.

Um ein Beispiel anzuführen: dürfte in einem offiziellen Bericht das Verhältniß derer die nicht schreiben und lesen können zu den gesetzlich Bestraften im Reich vielleicht in der ersten Spalte aussehen als ein Beweis des engen Zusammenhanges zwischen Unwissenheit und Verbrechen, während die folgenden zeigen würden, daß das Verbrechen seine Schaaren nicht unter den Unwissenden deshalb rekrutirt, weil sie unwissend sind, sondern weil Unwissenheit und Verbrechen, beide aus dem Elend hervorgehen; und daß die Ursache der meisten Verbrechen die Habgier ist.

Wir finden deshalb auch im Jahre 1871 unter den Verurtheilten 18,735, die nicht lesen und schreiben können, 5,382 die lesen und schreiben können, 732 die lesen, schreiben und rechnen können, 168 die guten Unterricht genossen haben. Aber unter der Menge dieser Unglücklichen befinden sich nur 158 Wohlhabende, 2203 waren nicht ganz mittellos und wieviel Arme? Die Armen zählten 32,648. Die Art der begangenen Verbrechen zeigt ebenfalls den traurigen Einfluß des Elends. Die Verbrechen gegen das Eigenthum und gegen das Eigenthum und die Person zugleich beliefen sich auf 15,113.

Unter denjenigen, die im Jahre 1872 zu mehr als 1 Jahr Zuchthaus verurtheilt waren, befanden sich 3680 die weder lesen noch schreiben konnten, 38 die lesen, 1535 die lesen und schreiben konnten; 47 hatten guten Unterricht genossen. Aber selbst unter diesen zählten die Wohlhabenden nur 49, diejenigen, welche nicht ganz mittellos waren, 470 und die ganz Armen 4763, die Vergehen gegen das Eigenthum oder gegen das Eigenthum und die Person 2660.

Wenn man nun von der Betrachtung der erwachsenen Verbrecher auf die der minderjährigen übergeht, auf denen der Mangel weniger drückend lastet, da sie größtentheils von der Familie unterhalten werden, so ändert sich das Zahlenverhältniß in Bezug auf die, welche nicht lesen und

schreiben können, und die Ursache des Verbrechens ist nicht mehr die Habgier, sondern der Müßiggang und die schlechte Gesellschaft, welche die Liebe zur Familie schwächen. Diese jugendlichen Verbrecher gehören meistens unbescholtenen Familien an und das häufigste Verbrechen ist nicht mehr der Diebstahl oder Raubanfall, sondern die Vagabondage.

Unter denjenigen, welche im Jahre 1871 auf kürzere Zeit als auf 1 Jahr Zuchthaus verurtheilt wurden, waren nur 71, die weder lesen noch schreiben konnten, 127 konnten lesen, 177 lesen und schreiben und 382 lesen, schreiben und rechnen; 84% von den Knaben und 65% von den Mädchen gehörten unbescholtene Familien an. Wegen Diebstahls oder Raubes waren nur 58 verurtheilt worden, wegen Arbeitscheu und Vagabundirens 647. Im Jahre 1872 konnten 488 lesen und schreiben, 397 konnten es nicht, 720 gehörten unbescholtenen Familien an, und nur 66 wurden wegen Diebstahls verurtheilt, 536 als Faullenzer und Landstreicher.

Glücklicher Weise schenken nur ganz oberflächliche und ungebildete Beobachter haltlosen Phrasen ihren Glauben. Die Massen werden allerdings leicht dadurch irre geführt und nehmen sie als Dogmen an. Zu diesen Phrasen gehört nun der Satz: daß die Unfähigkeit lesen und schreiben zu können, das Verbrechen erzeugt; ein thörichter Glaube, den Spencer als einen der Aberglauben des 19. Jahrhunderts bezeichnet. Man könnte ebenso leicht einen ähnlichen Zusammenhang zwischen Verbrechen und dem Mangel an Reinlichkeit, oder schlechter und ungenügender Nahrung, oder grober zerrissener Kleidung, oder nicht ventilirten Wohnungen und Strohlagern entdecken.

Keine sociale Erscheinung, sei sie politischer, religiöser, moralischer oder staatsökonomischer Art, steht vereinzelt da, sondern jede entspringt aus einer außerordentlichen Menge allgemeiner und specieller Ursachen, die äußerst schwer zu analysiren sind. In Zeit und Raum begegnet man denselben Schwierigkeiten, wenn man den Zusammenhang der verschiedenen meteorologischen Thatfachen ermitteln will.

Die moralischen Zustände eines Volkes können aus ebenso fernliegenden und complicirten Ursachen hervorge-

gangen sein wie z. B. die Morainen der alten Gletscher in Europa, die ihr Entstehen einer zeitweiligen Ueberfluthung der Sahara durch das Meer verdanken ¹⁾. Die moralischen Zustände sind auch auf das mannichfaltigste untereinander verkettet und verschlungen, und man geräth leicht bei diesem Studium in ähnliche Labyrinth wie bei dem der allgemeinen Dynamik des organischen Lebens. Betrachten wir z. B. die Urfachen, die auf die Befruchtung des Klees einwirken. Sie wird durch Bienen befördert, welche den Kontakt des befruchtenden Pollen mit den Ovulae erleichtern, zugleich aber auch durch Feldmäuse, welche in ihren unterirdischen Nestern jenen Bienen Schaden zufügen, verhindert, um wiederum durch die Katzen, die diese kleinen Säugthiere fressen, befördert zu werden, so daß, wenn wir noch höher hinauf greifen wollen, sogar auch die alten Jungfern, die ihre Katzen so sorgfältig pflegen indirekte Beschützerinnen der Kleebeefruchtung werden.

IV.

Es ist mit großer Wahrheit behauptet worden, daß jedes Wesen in seiner jetzigen physischen und moralischen Beschaffenheit das Product derjenigen ist, die ihm vorgegangen sind, und daß man diese kennen muß, um jenes gründlich zu verstehen. Wer deshalb die Zustände der öffentlichen Erziehung und Moralität erforschen will, muß auf viele und verwickelte Beziehungen und Verhältnisse Rücksicht nehmen, die alle aufs innigste mit einander verbunden sind, und einander bedingen oder modificiren. Zieht man nur einzelne Verhältnisse und Zustände in Betracht, so sind die Schlussfolgerungen einseitig und irthümlich. So darf man z. B. die illegitimen Geburten und die Prostitution nicht außer Acht lassen; auch nicht die Zahl der Bier-

1) Tyndall verwirft diese Hypothese und glaubt, daß die große Ausdehnung der Gletscher zu jener Zeit nicht einer niedrigeren Temperatur als der jetzigen zuzuschreiben ist, daß die Temperatur damals im Gegentheil eine viel höhere war, und deshalb eine größere Evaporation des Meeres somit einen bedeutenderen Schneefall auf den hohen Gebirgen verursachte, woraus die Gletscher sich bilden und welche dieselben nähren.

Anmerk. des Uebers.

häuser und Schenken, der Lotteriebureaus, Spielbanken, Leihhäuser, die verschiedenen Berufe, Einnahmen, Verhältnisse zwischen Arbeit und Kapital, Sparkassen, Vorschufsvereine und Creditbanken; die verschiedenen religiösen Secten, das Familienleben, die medizinische, hygienische und anthropometrische Topographie und vieles Andere. Genaue und vollständige Notizen darüber kann man sich aber gegenwärtig noch nicht verschaffen; auch müßten sie, um diesem Zwecke zu dienen, nicht, wie gewöhnlich geschieht in Bezug auf die Bevölkerung im Allgemeinen gefammelt werden, sondern jeder einzelne Fall sollte in Bezug auf die verschiedenen Klassen, auf Alter, Geschlecht und Beruf unterschieden werden, je nachdem er für die eine oder andere Kategorie bestimmt ist.

Es genügt ferner nicht, diese Zustände in ihrer jetzigen Gestalt zu analysiren, sondern man muß auch auf ihren Ursprung und ihre Entwicklung zurückgehen. Der Botaniker, der einen Baum kennen lernen will, begnügt sich nicht, die Blätter und Blüthen desselben zu untersuchen, sondern unterzieht seiner Prüfung auch den Samen, woraus er entsprungen; die Winde und Vögel, die zur Verbreitung desselben beitragen; den Erdboden worin er wächst, und das Verhältniß, in dem er zu andern Pflanzen und Thieren steht.

Ich sagte einmal in meinen wissenschaftlichen Vorlesungen (Seite 45, 1872) daß Geschichte und Statistik sich nur darin unterscheiden, daß die erste der Zeit, die letztere dem Raume angehört; da nun aus diesen beiden Ideen die Bewegung hervorgeht, ergiebt sich, daß die Geschichte eine fortschreitende Statistik ist und die Statistik eine stillstehende Geschichte. Nur durch den Vergleich mit der Geschichte erlangt die Statistik philosophischen Werth für das Studium der socialen Erscheinungen, wie ihn ebenfalls die vergleichende Organographie und die Epionthologie durch Organogenie und Embryologie erhalten.

Ja, wollte man sich begnügen, nur Notizen zu sammeln, welche über den Zustand der allgemeinen fruchtbringenden Cultur Derer die lesen und schreiben können Aufschluß geben, so sind die Quellen, aus denen man schöpfen müßte, noch immer so zahlreich und so unzureichend erforscht, wie die des Nils. Es wäre naiv annehmen zu wollen, die von

den Ministerien gesammelten und veröffentlichten statistischen Berichte über die Schulen reichten dazu hin. Daher man wohl mit den wenigen vorhandenen Lichtstreifen in der Finsterniß zufrieden sein dabei aber stets im Auge behalten muß, daß die Quantität der Bücher und Zeitschriften, welche die Lectüre des Volkes bilden, keinen Aufschluß giebt über die Qualität derselben; und daß das Ergebniss der Zahlen in Bezug auf deren Werth als Bildungsmittel nur ein neues Incognitum liefert, das zu erklären man ganz anders verfahren müßte. Vor Allem müßte die Anzahl der Exemplare verzeichnet werden, welche von guten und nützlichen und die, welche von schlechten und schädlichen Werken gedruckt, und wie viele von jeder Art in einem ziemlich langen Zeitraum verkauft worden sind. Dies ist aber vorläufig unmöglich, oder könnte nur theilweise durch Beistand der bedeutendsten Verleger stattfinden, indem man einige der wiederholt neu verlegten und verbreitetsten Werke als Normen annähme.

In Deutschland würde eine solche Nachforschung durch die besonderen Einrichtungen des Buchhandels erleichtert werden. Es giebt dort Buchhändler, welche durch die Werke eines oder zweier der beliebtesten Schriftsteller reich geworden sind, wie Cotta und Campe; Andere verdanken ihren Wohlstand besonderen Unternehmungen wie Tauchnitz und Brockhaus, Perthes und Engelmann. In Deutschland wird kein Werk gedruckt, von dem man nicht in Leipzig Kenntniß erhielte, und das nicht in dem allgemeinen Katalog angeführt würde. Läßt aber in Italien ein Verfasser sein Buch auf eigene Kosten drucken oder bei einem wenig bekannten Verleger, oder aber in einer kleinen Stadt herausgeben, so hängt es rein vom Zufall ab, ob man etwas von seiner Existenz erfährt oder nicht.

Wenn ein kritisch statistisches Studium über die Verbreitung der Bücher nicht bloß in Bezug auf die Quantität, sondern auch auf die Qualität derselben ausgedehnt werden soll, so kann dies nur von Deutschland ausgehen. Aber auch dort klagt man über Verworrenheit und Unvollständigkeit der Angaben, und daß die unbedeutendsten Werke häufig mit den werthvollsten und nützlichsten in einen Haufen geworfen werden.

V.

Die von Decandolle erdachte, und in einem kürzlich erschienenen Werke mitgetheilte Methode, die geographische und ethnographische Verbreitung des Wissens zu studiren, ist, obgleich sie sich auf die Autoren beschränkt, eine unglückliche. Geht man dabei von den Akademien aus, so setzt man sich der Gefahr aus, dem erzürnten Schatten Giordano Bruno's zu begegnen, welcher sich rühmte „ein Akademiker zu sein, der keiner Akademie angehörte.“

Wir die wir dagegen hauptsächlich die Leser studiren, wagen es nicht, voreilige Voraussetzungen über die Qualitäten zu bilden; und wiewohl wir die Unvollkommenheit der Methode zugeben, sind wir doch darauf hingewiesen, die quantitativen Verhältnisse der geistigen Nahrung die dem Volke geboten wird zu untersuchen und uns damit zufrieden zu stellen, ohne Rücksicht ob dieselbe gesund oder schädlich ist. Diese Untersuchungen wären indeffen von geringem Werth bei Völkern, die nur eine kleine Anzahl von Gebildeten zählen. Der geistige Standpunkt solcher Nationen muß daher auf andere Weise ermittelt werden.

Die Schwierigkeit wächst zugleich mit dem Interesse, wenn wir uns nun vornehmen, die unermesslichen Modificationen welche die Verbreitung des Unterrichts und der Lectüre in dem Charakter eines Volks herbeiführen, in Betracht zu ziehen, da diese auch neue, umbildende Factoren werden, und sowohl Gutes als Böses wirken können. Man könnte den unsichtbaren und unablässigen Einfluß auf den moralischen Zustand eines Volkes, den die Lectüre der Bücher und Zeitungen ausübt, mit dem unermüdlichen Wirken der atmosphärischen Kräfte vergleichen; wie jene fast unmerklich, aber langsam und unablässig, wirkt auch diese fort, zerstört die festen Felsen der Alpen und erhöht mit den Trümmern derselben das Niveau der Ebenen; bringt Veränderungen in den Klimaten hervor, und in Folge dessen in der Flora und Fauna eines Landes.

In Rußland würde es nun aber z. B. wenig nützen, den moralischen Einfluß der Bücher nachweisen zu wollen, da

in jenem Lande die intellectuelle Production zu unbedeutend und der Verbrauch zu gering ist. Aus den Nachrichten, die ich über die Production im Monat Mai des Jahres 1874 habe sammeln können, läßt sich vermuthen, daß in jenem Jahre nur 1700 neue Bücher in dem ganzen weiten Reiche gedruckt worden sind, unter denen einige in deutscher und französischer Sprache. In demselben Zeitraume wurden 3400 neue Bücher eingeführt, meist deutsche und englische von denen die Censur auch noch mehrere in Beschlag nahm.

In Deutschland hingegen wird man von Büchern überschwemmt. Die Zahl der Verleger dort ist bereits auf 3,500 gewachsen, wo zu Anfang dieses Jahrhunderts es kaum 400 gab; im Jahre 1833 waren 1150, im Jahre 1860 schon 2625. In diesem Jahre brachte der Buchhandel 17 Millionen Thaler ein. In Leipzig, dem großen Mittelpunkte des Buchhandels hat der Börsenverein ein besonderes Postamt, wo täglich 50—60,000 Circulare, Prospekte, Zeitungen und Kataloge ankommen. Einige Commissionäre empfangen täglich Briefe, die zusammen 50—60 Pfund wiegen. Es giebt Buchhandlungen, wo jährlich an 400 Centner Bücher verkauft werden.

Schürmann erzählt, daß es im Jahre 1789 in Leipzig allein 31 Buchhändler gab, im Jahre 1833 waren sie auf 92 gestiegen, 1860 betrug ihre Anzahl 184 und im Jahre 1863 gab es 202 mit 240 Commis, 110 Lehrlingen und vielen Hunderten von Markthelfern und Laufburschen.

Einige unter diesen Häusern hatten eine jährliche Einnahme von mehreren hunderttausend Francs, und es darf nicht vergessen werden, daß Leipzig nicht mehr der einzige große Stapelplatz für den deutschen Buchhandel ist.

Seit 1860 haben sich andere Mittelpunkte gebildet; einer in Stuttgart mit jetzt 113 Buchhandlungen; einer in Wien mit 138; einer in Berlin mit 446. Dieser blühende Zustand des Buchhandels in Deutschland ist gewiß in der Hauptsache dem so weit verbreiteten Elementarunterricht zuzuschreiben. Jedoch trägt auch die große Anzahl der Deutschredenden¹⁾ (60 Millionen ungefähr) und die Qualität der deutschen Werke von allgemeinem Interesse viel dazu bei. Die großen und gelehrten Werke, die dort über Geschichte, Philosophie

1) Ein Drittel etwa der Englischredenden.

Anmerk. des Uebers.

und Naturwissenschaften gedruckt werden, sind eben so cosmopolitisch wie die Werke Plato's und Aristoteles' es im Mittelalter waren, ja noch heute sind. Sie gehören der ganzen Menschheit an und werden von den Gelehrten aller Welttheile gelesen.

Die Herausgabe von Werken in fremden Sprachen ist nicht weniger eine Quelle des Reichthums für den deutschen Buchhandel. Ohne die griechischen und lateinischen Classiker zu erwähnen, will ich nur an die berühmte Tauchnitz-Ausgabe von englischen Büchern erinnern, sowie an die von spanischen, welche bei Brockhaus erscheint. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß es im Jahre 1869 in Leipzig 3610 Agenten für auswärtige Buchhandlungen gab, 2159 für norddeutsche Häuser, 562 für süddeutsche, 443 für österreichische, 391 für andere Staaten Europas, 52 für Amerika und 3 für Asien.

Schürmann erzählt, daß im Jahre 1789 in ganz Deutschland 2115 Bücher gedruckt wurden, und zwar 355 in Leipzig; 261 in Berlin. Im Jahre 1859 belief sich die Zahl der in ganz Deutschland gedruckten Bücher auf 9095, wovon 1582 in Leipzig, 1299 in Berlin erschienen; es muß jedoch dabei bemerkt werden, daß fast alle in Leipzig gedruckten Bücher nützlichen, wissenschaftlichen oder universal-literarischen Inhaltes sind.

In Haushofer's Lehr- und Handbuch der Statistik findet man, daß im Jahre 1862 in Frankreich und London 3533 neue Werke veröffentlicht wurden (in ganz Frankreich im Jahre 1866 nur 4851; in Deutschland in demselben Jahre 8699). Derselbe Verfasser hat nachstehende Tabelle mitgetheilt, welche das Verhältniß der Zahl der gedruckten Werke zu ihrem Inhalte veranschaulicht.

Erschienenene Werke	in Deutsch- land im Verhältnifs von	in London	in Frankreich
Theologie, Religion	17,7 ⁰ / ₁₀₀	715	426
Pädagogik.	13,4 ⁰ / ₁₀₀	117	244
Literatur und schöne Künfte .	12,0 ⁰ / ₁₀₀	<div> Erzählun- gen 842 Poesie und Literatur 565 </div>	1010
Politik und Rechtswesen . . .	10,3 ⁰ / ₁₀₀	56	170
Vermischte Schriften.	8,4 ⁰ / ₁₀₀	—	216
Naturwissenschaften	5,9 ⁰ / ₁₀₀	122	220
Philologie und Alterthums- kunde, Sprachen.	5,9 ⁰ / ₁₀₀	132 (Philologie)	164 (Philologie)
Geschichte	5,6 ⁰ / ₁₀₀	233	540
Medizin	4,9 ⁰ / ₁₀₀	124	390
Handel, Gewerbe, Baukunst .	4,1 ⁰ / ₁₀₀	41	347
Geographie	2,6 ⁰ / ₁₀₀	151	230
Landwirthschaft.	2,3 ⁰ / ₁₀₀	46	—
Encyclopädie und vermischte Schriften	2,2 ⁰ / ₁₀₀	—	—
Volksbücher.	1,1 ⁰ / ₁₀₀	—	—
Philosophie	0,9 ⁰ / ₁₀₀	—	—
Jahrbücher	—	166	—
Gesetze und Parlament. . . .	—	79	232
Militärwesen	—	52	—
Künfte, Architektur	—	52	203
Mathematik, Astronomie, Kriegskunst.	—	—	266

VI.

Das Publikum weiß sehr wenig über die literarische Production in Italien. Giuseppe Pomba schlug auf dem Congress in Turin die Einrichtung einer Buchhändlermesse vor; und zu verschiedenen Malen, jedoch vergebens, suchte man einen Katalog der neuen Bücher in bestimmten Zeit-

räumen herauszugeben. Pomba berechnet die Zahl der Italiener, welche den erhaltenen Unterricht nicht bloß für ihr Geschäft und Haus benutzen, sondern auch um nützliche und unterhaltende Bücher zu lesen, nicht höher als 2 Millionen; und weist darauf hin, daß es Viele giebt, welche französische Bücher italienischen vorziehen; daß diese Vorliebe im Abnehmen begriffen, ist ein erfreuliches Symptom, indem die französischen Werke von denen die Rede ist, gerade nicht zu den empfehlenswertheften gehören. Es ist auch ein Beweis, daß unsere Schriftsteller nach und nach die Kunst erlernen lesbar zu schreiben, was früher bei uns zu den Seltenheiten gehörte, so verderblich wirkte die Rhetorik und die Pedanterie, und so fern war man, Manzoni's Beispiel zu folgen.

Bei diesem großen Mangel an Nachrichten wurde Ottino's Buch, das von dem Minister des Handels und Ackerbaus und von dem Verein der italienischen Buchhändler und Buchdrucker zur Ausstellung nach Wien gesandt wurde, als ein glückliches Ereigniß begrüßt. Es enthält viele nützliche historische und statistische Notizen, aus denen ich die interessantesten Aufschlüsse zu ziehen im Stande gewesen bin.

Ottino bemerkt mit Recht, daß Italien, welches sich um die klassischen Zustände so großes Verdienst erworben habe, Italien, wo Poggio, Poliziano, Sannazzavo, Pomponio Leto, Pontano, wo Fürsten wie die Medici, Lionello und Borgo d'Este, Lodovico Moro Sforza und die Gonzaga, Papst Nikolaus V., und Pico della Mirandola lebten, von Anfang an ein geeignetes Feld für die Buchdruckerkunst dargeboten habe. Und wirklich war sie im Jahre 1480 bereits in 80 italienischen Städten eingeführt, während dies in Deutschland erst in 9 Städten der Fall war. Die politischen Zustände, der Mangel an allgemeiner Bildung, und die Censur, welche die Regierungen und die Kirche eingeführt hatten, verhinderten die schnelle Weiterentwicklung. Dennoch erreichten Buchdrucker wie Manuzi, Torresano, Morano, Conerini, Mifscomini Bonaccossi, Alopa, Torrentino, Zacotto, Lavagna, Minuziano, Giunta, Marcolini, Jatte, Albrizzi, Della Volpe, Tartini, Franchi, Manni, Comino und Andere mehr eine große Berühmtheit.

Auch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts befand sich der Buchhandel in einem traurigen Zustande. Die Censur war außerordentlich streng, und Bücher, die in einem Theile Italiens gedruckt wurden, durften nicht ungestraft nach andern gelangen. „Große Verdienste“, schreibt Ottino, „haben sich Männer wie Bettoni, Silvestri, Antonelli und Pomba erworben; sie veröffentlichten in einem kurzen Zeitraume tausende von Büchern in jedem Zweige des Wissens und nährten so die Liebe zum Studium.“

Im Jahre 1835 gab es in Italien 464 Buchdruckereien und Buchhandlungen; 92 in der Lombardei, 74 in Venetien, 74 im Königreich Sardinien, 54 in den Herzogthümern, 64 im Kirchenstaate, 106 in Neapel und Sicilien. Die Pressfreiheit die in Piemont am 26. März 1848 eingeführt wurde, trug bald ihre Früchte; aber die wahre Blüthe der Buchdruckerei und des Buchhandels datirt von 1859 und 60, d. h. vor der Einigung Italiens. Im Jahre 1859 gab es in den verschiedenen Staaten von Italien ungefähr 600 Buchdruckereien mit 2000 Pressen und ungefähr 10,000 Setzern, mehr als 100 in Piemont, 32 in Turin allein, mit 780 Setzern und 193 Pressen, 164 Handpressen, 47 Maschinenpressen. In der Lombardei gab es 62 Buchdruckereien mit 360 Pressen und 920 Setzern; in Mailand allein waren 37; zunächst kamen dann Brescia und Bergamo. In ersterer Stadt gab es 9, in letzterer 7 Buchdruckereien. Venetien hatte 50 Druckereien, wovon 15 in Venedig mit 400 Setzern. In Florenz betrug die Anzahl der Buchdruckereien 63 mit 123 Pressen, wovon 7 Maschinenpressen mit 370 Setzern waren. Im Kirchenstaat existirten 72 Druckereien; 120 mit 250 Pressen, die meisten von sehr schlechter Beschaffenheit, genügten für die Königreiche Neapel (die Insel Sicilien nicht inbegriffen). 1873 gab es in Italien 911 Buchdruckereien mit 745 Maschinenpressen und 2691 Handpressen. Sie beschäftigten 10,958 Setzer, die im Durchschnitt Lire 1, 91 Centim. per Tag verdienten.

Die Zahl der Buchhändler beträgt eben 1083, viele darunter aber, besonders in Sicilien und in den kleinen Städten des Südens verdienen kaum den Namen, theils wegen Mangels an bibliographischen Kenntnissen, theils wegen des geringen Verkaufs, und sind höchstens Antiquare.

Hundert und fünfzig sind Buchhändler und Verleger zugleich ohne die 144 Buchdrucker-Verleger zu zählen, die in der Buchdrucker-Statistik einbegriffen sind.

Eine große Anzahl von Schriftstellern fahren noch fort ihre Werke auf eigene Kosten drucken zu lassen; besonders im Süden, und ist dieses noch ein trauriges Vermächtniß der Vergangenheit. Solche Bücher werden wenig gekauft, da sie meistens werthlos und das Erzeugniß kleinlicher, eitler Unfähigkeit sind. Zuweilen findet sich freilich darunter wohl eine werthvolle Erftlingsarbeit, die von geldfüchtigen und unwissenden Verlegern zurückgewiesen wurde. So ist z. B. „Miranda“ von Antonio Fogazzaro auf Kosten des Verfassers erschienen, und wird sich bei uns vielleicht noch lange mühsam hinschleppen müssen, ehe es sich Bahn bricht; wie dies mit den „Erinnerungen eines Kindes“ von Mario Pratesi der Fall war. In Frankreich, Deutschland oder England hätten sich die Verleger um diese Werke gestritten, und deren junge Verfasser gut honorirt. Die italienischen Verleger bezahlen gewöhnlich entweder gar nicht oder aber so schlecht, daß man sich schämen muß die Preise zu nennen. Der erbärmlichste Advokat verdient hier mehr als ein Gelehrter oder Schriftsteller. Hieran sind sowohl die Verleger als auch manche respektable Verfasser Schuld die sich nicht genug von der Menge fern halten, deren Werke keinen Anspruch auf Honorar machen können, und den weisen Rath Guerrazzis, an die italienischen Schriftsteller außer Acht lassen; viel aber sind daran die unzuverlässigen und unbemittelten Buchhändler Schuld, allerdings auch noch das Publikum, welches zu wenig liest und am liebsten auf Unkosten Anderer.

Auch in England klagt man über die Leichtigkeit womit man sich Lectüre umsonst verschaffen kann. Wenn die englischen Bücher nicht so billig sind wie die amerikanischen, so hängt dies gerade von der großen Menge der Leihbibliotheken in England ab, wo ein Exemplar für viele Leser hinreicht.

VII.

Im Jahre 1835 wurden in Italien 2819 Werke in 4295 Bänden herausgegeben. Im Jahre 1836 stieg die Zahl ein-

schliesslich derjenigen welche im Auslande gedruckt wurden auf 3314 Bücher: 843 erschienen in Venetien, 788 in der Lombardei, 556 im Königreich Neapel, 454 im Königreich Sardinien, 151 in Toscana, 300 im Kirchenstaat, 111 im Herzogthum Parma, 34 im Herzogthum Modena, 27 in Lucca, und 50 im Auslande (gröfstentheils in Paris und Lugano).

Von diesen Büchern waren 651 religiösen Inhalts; 150 bestanden in Abhandlungen, Streitschriften und dergleichen Werken; 435 enthielten Gedichte; 83 waren geschichtliche und geographische Werke; 290 medicinische und chirurgische; 180 juristische; 182 Romane; 142 Dramen; 113 handelten von Physik und Chemie; 112 waren Biographien; 72 waren Werke über Verwaltung; 71 über Philologie; 61 über Mathematik; 30 über Literaturgeschichte.

Im Jahre 1841 wurden 2999 Werke gedruckt; 1842 stieg ihre Zahl auf 3024 in 5807 Bänden, die auf folgende Weise unter die verschiedenen Provinzen vertheilt waren: In Venetien erschienen 1101 Werke in 1840 Bänden, in der Lombardei 668 in 1474 Bänden, in Piemont 518 in 824 Bänden, in Toskana 235 in 910 Bänden, im Kirchenstaate 216 in 310 Bänden, im Königreich Neapel 174 in 299 Bänden, in Parma 73 in 82 Bänden, in Modena 19 in 19 Bänden, in Lucca 11 in 12 Bänden, ohne Ortsangabe erschienen 19 Werke in 41 Bänden.

Vom Jahre 1842 geht Ottino zum Jahre 1863 über, da die Angaben für den dazwischen liegenden Zeitraum fehlen. In diesem Jahre wurden 4243 Werke gedruckt und zwar 685 über Literatur, 608 über Schul- und Erziehungswesen, 460 über Religion, 286 über Oekonomie, Statistik und öffentliche Wohlthätigkeit; 257 über Geschichte und verwandte Wissenschaften; 339 über Jurisprudenz; 232 über Politik; 238 über Medizin; 226 über Technologie; 226 über Polygraphie; 155 über Handel und Finanzwesen; 144 waren Biographien; 117 handelten von Mathematik; 93 von Philosophie und socialen Wissenschaften; 93 waren naturwissenschaftliche Werke; 82 Werke über Kunst; 45 über Geographie und Reisebeschreibungen; 33 über Philologie und Sprachen; 30 gemischten Inhalts.

1872 stieg die Anzahl der in Italien herausgegebenen Werke mit Ausschluss der Zeitschriften auf 16,932, wovon

6509 Fortsetzungen schon herausgegebener Werke und 2666 gerichtliche Vertheidigungen und Statuten von Gesellschaften waren. Von 6798 handelten 1756 von Literatur; 792 von Geschichte und deren Hülfswissenschaften; 741 waren Biographien; 680 betrafen Staatswissenschaft, Jurisprudenz, Oekonomie und Statistik; 453 Medizin und Thierarzneikunde; 430 waren naturwissenschaftliche, chemische und pharmaceutische Werke; 300 waren Werke über Philosophie, Moral und Pädagogik; 194 über Acker- und Bergbau und über Wirthschaftliches; 171 über todte Sprachen und Archäologie; 169 über Kunst; 163 über Astronomie und Mathematik; 153 waren gemischten Inhalts; 149 Elementarschriften; 138 über Bauten, Eisenbahnen, Mechanik, Schifffahrtskunde; 126 akademische Erlasse, Encyclopädien und Bibliographien; 118 über Militärwissenschaft und Pferdezucht; 115 über Geographie und Reisebeschreibungen; 95 über Handel und Industrie; 79 waren Volksbücher; 66 (9) Bücher über moderne Sprachen und Mundarten.

Der bemerkenswerthe Fortschritt in der Anzahl der in Italien erscheinenden Bücher fängt an, auch im Verkehr mit dem Auslande wahrnehmbar zu werden, obgleich die Einfuhr immer noch weit größer ist als die Ausfuhr. Im Jahre 1866 wurden 341,954 Kilogramm Bücher zum Werthe von Lire 1,291,046 eingeführt, ausgeführt hingegen 113,532 Kilogramm im Werthe von Lire 420,124. Im Jahre 1870 stieg die Einfuhr auf 375,746 Kilogramm zum Werthe von Lire 1,412,295, die Ausfuhr auf 143,003 Kilogramm im Werthe von Lire 552,975. Im Jahre 1871 belief sich die Einfuhr auf 393,980 Kilogramm im Werthe von Lire 1,503,100 und die Ausfuhr auf 178,691 Kilogramm im Werth von Lire 620,000.

Die beifolgende Uebersicht zeigt das Verhältniß zwischen Ein- und Ausfuhr in Bezug auf die verschiedenen Länder für das Jahr 1871.

Staaten.	Einfuhr.		Ausfuhr.	
Frankreich	K.	175,716 L. 669,410	K. 53,091 L. 205,280	
Oesterreich	„	136,481 „ 522,620	„ 51,600 „ 190,920	
England	„	47,183 „ 183,050	„ 42,800 „ 158,360	
Deutschland	„	18,300 „ 67,710	„ 3,700 „ 13,690	
Schweiz	„	15,100 „ 55,870	„ 7,500 „ 27,750	
Rufsland	„	1,200 „ 4,440	„ — „ —	
Südamerika	„	— „ —	„ 8,200 „ 30,340	
Aegypten	„	— „ —	„ 5,300 „ 19,610	
Türkei	„	— „ —	„ 4,600 „ 17,020	
Griechenland	„	— „ —	„ 1,900 „ 7,130	

Wer sich einen Begriff von dem Verhältnifs in welchem der Briefwechsel zu dem Buchhandel mit dem Auslande steht, machen will, vergleiche die vorstehende Tabelle mit folgenden Notizen über das Jahr 1872. In jenem Jahr war der Briefwechsel mit Frankreich am bedeutendsten (1,813,030 abgefandte Briefe, 2,149,860 empfangene Briefe); dann folgt Oesterreich, wohin 1,225,400 Briefe abgefandt und woher 1,342,700 empfangen wurden; nach der Schweiz gingen 697,700 Briefe ab und liefen 719,140 von dort ein; von Norddeutschland und Baden (abgeschickt 434,300, erhalten 411,150) die Vereinigten Staaten (135,070—115,350); Baiern (105,409—117,600); Türkei und Egypten (99,470—99,570). Mit den übrigen Staaten war der Briefwechsel ein geringer.

VIII.

Noch ein anderes Mittel, um die Verbreitung der geistigen Nahrung zu studiren, bieten die öffentlichen Bibliotheken. Es giebt ungefähr 500 große Bibliotheken in Italien, worunter einige außerordentlich reichhaltige; dazu gehört, abgesehen von den Manuscripten, die Nationalbibliothek in Florenz mit 280,000 Bänden, die Bibliothek von Parma mit 205,490 Bänden, die von Turin mit 200,000, die Nationalbibliothek in Neapel mit 150,000 Bänden.

Die Zahl der Leser in den großen Bibliotheken ist sehr verschieden; sie betrug im Jahre 1871 in Turin 116,714, in 2 Bibliotheken von Neapel 173,518, in der Bibliothek von

Florenz 54,738, in der von Mailand 41,147, in Palermo 34,164. Doch haben diese Zahlen durchaus nur einen relativen Werth, da man dabei die Leichtigkeit, sich auf anderem Wege Bücher verschaffen zu können, in Betracht ziehen muß. Diese ist in Mailand und Florenz am grössten, in Parma am geringsten. In Turin, Pavia, Mailand, Padua, Parma und Florenz ist die Anzahl der gelesenen Werke nicht viel grösser als die der Leser, in Neapel ist sie noch einmal so zahlreich und in Palermo beinahe drei Mal so gross. Dies kann ein Anzeichen von Eifer und Liebe zum Lesen, aber auch von Mangel an Ausdauer sein.

Fast überall werden Werke über Literatur und Philologie am meisten gelesen; dann Geschichtswerke und Biographien. Die Zahl der Leser religiöser Bücher hat abgenommen. Im Jahre 1863 wurden 54,491 Bände ausgeliehen; 1871 nur 36,360 (31,455 in den südlichen Provinzen, in den nördlichen nur 4825). Von 34,000 Lesern waren in der Bibliothek von Palermo 5604 Zeitungsleser; in Turin hingegen von 116,714 nur 6052. (A. Gabelli).

Wenige dieser Anstalten vermochten mit der modernen Literatur Schritt zu halten; sie blieben bei den Erzeugnissen von vor 50 Jahren, beinahe hätte ich gesagt bei einer vorfindfluthlichen Gelehrsamkeit stehen, und haben hauptsächlich geschichtlichen, literarischen und archäologischen Werth. Etwas weniger arm an modernen, besonders deutschen und englischen Büchern, sind die Nationalbibliotheken von Neapel und Turin und die Universitätsbibliotheken von Pavia und Padua. Zum grössten Theil besuchen sie Studenten, denen es auch mehr darum zu thun ist, besondere scholaistische Zwecke zu verfolgen, als freien Studien obzuliegen; daher denn diese Bibliotheken keineswegs durch ihre Besucher den wirklichen Stand der Volkskultur repräsentiren.

Dagegen dürften die Leihbibliotheken sich viel eher als geeignet erweisen, jene Kultur zu verbreiten und zu vertreten; hier sind es die Bücher, welche den Leser auffuchen und hie und da einen Lichtstrahl wahrer Bildung dorthin tragen, wo vorher nur elementare Kenntnisse waren. Die statistischen Notizen über diese Bibliotheken sind sehr unvollständig und fehlen sogar oft ganz. Soviel steht jedoch fest, daß sie den Bedürfnissen keineswegs entsprechen. Einiges

Nähere darüber mag sich wohl in dem Bericht den ich im Jahre 1869 der Commission für die Unterstützung des Elementarunterrichts abstattete, und in den *Annuari compilati* von Antonio Bruni vorfinden.

Bekanntlich sind Erzählungen und Romane die beliebtesten Bücher; dann Reisebeschreibungen und Geschichte; jedoch fehlen meistens noch genaue Angaben über die Anzahl der gelesenen Bände und über die Leser, ein Mangel der höchst bezeichnend ist, da Schweigen über solche Data in der Regel auf eine Lähmung in der Einrichtung selbst deutet, die zu ihrem Gedeihen der Liebe und des Vertrauens bedarf, und der es nicht genügt, bloß in einer Ecke verwahrt und der Gnade eines Subalternbeamten überlassen zu werden.

Es haben sich verdienstvolle Vereine gebildet, wie z. B. der landwirthschaftliche Verein in Voghera, der pädagogische Verein in Mailand; die Gesellschaft von Prato, unlängst auch stiftete Antonio Zacharia von Vercelli sogar einen Verein gegen schlechte Lektüre.

In Frankreich war die Zahl der Leihbibliotheken im Jahre 1871 12,000; in New-York rühmt sich die „Bibliothek der Handlungsdienere“ allein über 82,000 Bände zu besitzen; sie empfängt jedes Jahr 120 Zeitschriften und 140 Zeitungen. In Manchester lieh eine Volksbibliothek im Jahre 1852 61,080 Bände aus, 1862 : 83,846. Die Bibliothek von Lüttich hatte im Jahre 1865 : 9635 Leser, diejenige von Namur lieh im Jahre 1804 : 7000 Bücher aus; das Jahr darauf 20,000. In Verviers gab es 646 Leser im Jahre 1861; 817 im Jahre 1862 und 2481 im Jahre 1863. In Württemberg liehen im Jahre 1871 586 Dorfbibliotheken 95,000 Bände aus.

In den Bezirken von Colmar, Mülhausen und Belfort, welche 515,802 Einwohner zählen, sind in drei Jahren von 1864—1866, 83 Volksbibliotheken gegründet worden, und in zwei Jahren betrug die Leserschaft 15,737, die ausgeliehenen Bücher 256,231. In den Bergen von Gran-Trait im Elsass werden die Bibliotheken von mehr als 20,000 Bergbewohnern benutzt; und in einigen kleinen Dörfern dieser Provinzen, giebt es fast eben so viel Leser wie erwachsene Einwohner. Was die Auswahl der Bücher betrifft, so giebt der Catalog der Bibliothek des industriellen Vereins in Mülhausen Auf-

schluß über die technischen, den Arbeitern besonders nützlichen Werke.

IX.

Nachdem wir die Verbreitung von geistiger Nahrung durch Bücher nun betrachtet haben, wollen wir ferner die durch Zeitungen und Zeitschriften untersuchen, indem wir wieder Ottino's Werk als Führer nehmen. Es ist den Gelehrten bekannt, daß die erste Zeitung in Italien und zwar in Venedig im Jahre 1536 erschienen ist. In jener Stadt wurden damals sogenannte „Schriftliche Nachrichten“ oder „Anzeigen“ veröffentlicht, welche die Ereignisse des Türkenkriegs enthielten. In Rom wurden in demselben Jahrhundert die „geschriebenen Tagesnachrichten“ trotz strenger Verbote, welche mit schweren Strafen, ja mit dem Tode drohten, verbreitet. Es waren dies einzelne geschriebene Blätter, nur mit dem Datum und Orte verzeichnet; denn die Censur flosste zu große Furcht ein, als daß Jemand es gewagt hätte, diese Blätter zu drucken. Die erste gedruckte Zeitung erschien 1636 bei Maffi & Lardi in Florenz. Die erste Zeitung in Italien, die einen besonderen Namen hatte, war „*Il Sincero*“, der in Genua im Jahre 1648 erschien.

Im Jahre 1836 gab es in ganz Italien mit Einschluss der offiziellen Zeitungen der verschiedenen Staaten nur 185 Zeitschriften; 26 in Neapel, 19 in Mailand, 10 in Rom, 10 in Turin, 8 in Palermo, 8 in Florenz. Im Jahre 1845 betrug ihre Anzahl 220, im Jahre 1856 schon 311; wovon 87 allein in Piemont, 85 in der Lombardei und Venetien, 56 im Königreich beider Sicilien, 35 in Toskana, 30 in den Kirchenstaaten, 5 in Parma und Modena, 15 in den übrigen Staaten erschienen.

Im Jahre 1864 belief sich die Zahl der Zeitschriften schon auf 450, deren Vertheilung in den verschiedenen Provinzen Italiens sehr ungleich war. Im Königreich Neapel und den von Italien annectirten Provinzen des Kirchenstaates, die zusammen über die Hälfte von ganz Italien ausmachten, erschien im Jahre 1864 nur ein Fünftel von der gesammten Menge der Zeitschriften. Die größte Activität äußerte sich

im Norden, Turin zählte 100 Zeitschriften, Mailand 80, Florenz 51, Genua 37. Zwei Drittel waren ausschließlich politischen oder politisch-administrativen Inhaltes. Die Wissenschaften, Künste, Gesetzgebung, Medizin, Erziehung, Religion zählten jede ungefähr 20 Blätter. Ausserdem existirten 12 Zeitungen über Ackerbau, 10 über Handel, 10 Modezeitungen für Damen, 5 über Industrie, 4 über Militärwesen. Von diesen Zeitschriften erschienen 179 wöchentlich, 75 täglich, und zwar 23 in Turin allein, 75 waren monatliche Revuen; 65 politische Zeitungen, die 2—3 Mal wöchentlich herauskamen und 47 Zeitungen, die 2 Mal monatlich erschienen. Diese handeln fast alle von Literatur oder einer speciellen Wissenschaft.

Im Jahre 1870 wurden in Italien 723 Zeitungen herausgegeben: 101 in Florenz, 93 in der Provinz Mailand, 73 in der von Turin, 47 in der von Neapel, 37 in der von Genua, 32 in der von Bologna, 31 in der von Venedig. In den Provinzen Abruzzo Ulteriore 1^o, Basilicata Ferrara und Grosseto erschien nur die offizielle Zeitung und in Abruzzo Ulteriore II nicht einmal diese. Im Jahre 1871 war die Zahl der italienischen Zeitschriften auf 765 angewachsen; 349 waren politischen Inhaltes, 133 beschäftigten sich mit Literatur, 43 mit Kunst, 132 mit Handel und Industrie, 69 waren wissenschaftlichen, 19 administrativen Inhaltes und 20 waren humoristische Zeitungen. Die grösste Anzahl erschien in Mailand, nämlich 92; dann folgten Florenz mit 79, Neapel mit 63, Rom mit 49, Turin mit 46, Genua mit 43, Bologna mit 38, die Provinzen Aquila, Avellino Bergamo, Chieti, Ferrara Grosseto, Massa und Teramo hatten nur eine einzige Zeitung.

Gegenwärtig werden 1126 Zeitschriften in Italien herausgegeben, die meisten im Mailändischen, wo allein 138 gedruckt werden, dann folgen Rom mit 108, Florenz mit 107, Turin mit 85, Neapel mit 81, Genua mit 53, Palermo mit 48, Venedig mit 38, Bologna mit 36, Alessandria mit 22 u. s. w. Die Provinzen Abruzzo Ulteriore II, Massa und Trapani haben jede nur eine einzige Zeitung.

Viele erscheinen und verschwinden wie Eintagsfliegen in kürzester Zeit, und ihr Verschwinden ist oft ein erfreulicheres Ereignis als ihr Erscheinen. Einige sind bis auf den Namen, gemein; andere verdanken ihren Fortbestand

der Verbreitung scandalöser Geschichten. Die Zeitungen der südlichsten Provinzen bewegen sich in der niedrigsten geistigen Sphäre, enthalten wenige Nachrichten, sind befechtlich und schmeicheln auf die niedrigste Weise der Eitelkeit gewisser unbedeutender Ortspersönlichkeiten, die sie zu Berühmtheiten erheben.

Dem Inhalte nach zerfallen diese Zeitschriften in 396 politische, die humoristischen mit eingeschlossen; in 100 der Agricultur und Oekonomie gewidmeten, darunter 43 Berichte über landwirthschaftliche Versammlungen; in 63 religiösen Inhalts; 58 die von Pädagogik handeln; 56 literarische, 54 Theater und Kunstzeitungen; 47 Industrie- und Handelsblätter (Nachrichten über einige Handelskammern mit inbegriffen) über Medizin und Chirurgie 43; Provinzialverwaltung (Präfecturen etc. 39; Rechtswesen 39; akademische Verhandlungen, wissenschaftliche Revuen, Literatur und Kunst 38; über Staatsökonomie, Finanzwesen, Vereine 21; Damenmoden 14; Geschichte und Alterthumskunde 13; Staatsverwaltung 12; Militärwesen 11; Naturwissenschaften 10; protestantische Religion 8; Baukunst 7; Statistik 7; Philosophie 7; Philologie 6; Bibliographie 5; Astronomie und Schifffahrt 5; Geographie und Reisen 5; Herrenmoden 5; Thierarzneikunde 5; Physik und Chemie 4; Pharmacie, Pharmacopea 3; Freimauerei 3; Stenographie 2; Turnen 2; jüdische Religion 1. 1097 Zeitungen sind in italienischer Sprache geschrieben; 5 in Dialekten; 14 französisch; 6 englisch; 2 deutsch; 1 armenisch; 1 rumänisch-französisch-italienisch.

Die Zahl der täglich erscheinenden Blätter beläuft sich auf 387; die anderen, meistens wöchentlich erscheinenden betragen 739. Es ist ermittelt worden, daß von 535 Zeitungen 797,590 Exemplare gedruckt worden sind. Wenn man daselbe Verhältniß für die anderen annimmt, so würde die Zahl der Exemplare von 1126 Zeitschriften 1,689,101 betragen. Wir hätten dann in Italien für je 32,800 Einwohner eine Zeitschrift und 1 Exemplar für je 15 Einwohner (10).

In Norddeutschland gab es im Jahre 1872: 2019 Zeitschriften, darunter 262 über Theologie, 209 politische, juristische und statistische; 198 über Handel und Industrie; 171 über Pädagogik; 144 über Medizin; 112 über Ackerbau. In Paris werden 755 Zeitungen veröffentlicht. In

London gab es bis vor Kurzem 410 (die Times allein druckt 16,000 Exemplare per Stunde); in Schottland betrug ihre Anzahl 152; in Irland 137 und im ganzen Königreich 1690. (*May, and Irish Press Guide, 1874*). In den vereinigten Staaten von Amerika erscheinen 8081 Zeitschriften (*Steiger, the periodical Literature of the United States, New-York 1873*).

In der nachstehenden Tabelle giebt Frantz uns folgende Aufschlüsse über die Schweiz und Deutschland. Wenn wir Italien mit diesen beiden Ländern vergleichen wollten, so würde es weit hinter der Schweiz zurückstehen. Es befindet sich ungefähr auf derselben Stufe wie Sachsen, allen andern deutschen Staaten mit Ausnahme der freien Städte und der Klein-Staaten ist es aber voraus.

	1 Ztgsnummer	1 Ztgsexemplar	1 Buchhandlung
Schweiz	für je 9,800	für je 57,000	für je 16,700
freie Städte	„ 11,600	„ 13,700	„ 3,900
kl. deutsche Staaten	„ 14,400	„ 42,700	„ 25,600
Sachsen	„ 23,500	„ 15,400	„ 6,500
Mitteldeutschland. . .	„ 32,160	„ 42,400	„ 13,600
Preussen	„ 33,600	„ 67,900	„ 20,900
Mitteldeutschl. ohne			
Sachsen.	„ 34,100	„ 60,000	„ 16,600
Oesterreich.	„ 102,400	„ 460,000	„ 94,500

X.

Das Ausfrömen der Zeitungen vom politischen Mittelpunkt nach den Provinzen zu, ist bei uns nicht so bedeutend wie in anderen Ländern. Die vielen und ansehnlichen Mittelpunkte der verschiedenen Provinzen beeinträchtigen dies in Italien, und am meisten da, wo es von besonderer Wichtigkeit wäre, daß der Gedanke sich frei von örtlichen Vorurtheilen entwickeln könnte. Von Venedig, Mailand, Turin, Genua und Florenz werden mehr Zeitungen in ihre respektiven Provinzen versandt, als denselben von der Hauptstadt zukommen. Nach Neapel gehen unglaublich wenige, und in Sicilien verschwinden sie ganz und gar aus dem öffentlichen Verkehr. Dies ist vielleicht eins der Hindernisse, die sich der Gründung einer bedeutenden und einflußreichen

Zeitung, wie deren mehrere in den Nachbarstaaten existiren, entgegenstellen und es den elenden Parasiten der kleinen, dort wimmelnden, inhaltslosen, albernen und lügenhaften Zeitungen, sich breit zu machen gestatten, die sich herausnehmen mit vorgeblicher Unabhängigkeit Fragen der nationalen und auswärtigen Politik zu behandeln, während sie in Wahrheit nur in Bezug auf Grammatik, Höflichkeit und gefunden Menschenverstand ihre Unabhängigkeit kundgeben.

Seit 1863 hat sich die Versendung von Zeitungen und Büchern durch die Post mehr als verdoppelt; und dabei ist noch zu berücksichtigen, daß die Zahl der durch die Post versandten Exemplare bei Weitem nicht alle im Umlauf vorhandenen einschließt. Viele werden in der Stadt, wo die Zeitung erscheint, verkauft und viele auf anderem Wege als durch die Post befördert. Im Jahre 1862 wurden 35,606,190 Zeitungen und Denkschriften durch die Post versandt; die ersteren betrugen 30,981,840. Im Jahre 1870 beförderte die Post 75,141,756 Zeitungen und Denkschriften; im Jahre 1871: 95,725,878, im Jahre 1872: 96,826,506; im Jahre 1871 beliefen sich die Zeitschriften auf 68,697,846, was soviel heißt als 188,213 per Tag. Im Jahre 1872 war die Anzahl auf 68,832,684 gestiegen. Wenn man die Anzahl der täglich erscheinenden Zeitungen auf 387 anschlägt, so hätte im Jahre 1871 jede von ihnen im Durchschnitt 486 Exemplare per Tag durch die Post versandt. Diese Zahl ist eine ungefähr richtige, wenn man die nicht täglich erscheinenden Blätter einschließt, oder wenn man auch diejenigen von den täglich erscheinenden Zeitungen hinzurechnet, die auf anderem Wege als durch die Post in Circulation gebracht werden.

Das Verhältniß zwischen der Anzahl der Zeitungen und Druckschriften auf der einen Seite, und der Bevölkerung auf der andern, muß übrigens, um lehrreich zu sein, nicht in Bezug auf die Bevölkerung im Allgemeinen zu ermitteln gesucht werden, sondern in Bezug auf den Theil derselben, welcher lesen und schreiben kann. Vor dem Alter von 15 Jahren giebt es nur äußerst Wenige, welche Zeitungen und dergleichen Sachen lesen. Deshalb müssen von der Anzahl der Bevölkerung zuerst diejenigen abgezogen werden, welche unter 15 Jahren sind, d. h. 24% und zweitens die-

jenigen, die über 15 Jahre find, aber nicht lesen können, und diese belaufen sich auf 62 $\frac{0}{100}$.

Im Jahre 1871 versandten Florenz, Mailand, Rom, Turin, Neapel, Venedig, Genua, Bologna und Palermo die meisten Bücher und Zeitschriften durch die Post. Im Jahre 1872 trat Rom an die Spitze, indem von dort aus 2,134,536 Zeitungen und Journale mehr versandt wurden als in dem vorhergehenden Jahre. Die Hauptstadt Rom fährt fort die grösste Anzahl von Zeitungen über das ganze Königreich und Ausland zu versenden. Dann folgen Mailand, Florenz und Turin. Palermo expedirt eine geringe Anzahl. Zwischen der Anzahl Zeitungen und Brochüren, die eine Stadt ausfendet und von Aussen erhält besteht ein direktes Verhältniss; ebenso zwischen der Anzahl Exemplare, der grössern oder geringern Verbreitung je nach der Entfernung und dem Werthe der Werke.

In den grösseren Städten ist die Durchschnittszahl derjenigen, welche nicht lesen und schreiben können, selbstverständlich geringer als die des ganzen Landes. Auf nachstehender Tabelle sind einige der bedeutendsten Städte angeführt und die Anzahl der Zeitungen und Brochüren vermerkt, welche dort im Jahre 1871 auf die Post gegeben wurden; auch die ungefähre Durchschnittszahl derer die lesen und schreiben können und über 15 Jahre alt sind; ferner die Anzahl der Ausfendungen für je 100 Einwohner, die über 15 Jahr alt sind und lesen und schreiben können.

Zahl der Zeitungen und Druckfachen, die durch die Post befördert worden.		Durchschnittszahl der Illiteraten über 15 Jahr.	Tägliche Versendung auf je 100 Nichtilliteraten über 15 Jahr.
Florenz	16,446,300	30 auf je 100 Einw.	51 $\frac{0}{100}$
Mailand	14,787,786	13 „ „ „ „	30 $\frac{0}{100}$
Rom	11,983,200	41 „ „ „ „	30 $\frac{0}{100}$
Turin	11,698,578	19 „ „ „ „	24 $\frac{0}{100}$
Neapel	10,362,756	58 „ „ „ „	20 $\frac{0}{100}$
Venedig	2,984,292	33 „ „ „ „	13 $\frac{0}{100}$
Genua	2,885,574	28 „ „ „ „	11 $\frac{0}{100}$
Bologna	2,330,532	34 „ „ „ „	11 $\frac{0}{100}$
Palermo	1,610,904	56 „ „ „ „	6 $\frac{0}{100}$

IX.

Wer unsern Mittheilungen bis hierher gefolgt ist, wird sich von der grossen Zunahme der Bücher und Zeitungen in Italien überzeugt haben. Zwischen dem Guten findet sich natürlich auch das Schlechte, aber dies ist überall der Fall. Es hängt von der gebildeten und unterrichteten Bevölkerung ab, Zustände herbeizuführen, welche der Entwicklung des Guten förderlich sind und das Schlechte nicht aufkommen lassen. Die Nachfrage bedingt die Production; ein gutes Buch kann wohlthätig auf die Menschen wirken; unter guten Menschen aber entstehen gute Bücher. Die Leser müssen auswählen und ausscheiden.

Ob in Italien das Verhältniss des Guten zum Schlechten gleich gross, grösser oder geringer ist, als in andern Ländern ist eine Untersuchung, die vorläufig nicht angestellt werden kann. Ebenso muss die Frage, deren Beantwortung anscheinend keine Schwierigkeiten bietet, ob nämlich in den Büchern und Zeitschriften das Schlechte überwiegend ist, noch unbeantwortet bleiben. In den Werken über Naturgeschichte, Nationalökonomie und Statistik ist ein Fortschritt sowohl in Bezug auf die Anzahl wie auf den Werth der Bücher wahrnehmbar.

Wenn wir noch einmal kurz die gesammelten Mittheilungen überblicken, so ersehen wir, dass die Zeitungen, wie dies ja auch natürlich ist, sich vorzugsweise mit Politik beschäftigen, die Bibliotheken aber besonders der Unterhaltungslectüre dienen. Ferner dass im Jahre 1836 die Anzahl der Werke religiösen Inhalts, die Bücher welche von Literatur und Pädagogik handeln, überwog, ihnen hingegen im Jahre 1863 nachstand und im Jahre 1872 die Mitte zwischen beiden einnahm. In Deutschland, Frankreich und vielleicht überall, erscheinen, einem allgemeinen und tiefen Gefühl entsprechend, mehr Bücher religiösen als andern Inhalts. In Deutschland, Frankreich und London steht die Literatur und Pädagogik in einer Reihe mit der Religion. Was die Werke über Ethik und Philosophie betrifft so schwanken die Verhältnisse.

Es herrscht zwischen den verschiedenen Völkern eine gewisse Analogie in Bezug auf die Auswahl ihrer geistigen

Nahrung. Die Oscillationen kann man nicht genau andeuten, da sich die Beobachtungen nicht über einen hinreichend langen Zeitraum erstrecken; trotzdem aber glaubt man in London eine Abnahme von politischen und juristischen Werken und eine Zunahme der Bücher über Literatur bemerkt zu haben. In unsern Bibliotheken findet eine sichtliche Abnahme der Leser religiöser Werke statt. Im Jahre 1872 erschienen in Italien eine große Anzahl Statuten von Gesellschaften und Vereinen, gleichsam als eine Kundgebung des freien Associationsrechtes, von welchem im ersten Eifer ein übermäßiger Gebrauch gemacht wurde. In Deutschland glaubt man bereits im Stande zu sein einige Gesetze über den Buchhandel und die literarischen Arbeiten aufstellen zu können. Man nimmt z. B. an, daß nur ein Drittel von den neuen Büchern verkauft werden, daß die Jahreszeiten einen Einfluß auf die Production ausüben, welche stets im Anfange des Jahres geringer ist und mit jedem Trimester zunimmt. Oettingen behauptet, daß sich eine gewisse Gleichförmigkeit in der Menge der geistigen Arbeit in den verschiedenen Zweigen bethätigt, als ob geistige Mächte unaufhörlich und gleichförmig an der befruchtenden Bewegung des großen Ganzen schafften.

Ich habe nur auf einige Anzeichen hinweisen können, auf die spätere Forscher mit Nutzen näher eingehen mögen. Erst wenn Beobachtungen die sich über eine lange Reihe von Jahren erstrecken, gesammelt sein werden, können sie wahrhaft belehrend sein, besonders wenn die Kritik hinzutritt, sie in ihre Elemente zerlegt, und sie jener Behandlungsweise unterwirft, welche Engel in Bezug auf die statistischen Thatfachen empfiehlt, und die er mit einer chemischen Untersuchung vergleicht. Auf diesen Vergleich der moralischen Verhältnisse, welche die Deutschen auch in der ökonomischen Welt „Lebensverhältnisse“ nennen, auf das tiefe und feine sich Nähern von Verwandtem und Zueinandergehörigem zwischen den einzelnen Individuen und dem Schaffen der ganzen Menschheit, hat Scheffel vortrefflich hingewiesen. Die Untersuchung über die geistige Nahrung verschiedener Nationen wird dann dieselbe Wichtigkeit für die politischen und socialen Wissenschaften erlangen, die gegenwärtig die materielle Nahrung für die Hygiene und medicinische

Topographie besitzt. Sie wird zeigen welche Auswahl das Volk in seiner geistigen Nahrung trifft, und dazu beitragen auf wissenschaftlichem Wege zu einer Art Abschätzung des wirklichen Werthes des beschränkten und allgemeine Stimmrechts zu gelangen. Der Fortschritt der allgemeinen Cultur in Italien seit den letzten Jahren mag für oberflächliche Beobachter kaum merklich sein, ist aber in Wirklichkeit ausserordentlich groß; obgleich noch so zu sagen in dem Zustand geheimer Vorbereitung, aus der aber schneller als man gewöhnlich glaubt, herrliche Früchte sich entwickeln werden. Der immer allgemeiner werdende Unterricht der Mädchen, aus denen die zukünftigen Frauen und Mütter hervorgehen, ist allein hinreichend in kurzer Zeit eine vollständige Umwälzung zu bewirken. Und diese Mädchen empfangen nicht allein Elementarunterricht sondern auch Kenntnisse der Geographie, Geschichte, Naturgeschichte, der Geometrie, des Zeichnens, der fremden Sprachen u. s. w. Auch die höhere Wissenschaft beginnt ihre wohlthätigen Wirkungen fühlbar zu machen, und jene geistige Atmosphäre zu schaffen, welche für die Entwicklung allgemeiner Bildung ebenso nothwendig wie der Sauerstoff zum Athmen ist. An die Stelle der alten leblosen Akademien, die in Italien je dichter desto unfruchtbarer wucherten, treten nun wissenschaftliche Vereine aller Art, welche eine vielverheissende Thätigkeit an den Tag legen. Es genügt an die vielen Vereine für Geschichte und Naturwissenschaften, an die anthropologische und geographische Gesellschaft etc. zu erinnern.

Die alte Königin der Welt verjüngt sich aufs Neue und bereitet sich vor, die Stellung wieder zu erobern, die sie in ihrer ruhmreichen Vergangenheit einnahm. Aber verlangen zu wollen, daß die intelligente Minderheit auf ihre politischen Rechte zu Gunsten einer Menge verzichten soll, welche lesen und schreiben kann, sonst aber ganz unwissend ist; würde ein socialer Rückschritt sein, und jedenfalls ein neues Hinderniß zur schnellen und sichern Erreichung unserer Bestimmung.

Paolo Lioy.

Die Streitfrage über die italienische Sprache.

I.

Die Streitfrage über die Sprache in Italien, welche von so Vielen, die davon reden und schreiben, kaum verstanden, und von den Ausländern meistens als ein arkadisches Wettspiel müßiger Pedanten betrachtet wird, dürfte sich bei näherer Betrachtung als eine Frage von nicht geringem Interesse für die Sprachwissenschaft, für das Studium des Verhältnisses zwischen Cultur und Leben bei den modernen Völkern und der Entwicklung nationaler Idiome erweisen. Diese Streitfrage ist nicht erst heute noch gestern, ja nicht einmal vor hundert Jahren aufgeworfen worden, sie entstand mit der Sprache zugleich, umfaßt und drückt die verschiedenen Phasen des Fortschritts und der Entwicklung derselben aus, und berührt sogar das Geheimniß des Volkslebens und des Nationalbewußtseins. Man kann sagen, daß sie in ihrer ursprünglichsten Gestalt von dem Zwiespalt zwischen Poesie und Prosa handelt, d. h. zwischen der Ausdrucksweise der eleganten Welt und der aristokratischen Literatur einerseits, derjenigen der Natur, des häuslichen Gebrauchs und der Volksliteratur andererseits.

Die allererste italienische Poesie war ein Reflex der provenzalischen. Sie verdankte ihre Entstehung und ihre Blüthe den Höfen und ist der Ausdruck und die eigenthümliche Form jenes Lebens und jener Einrichtungen die aus dem Ritterthum entsprangen; die erste poetische Redeweise, der größtentheils südliche Mundarten zu Grunde lagen, obgleich sie am Hofe der schwäbischen Kaiser entstand, konnte, da sie ebenfalls ein Werk der künstlichen Nachahmung, das Ergebniss der ver-

einten Arbeit von Dichtern aus allen Gegenden Italiens war, nur ein Machwerk, ein Gemisch, ja ein wahres Durcheinander der heterogensten Elemente fein. Als diese Schule erlosch, nahmen die Toskaner den Vorrang in der National-literatur ein. Auch sie hielten sich zwar noch an die Tradition, erhoben aber ihre Poesie und Sprache zu reinerem, volksthümlicherem Inhalte. Die ursprünglichen Elemente der Sprache blieben, obwohl umgestaltet und auf den toskanischen Stamm gepfropft, und wurden von einfacheren Elementen durchdrungen. So entstand jene vollkommene wohlklingende Form, die allen späteren Dichtern als ewiges Vorbild vorschwebte, und heute noch lebendig und voller Frische ist. Dies höchste Ideal war jedoch stets nur das Eigenthum weniger auserlesener Geister, die sich von Jahrhundert zu Jahrhundert die nationale Tradition, wie eine leuchtende Fackel, überlieferten. Der Zwiespalt der in der Natur der Sache selbst lag, entstand bald und hat bis heute durch alle Wechselfälle hindurch fortgedauert. Einerseits fahen die Toskaner und besonders die Florentiner in den drei großen Vätern der Sprache nur das heimathliche Element und wiewohl sie sie zu ihren Vorbildern nahmen und von ihnen lernten, die eigne Sprache zu reinigen und regeln, bedienten sie sich doch gern, selbst in der Poesie, einer populäreren Form, welche deutlich die Lokalfärbung verräth. Andererseits aber blieb „*la lingua illustre*“, die am Hofe der schwäbischen Kaiser erst entstanden war und sich später erweitert, gereinigt und vervollkommenet hatte, als geistiges Band der Gebildeten der Nation, als Unterhaltungssprache bei Hofe, wurde bei gelehrten Unterredungen auf Akademien und Universitäten angewandt und von Professoren und fahrenden Schülern gesprochen; und obgleich das Studium der drei großen Vertreter der classischen Periode der italienischen Literatur viel dazu beitrug, wie wir gesehen haben, der italienischen Sprache eine toskanische Färbung zu geben, so erhielt sie sich nichts desto weniger, sowohl vermöge ihres aristokratischen Charakters als der Umstände wegen, in denen sie aufwuchs, fern von aller Gemeinheit und allem Provinzialismus. Dieselben politischen Kämpfe und Umwälzungen, welche Taufende zwangen, den eignen Herd zu verlassen, und als Flüchtlinge an andern Orten

Verbündete, Beistand und Obdach zu suchen, brachten bedeutende Männer aus allen Theilen Italiens mit einander in Beziehung, die durch gemeinschaftliche Gefühle und Bestrebungen sich zu einem Ideale erhoben, das weit über die engen Mauern ihrer Vaterstadt hinausging. Der Humanismus, welcher die Geister zum Studium der Geschichte und Sprache Roms trieb, belebte auch aufs Neue das Gefühl der gemeinsamen Abstammung und des engen Zusammenhangs von Stamm, Kultur und Sprache. Die Höfe, welche Mittelpunkte der Kultur und feinen Sitten bildeten, wo sich die bedeutendsten Männer zu poetischen Uebungen, philosophischen, literarischen und religiösen Diskussionen einfanden und mit den ausgezeichnetsten Frauen Italiens lebhaft, heitere und anregende Unterhaltungen aller Art pflogen, wie auch das Studium der lateinischen Sprache, indem es zum Streben nach einer würdevollen Ausdrucksweise trieb, hatten einen reineren Geschmack, ein Vermeiden alles Niedrigen und Gemeinen, mochte es auch toskanisch oder florentinisch sein, eingeführt. Nun wurde das an und für sich Anmuthige und Schöne gesucht und geschätzt, ohne Ansehen des Ortes, wo es gebraucht wurde, und Wörter und Ausdrücke nur noch nach der ihnen innewohnenden Kraft und Wirkksamkeit und nach ihrer Uebereinstimmung mit dem allgemeinen Ideal befragt. Castiglione in seinem „Cortigiano“, nachdem er gesagt hat, daß „die guten Gewohnheiten im Reden von geistvollen Menschen kommen, die sich durch Studium und Erfahrung, nicht nach künstlichen Regeln, ein natürlich richtiges Urtheil gebildet haben“, fährt also fort: „Ich habe mich nicht dazu zwingen wollen, das heutige Toskanisch zu reden, weil meiner Meinung nach die Ausdrucksweise anderer edeln Städte Italiens, wo gelehrte, geistreiche und beredte Männer zusammen kommen und wichtige Fragen der Regierung, des Staates, der Literatur, des Militär- und Handelswesens besprechen, durchaus nicht unberücksichtigt bleiben sollte; ich nehme daher auch keinen Anstand mich der Wörter, die dort gebräuchlich sind, zu bedienen, vorausgesetzt sie sind wohlklingend und ausdrucksvoll wenn sie auch nicht aus Toskana, ja zuweilen sogar wenn sie vom Auslande stammen. In Toskana sind übrigens viele Wörter gebräuchlich, die augenscheinlich eine Corruption des Lateinischen sind, und

die sich hingegen in der Lombardei und anderen Theilen Italiens in ihrer vollkommenen unveränderten Form erhalten haben und zwar in so allgemeinem Gebrauch, daß sie von den Gelehrten als gut betrachtet und von den Ungelehrten ohne Schwierigkeit verstanden werden. Ich glaube deshalb keinen Irrthum begangen zu haben, wenn ich mich ihrer beim Schreiben bediente und lieber das Vollkommene und Unvermischte, das ich in meinem Vaterlande vorfand, als das Verdorbene und Schlechte aus anderen Ländern anwandte¹⁾“. In ähnlicher Weise äußerte sich auch Girolamo Muzio, dessen Leben, Studien und Talente ihn zu einem guten Repräsentanten der Höflinge jener Zeit machen. Er hielt sich „an den Höfen der Päpste, Kaiser, Könige und Fürsten auf, oder war mit den Armeen im Felde, bald bei diesem, bald bei jenem italienischen Heerführer, ja zuweilen auch in Frankreich, Nord- und Süddeutschland“. Er schrieb über Liebe, Ritterthum, Duelle, Religion und Sprache, und nannte seine Werke „Schlachten“ um ihren polemischen Charakter zu bezeichnen. Ein Feind alles Vulgären schreibt er heftig gegen die Florentiner und sagt mit Castiglione, daß auch er häufig andere Ausdrücke den toskanischen vorziehe, weil sie wohlklingender und nicht so gefucht sind und daß er hierin der Vernunft zugleich und der Gewohnheit des größten Theils in Italien folge, und lieber das Schöne aus der gesammten Schönheit der Nation herhole als den Fehler eines Theils nachahme. So will er z. B. nicht nach Florentiner Art: „Girolamo“ heißen, sondern „Jeronimo“. Er schreibt Ambrosio und nicht Ambrogio, und protestirt gegen dies und andere „Ungeheuer von Wörtern“.

Auch in ihren literarischen Urtheilen stimmen Muzio und Castiglione überein. Dante bewunderten sie mehr, als sie ihn genossen; hier und da erscheint er ihnen sogar etwas roh und veraltet. Aber Boccaccio mit seinem feierlichen lateinischen Styl, mit jener ihm eigenthümlichen Wortfülle, und Petrarca mit seiner unveränderlichen Eleganz, waren in den Händen Aller. Petrarca insbesondere, der als Kind Toskana verlassen hatte, und bei seinen vielen Reisen wie durch seinen langjährigen Aufenthalt an den verschie-

1) Castiglione „*Il cortigiano*“, Vorrede.

denen Höfen, jeden Provinzialismus abgestreift hatte galt mit Recht als das vollkommenste Modell der „*lingua illustre*.“ Seine Bewunderer behaupteten, daß in seinem „*Canzoniere*“ nicht einmal der zehnte Theil der Wörter florentinisch sei, und daß im ersten Sonnett nur ein einziges solches vorkäme. Der Einfluß seiner Schriften war auch in Oberitalien außerordentlich groß. Bandello schreibt in Bezug darauf: „Die Frauen von Mailand haben sich durch die Lectüre guter Bücher in italienischer Sprache und durch den Verkehr mit Männern, die gut sprechen, eine angenehme und treffende Ausdrucksweise angeeignet.“ Aus der Nachahmung und dem Studium dieser Schriftsteller, aus der Gemeinschaft der Ueberlieferungen, der Kultur, der Gewohnheiten und Bestrebungen, entsprang jene Gleichförmigkeit in der Sprache an den verschiedenen Höfen, die in den diplomatischen Verhandlungen und noch mehr in den zahlreichen Dramen jener Zeit, welche an den Höfen aufgeführt wurden, bemerkbar ist. In Rom entwickelte sich diese Sprache am eigenartigsten und bestimmtesten, in Folge der besonderen Kulturzustände des päpstlichen Hofes und der zahlreichen Menge von Hofleuten, die sich dort versammelten. Die Schriftsteller jener Zeit bezeugen, wie hoch die Prälaten diese Sprache hielten und mit welchem Eifer sie sich um ihre Verbreitung bemühten. Von Fremden wurde sie über die toskanische gestellt, mit der sie in Bezug auf Klang und Grammatik viel Aehnlichkeit gehabt haben soll, doch unterschied sie sich auch wieder besonders durch die vielen Fremdwörter von ihr. Die Florentiner glaubten das Werk ihrer großen Classiker weiter zu führen, indem sie ihren eignen Dialect sprachen; andere behaupteten hingegen, die Sprache des römischen Hofes sei bestimmt, die italienische Schriftsprache zu werden. Ganz besonders unterstützte Calmeta diese Meinung. Obgleich er Dante, Petrarca und Boccaccio für die größten Vorbilder der *lingua illustre* hielt und auch die florentinische Mundart lobte, betrachtete er doch die Sprache des römischen Hofes als die einzig wahrhaft italienische und als die, welche am meisten verdiente, von den Schriftstellern studirt zu werden.

II.

Die Grammatiker blieben vorläufig noch auf dem sicheren, neutralen Gebiet der literarischen Ueberlieferung. Uebrigens war dies für sie eine Nothwendigkeit, denn der gewöhnliche Gebrauch selbst in Florenz vermochte sich nicht dem würdigen äusseren Anstande, der Sucht nach Anmuth und der Vornehmheit die das Ideal der gebildeten Gesellschaft jener Zeit war, anzubequemen. Die Hofsprache war dagegen noch veränderlich und schwankend; die einzige allgemein anerkannte Autorität waren die drei grossen Florentiner. So kam es, dass die Grammatiker von Fortunio und Bembo an sich anfangs darauf beschränkten, ihre Regeln aus diesen zu schöpfen. Bembo giebt wohl zu, der toskanische Dialect sei dem eigenen venetianischen vorzuziehen, denkt aber, „dass die Schrift sich der Volkssprache nur so weit nähern darf, als es ohne ihre strenge Würde einzubüssen, geschehen kann.“ Auch soll man „nicht schreiben, was sich nicht in schicklicher Weise ausdrücken lässt“ und er findet Dante roh, weil er niedrige, Widerwillen erregende Dinge, über die es besser wäre ganz zu schweigen, schildert. Er vergleicht die göttliche Komödie mit einem schönen Felde voll Unkraut und schädlicher Pflanzen. Sein Grundfatz ist also, dass die Nachahmung nothwendig; dass man nur Solchen folgen muss, die sich allgemeine Bewunderung zu erringen gewusst haben, da diese ein Zeichen und Maassstab der Vortrefflichkeit sei. Er zieht seine Regeln einzig aus den Werken jener drei grossen Männer, und quält sich nicht wenig ab, um Alles, was er denkt, auszudrücken, ohne ein Wort zu gebrauchen, das sich nicht in seinen Vorbildern fände. Deshalb hält er auch in Bezug auf die Frage nach dem Ursprung der poetischen Sprache die richtige Mitte inne und begnügt sich damit, dieselbe „*volgare*“ zu nennen indem er den Antheil der provenzalischen Sprache und der literarischen Ueberlieferung wohl anerkennt, ja vielleicht überschätzt. Die Toskaner begründeten später ihre Ansprüche, diese Sprache Florentinisch zu nennen, auf diese Lobsprüche Bembos während die Venetianer hingegen, indem sie sich auf die Theorie der Entstehung der poetischen

Sprache — Bembo sagte sie stamme aus Sicilien — stützten, sie die „italienische“ genannt haben wollten. So begann der lange Streit über den Namen, den man der neuen Sprache geben sollte. Triffino fing an sie die „italienische“ zu nennen. Lodovico Martelli legte Widerspruch dagegen ein und schrieb, sie müsse die „florentinische“ heißen. Um diese Zeit wurde Dante's „*Volgare Eloquentia*“ entdeckt. Triffino gab eine Uebersetzung davon heraus und schrieb den Dialog des „Castellano“ als Beleg für die Theorie. Dagegen protestirte Varchi in seinem „Ercolano“ die Sprache sei „florentinisch.“ Ihm antwortete Muzio in seiner „Varchina“ als Vertheidiger des Triffinischen Satzes. Von beiden wich die Ansicht Tolomei's aus Siena ab, der in seinem Dialog „Cesano“ sich bemühte darzuthun, daß die Sprache „toskanisch“ sei und so genannt werden müsse. Sowohl Triffino wie Muzio wollen, daß die Schriftsprache verschieden von der gesprochenen sei und zeigen, daß jene das Resultat einer literarischen Tradition ist, deren Ursprung nicht in der toskanischen Schule, sondern bei den ersten sicilischen Dichtern zu suchen sei und die viele allgemein italienische Elemente in sich schliesse, indem sie sich bald der florentinischen nähert bald wieder weit von ihr entfernt. Dante selbst wollte, daß sie die „italienische“ genannt würde. Und so sollte sie überall heißen wo sie geschrieben wird, im Gegensatz zu den verschiedenen Dialecten, die in den einzelnen Städten gesprochen werden und nur diesen angehören. Die Florentiner jedoch erwidern darauf, daß jede Sprache erst gesprochen und dann geschrieben wird und denen angehört die sie natürlich sprechen, nicht denen, die sie erst erlernen müssen um sie zu verstehen und zu schreiben. Wenn die florentinische Mundart Vieles mit ganz Italien, ja mit ganz Europa gemein hat; so ist der Stempel und das Gepräge der einzelnen Wörter und die Wortstellung doch durchaus florentinisch und selbst die fremden Elemente sind durch den Geist des florentinischen Dialects umgeformt worden. Das Einzelne muß sich dem Ganzen fügen; einige nicht toskanische Elemente können den Charakter der Sprache im Allgemeinen nicht ändern. Boccaccio erklärt in „schlichtem Florentinisch“ zu schreiben, ja Dante selbst nennt an einer Stelle die Sprache, deren er sich bedient,

die „florentinische“, und deshalb kann „Il Volgare Eloquio“ nicht von Dante geschrieben sein, es sei denn er habe das Buch aus bitterm Groll und Haß gegen Florenz wegen seiner Verbannung verfaßt. Tolomei behauptet endlich, daß der Unterschied der florentinischen Mundart und der übrigen toskanischen Dialecte ein so geringer sei, daß ein Fremder ihn kaum bemerken würde; daß die Florentiner wie alle Andern ihre Wörter verderben und verdrehen: daß ihre literarische Ueberlegenheit allein nicht genüge um ihrer Sprache Autorität zu verleihen: denn die Wörter sind älter, als die Schriftsteller und haben ihre eigene Geltung. Auch andere toskanische Städte können sich guter Dichter rühmen, wie z. B. Guittone von Arezzo, Cino von Pistoia, Bonagiunta von Lucca; und Dante selbst nennt an einer Stelle in seiner göttlichen Comödie seine Sprache „toskanisch“.

Da die Florentiner das Wesen der Sache zu besitzen glaubten, so stritten sie nicht weiter über diese Namen. Die florentinische Akademie, in „Academia della Crusca“ verwandelt, wußte durch ihre ausdauernde und geregelte Arbeit der Sprache eine bestimmte Bahn anzuweisen¹⁾ und förderte in bemerkenswerther Weise den Fortschritt der italienischen Grammatik. Leonardo Salviati, der intelligenteste und fruchtbarste Nachfolger Bembo's war die Seele der Akademie. Auch er betrachtet die Werke der Trecentisti als die Grundlage der Sprache. Sie erreichte zur Zeit der Geburt Boccaccio's ihre Vollendung; mit seinem Tode beginnt ihr Verfall, der durch die Verbreitung der lateinischen Sprache und durch die Grammatik der Schulen, die ihrer ursprünglichen Reinheit schaden, herbeigeführt wurde. Er will den Kanzelisten und Schreibern des Palastes die Hofsprache lassen und alle Gesetze für eine gute Schreibweise aus den klassischen Werken entnehmen. Sonst sieht er überall nur Mißbrauch und Verfall und weist deshalb auf die Nothwendigkeit einer Revision des Textes der bedeutendsten Werke hin, besonders desjenigen das durch Ausdehnung, Fülle und Reichthum des Inhaltes den Grammatikern das ergiebigste Material für ihre Studien bietet, nämlich Boccaccio's Decamerone. Boccaccio's Handschriften, wenn er sie nicht aus Altersscrupeln selbst zerstört hat, müssen bei der Feuersbrunst, die im Jahre 1471 das Kloster zerstörte, wo alle seine Bücher und Manuscripte auf

sein Geheiß niedergelegt waren, vernichtet worden sein. Zur Zeit Salviati's wurde jedoch die werthvolle Abschrift, die Mannelli, der intime Freund Boccaccio's, 1384 gemacht hatte, entdeckt. Diese Abschrift war mit Sorgfalt und Fleiß angefertigt und wurde der Ausgangspunkt für die Arbeiten der Akademie. Die Ausgabe des Decamerone ist freilich ein wahrer literarischer Frevel, da der römische Hof den Druck dieses Werkes nur unter der Bedingung gestattete, daß die Namen verändert, daß statt „Nonnen“ „Frauen und Fräulein“, statt ehebrecherischer „Priester“ „Soldaten“ und statt der betrügerischen „Mönche“ „Schwarzkünstler und Zauberer“ gesetzt werden sollten; als philologisches Factum war sie nichts destoweniger von großer Bedeutung. Nach den Werken Bembo's, Varchi's, Dolce's und Anderer mußte nun noch die Orthographie systematisch festgestellt und die Aussprache bestimmt werden. Salviati, der in Allem der Autorität der Klassiker folgen wollte, sah sich in diesem Punkte genöthigt, von seinem Grundsatz abzuweichen, da die alte Aussprache unbekannt und die Orthographie der Codici roh und schwankend war. Er wählte die florentinische Aussprache zum Maßstab, obgleich er sie öfter getadelt und auch Bembo sie zwar gelobt, aber doch verworfen hatte. Selbst nach dem Tode Salviati's (1589) wurden die Arbeiten der Akademie noch von seinen Theorien beherrscht. Auf die Ausgabe Boccaccio's folgte die von Dante's Werken; nach der Grammatik erschien das Wörterbuch. Dies ist die Arbeit, die vor Allem die Bedeutung der Akademie, und ihren Einfluß auf die Geschichte der Sprache entschied. Sobald die Herausgabe eines Wörterbuchs beschloffen war, ging man mit der Sicherheit und Entschiedenheit ans Werk, die aus dem klaren Bewußtsein des vorgesteckten Zieles entspringt: das Material war schnell gesammelt und das Ganze 1612 vollendet. Man hatte sich längst darüber verständigt, welche Autoren man consultiren und anführen wolle. Was die Orthographie betrifft, so sprach die Akademie ihre Entscheidung in wenigen und bedeutungsvollen Worten aus, nämlich „Salviati zu folgen“. Man kann sich leicht vorstellen, welchen Widerspruch ein Wörterbuch hervorrufen mußte, das sich einzig auf florentinische Autoren des XIII. Jahrhunderts beschränkte; alle lateinischen Fremd-

wörter und modernen Ausdrücke über Kunst und Wissenschaft verwarf, dagegen die veraltetsten Wörter und bizarrsten Redensarten des XIII. Jahrhunderts aufnahm. In Padua, dem Mittelpunkt der Opposition, wurde die Akademie parodirt, und in demselben Jahre „*l'Anticrusca*“ herausgegeben, eine wüthende Requisition gegen Bocaccio, welche zeigen sollte, daß die alte Sprache roh und ungeformt, die moderne hingegen anmuthig und geregelter sei.

Die Akademie antwortete auf all dies Geschrei mit einer nur wenig veränderten zweiten Ausgabe ihres Wörterbuches, die kurze Zeit darauf erschien. Nach der zweiten wurde bald die dritte in Angriff genommen, die zum Glück für die Akademie und die Sprache nach erweiterten und verfönllicheren Grundfätzen bearbeitet, der Sache selbst nützte und den Ruf der Akademie sicherte. Die neuen Mitglieder derselben waren nämlich fast durchgängig Männer von hohem Geiste, freier Denkungsart, ausgebreitetem Wissen und scharfem Verstande. Einige gehörten zu den Gründern der Akademie del Cimento wie z. B. Magalotti, Viviani, Baldinucci, Salvini, Filicaia, Menzini; Redi endlich mit seiner rastlosen und vielseitigen Thätigkeit, der bald an den Vipern experimentirte, bald die Provenzen studirte; Gedichte und wissenschaftliche Abhandlungen schrieb, alte Handschriften sammelte, ein Wörterbuch der aretinischen Mundart herausgab und dessen Beiträge zu Menage's: „*Origini*“ das Beste sind was das Werk enthält. Diesen hochbegabten Männern verdankt das Wörterbuch bedeutende Verbesserungen. Viele neue Wörter fanden, als solche bezeichnet, Aufnahme. Was aber besonders wichtig ist, moderne und lebende Dichter wurden citirt, nicht allein Florentiner und Toskaner, sondern auch solche, die andern Theilen Italiens angehören. Einige Akademiker gingen soweit, alle veralteten Wörter und gekünstelten und erzwungenen Ableitungen ausmerzen zu wollen um das Wörterbuch zu dem was es sein sollte, d. h. zu einem Spiegel und Vorbild der Sprache zu machen. Magalotti schrieb aus Wien, daß er in der deutschen Sprache viele Wörter toskanischer Abstammung gefunden habe, die man in den Dictionairen durch Drehen und Schrauben aus dem Lateinischen hergeleitet habe, und setzt hinzu, daß es heiße sich wohlgefallen im Irrthum

Alles aus dem lateinischen ableiten zu wollen, ohne auf die nordischen Sprachen Rücksicht zu nehmen. Die Akademie erlangte durch diese Arbeit großes Ansehen; man kann wohl sagen, daß sie damals in ihrer Blüthe stand. Der Großherzog begünstigte und beschützte sie und die ausgezeichnetsten italienischen Schriftsteller stritten sich um die Ehre in dem Lexicon angeführt zu werden. Der Cardinal Sforza Pallavicino wandte sich deshalb an den Prinzen Leopold de'Medici; dieser wollte jedoch aus Ehrfurcht gegen die Akademie keinen Gebrauch von seiner Autorität machen und gestand: „er halte es für eine leichtere Aufgabe den europäischen Frieden herzustellen, als diesen Auftrag auszuführen.“ Redi aber war der Ansicht, daß man ihm diesen Trost gewähren müsse, worauf denn des Cardinals Wunsch erfüllt wurde. In der vierten Ausgabe fuhr man mit den Verbesserungen fort; das Ansehen der Akademie wuchs jedoch nicht in gleichem Maasse. Nach dem Tode jener bedeutenden Männer, die sich an den ältern Ausgaben theilgenommen hatten, fing die kleinlichen Eifersüchteleien und Gehässigkeiten an sich von Neuem in ihrer Mitte fühlbar zu machen, die sie früher schon dazu bewogen hatten, Alle die aus dem Lexicon auszuschliessen und zu brandmarken, die sich unterstanden hatten ihr Werk zu tadeln oder zu beurtheilen. Und die Angriffe und Klagen waren um so heftiger, je geringer der Respekt vor dem persönlichen Werthe der Akademiker. Viel Aergerniß und offener Widerstand entstand durch die Aufnahme jeder Redensart, ja Ungereimtheit, wenn sie nur florentinisch war, durch die Abweisung jeder Locution, jeder Sprachform die etwa von Siena, geschweige denn aus der Lombardei und Venetien herstammte, und jene Hartnäckigkeit im Bestehen auf der florentinischen Orthographie gegen die Autorität der Handschriften und gegen den Gebrauch von ganz Italien. Am stärksten widersetzte sich ein Mitglied der Akademie, Gigli aus Siena, der, „da er“ wie er sagte, „es nicht länger ertragen könne, daß die Florentiner die ganze Pacht nach eigener Weise zusammenknüeten und schöne und reine Sprachweisen umänderten, um sie dem gemeinen groben Teige des *mercato vecchio* anzubequemen“, die Rechte seiner Vaterstadt zu verfechten sich vornahm, indem er die reiche Sprache der Schriften der heiligen Katharina

von Siena bekannt machte. Hierzu unternahm er nun die Veröffentlichung eines Wörterbuches (*vocabolario Cateriniano*); die beleidigenden Spottreden jedoch die er sich der Akademie gegenüber erlaubte veranlaßten seine Ausstoßung und einen tyrannischen Befehl des Großherzogs der das Wörterbuch weiter zu veröffentlichen verbot, was aber schon davon gedruckt war, durch Henkershand verbrennen liefs. Bezeichnend für den damaligen Zeitgeist ist der Umstand, daß Giglio's, wiewohl zum Theile ungerechte und unvernünftige Einwürfe, in ganz Italien einen Widerhall fanden. Manche Akademien schlossen sich ihm an und munterten ihn auf, in seinem Unternehmen fortzufahren. Er erließ einen Aufruf an die Völker Italiens und ermahnte sie, „das Joch abzuschütteln“. „Vierundvierzig italienische Akademien“, schreibt er, „haben sich um der heiligen Katharina und um Siena's willen freiwillig verpflichtet, sich von jener Sklaverei zu befreien. Auf denn zu einem Kreuzzug, um die wahren Gesetze der italienischen Sprache zu schützen 1)!“

III.

In den veränderten Tendenzen und neuen Bedürfnissen, der Zeit liegt der wahre Grund dieser Thatsache. Der Geist philosophischer Freiheit hatte manche irrige Ansicht über die Sprache berichtigt. Die Lectüre französischer Schriftsteller, und die große Vorliebe für dieselben übte einen steten Einfluß auf den Styl aus, der ungekünstelter, freier und reicher wurde. Obgleich selbst Mitglied der Akademie der Crusca, war auch Magalotti auf seinen Reisen vom Zeitgeiste nicht unberührt geblieben und hatte sich eine einfachere und ungezwungenere Schreibweise nach französischem Vorbilde angeeignet. In Folge dessen weigerte sich die Akademie seine „*lettere famigliari e scentifiche*“ wegen „der vielen darin enthaltenen neuen Wörter, Gallicismen und Barbarismen“ anzuführen. Die meisten Schriftsteller hingegen geriethen durch eine natürliche Reaction gegen den Fanatismus der Puristen in das entgegengesetzte Extrem und nahmen viele ausländische Wörter und barbarische Aus-

1) Tiraboschi, *Biblioteca modenese* I. 25.

drücke an, welche die ursprüngliche Natur der Sprache zu ihrem Nachtheile veränderten.

Um dieser Zügellosigkeit Einhalt zu thun, sah die Crusca sich genöthigt nachzugeben und machte ziemliche Concessionen indem sie eine grössere Anzahl Schriftsteller und moderner Ausdrücke zuliefs, ging dabei jedoch viel zu ängstlich und unzusammenhängend zu Werke. Das Wörterbuch der Crusca war seinem Ursprunge nach nothwendig ein geschichtliches, und auf die Autorität einiger wenigen Schriftsteller gegründet; konnte daher dem Strom der Zeit nur von ferne folgen. Die Frage war auch noch eine ernstere; denn indem sie nachgab, maßte sich die Crusca doch noch immer die Entscheidung über die Ausdehnung und die Weise der zu machenden Veränderungen an, und da sie das Recht beanspruchte, die Grenzen des allmählich erweiterten Gebrauchs zu bezeichnen, setzte sie sich somit selbst zur letzten Instanz ein. Wer hatte ihr aber eine solche Macht gegeben? Konnte das Zeitalter der Kritik *par excellence* sie ertragen und sich ihr ohne Widerrede unterwerfen? Hier handelte es sich nicht um einzelne Ausdrücke, sondern um die Sprachfreiheit überhaupt. Melchior Cefarotti aus Padua, einer der muthigsten und befähigsten Vertheidiger der neuen literarischen und ästhetischen Ansichten, schrieb eine Abhandlung unter dem Titel „Philosophie der Sprache“ in der er besser als die Anderen folgende Grundideen zu formuliren verstanden hat. „Die Sprache folgt in Allem der Entwicklung des Gedankens, kann daher nie das vollendete Erzeugniß irgend einer Zeit oder eines Ortes sein; noch konnte sie jemals in einem gegebenen Momente als vollkommen betrachtet werden, oder sich rein und unvermischt erhalten, da die Sprachen wie die Menschen „geselliger“ Natur sind, und deren Fortschritt durch den Austausch und die Mittheilung des gegenseitigen Reichthums bedingt wird. Die Sprache verändert ihre Form und ihr Wesen je nach dem Zwecke, dem sie dient. Deshalb kann die Schriftsprache, die den gebildeten Männern der ganzen Nation als geistiges Band dienen soll, nicht dieselbe sein, die von der Menge gesprochen wird, sich auch nicht auf die Ausdrucksweise einer einzigen Stadt beschränken; ebenfowenig darf sie bei dem Beispiel einiger wenigen aus der geistigen Kindheit der Nation

flammenden Schriftstellern stehen bleiben; oder aber in Allem dem Gebrauche der Menge blindlings folgen, anstatt sich von dem Urtheile der Denker leiten zu lassen; denn Alles was in der Kunst geschieht muß Gegenstand des Nachdenkens und Wissens sein und die ächte Schönheit von der conventionellen zu unterscheiden vermag nur der Verstand, der uns allein die Mittel an die Hand geben kann die Vorbilder und den Gebrauch zu beurtheilen. Die Schriftsprache ist das gemeinsame Werk der Gelehrten der Nation und das Resultat der vom Verstande geregelten Convention. Die italienische Sprache bildet hierin keine Ausnahme, und wurde von den Schriftstellern des ganzen Landes und zwar in Sicilien noch früher als in Toskana mühsam herausgearbeitet. Vieles sogar, was wir in den Werken der großen Florentiner bewundern, ist ein Produkt ihrer Werkstätte, nicht Naturnachahmung, und wenn Boccaccio mit Recht behaupten konnte, er schriebe florentinisch, so schrieb doch Petrarca in allgemeinerer Form und eher italienisch.“

Giuglio Perticari und Vincenzo Monti waren würdige Nachfolger Cesarotti's. Ersterer beschäftigte sich ausführlich mit der geschichtlichen Seite der Frage indem er dazu das von Muratori und Crescimbeni im vorhergehenden Jahrhundert gesammelte Material, sowie die Nachforschungen Raynouard's über die Poesie der Troubadours benutzte. Zu Trifflino's Ansichten in Bezug auf Dante's „Volgar Eloquentia“ zurückkehrend, nannte er deshalb sein Werk: „Eine Vertheidigung der Vaterlandsliebe Dante's“. Er bemühte sich, die Wahrheit der in jenem Buche enthaltenen Theorien und die Grundlosigkeit der so oft gegen Dante erhobenen Anklage: er habe das Buch aus Haß gegen die Florentiner geschrieben, nachzuweisen. Wie dieser; unterscheidet auch er die Schriftsprache von der gesprochenen; betrachtet es als ein Recht der Schriftsteller, den gemeinen Gebrauch nach eigenem Ermessen umzugestalten und zu mildern; „das in den Augen der Besten Vorzüglichste und Gefälligste auszulesen, und das Ungefälligere sowie auch manche zweifelhaften Endungen, zu verwerfen indem sie die reinsten und wohlklingendsten wählen.“ Diese Verfeinerung ist aber hauptsächlich das Werk der Dichter welche überall und von jeher die ersten waren, „die Kraft

und Milde der Volkssprache zu zeigen und das Neue und Harmonische hervorzubringen.“ Auch in Italien wurde das Sprachmaterial, welches die drei grossen Toskaner zur Vollendung gebracht hatten, von einer grossen Anzahl Dichter aus allen Theilen des Landes weiter verfeinert. Wo nahmen sie aber jene gleichmässige, allgemeine Sprache her, deren Alle sich bedienen? Von Raynouard's Theorie ausgehend, welche eine bis zum Jahre 1000 bestehende allgemeine romanische Sprache im ganzen lateinischen Europa annimmt, will Perticari im Grunde jener gemeinen poetischen Sprache das römische allgemeine Element wahrnehmen, wie es sich in ganz Italien offenbarte, ehe es durch locale und besondere Urfachen in verschiedene Dialekte zersplittert worden war. Die Uebereinstimmung in Form und Construction, die man zwischen den ersten italienischen und provenzalischen Dichtern bemerkt, rühre nicht, wie Bembo behauptet, von einer Nachahmung her, sondern bewiese nur, daß zu jener Zeit die Sprache beider Länder dieselbe war; da viele Wörter, die sich in den Poesien der beiden Völker finden, noch heute in ganz Italien gebräuchlich sind, das Volk aber seine Sprache nicht von den Dichtern, am wenigsten von Dichtern wie Dante und Petrarca lernt. Was dieser romanischen Sprache ihre besondere italienische Färbung verleiht, ist der Vocalismus, der nach Perticari's und Giambullari's Ansicht von den Siciliern stammt, welche vermöge einer von ihren griechischen Ahnen ererbten Neigung die Härte der römischen Sprache durch viele Vokale gemildert hätten. „Wenn nun jene Weichheit (schreibt er) weder von den nordischen Völkern, noch von den Franzosen gekommen ist, bei denen fast alle Wörter mit harten, oder stummen Lauten endigen, wenn sie sich eben so wenig von dem Lateinischen herleiten läßt, als welches sie deshalb nicht geben konnte, da es sie nicht kannte, so bleibt der Ausspruch Giambullari's in voller Kraft; und wir verstehen, wie die Sicilianer die zum grossen Theil griechischer Abkunft waren, von ihren Vorfahren, die den außerordentlich weichen äolischen Dialekt sprachen, jene eigenthümliche Weichheit auf die italienische Sprache übertragen konnten, die sie charakterisirt. Obgleich Perticari nun die Behauptung, daß die Völker ihre Wörter von den Dichtern lernen in Abrede

stellt, so ist er doch der Meinung, daß sie ihre Aussprache von ihnen lernen und auf diese Weise den Charakter der eignen Sprache umgestalten. So hätten die Toskaner durch den Einfluß der sicilianischen Dichter ihren Wörtern die Vokale zugefügt, „nicht nur, wenn sie Verse schrieben, sondern auch in der gewöhnlichen Umgangssprache.“ Wenn wir nun annehmen, daß die *lingua illustre* in Sicilien zuerst gebildet und gepflegt wurde, und „von diesem Reiche ausgehend unsere Länder mit sich erfüllte“ so daß, „wenn sie durch toskanischen Geist und Tüchtigkeit zu ihrer höchsten Vollendung gebracht wurde, man deshalb den Sicilianern nicht ungerecht werden darf die doch die ersten waren“, so fährt Perticari zunächst fort nachzuweisen, wie „die übrigen Italiener sich nach dem Vorbilde jener ersten richteten“, und wie diese *lingua illustre* sich über ganz Italien verbreitete und aller Orten gepflegt wurde, wie dieselbe schon vor Dante Eigenthum der Nation geworden war; woraus er den Schluß zieht, daß, wenn der große Dichter behauptet, er habe sich einer „allgemein gebräuchlichen“ Sprache bedient, er jedenfalls von einer fertigen, nicht aber von einer noch zu schaffenden Sprache redete und keinen dunklen und unbekannten Pfad, sondern jene herrliche und allen offen stehende Straße andeutete, auf der er selbst, der Spur seiner Vorfahren folgend, weiter geschritten war.

Gleichzeitig gab Perticari eine andere Abhandlung unter dem Titel: „die Trecentisti und ihre Nachahmer“, heraus. Er bemühte sich, darin zu zeigen, wie ungefügt, unsicher und unzugänglich die veraltete Sprache für die neuen Bedürfnisse des Gedankens sei. Auch Vincenzo Monti, der Schwiegersohn und Studiengenosse Perticaris und Uebersetzer Homers, gab ein ausführliches und sehr beredtes Werk über diesen Gegenstand heraus; und liefs es sich nicht verdriessen, seine glühende Phantasie zu zügeln und sich eingehend mit dem trocknen Studium der Grammatik zu beschäftigen. Das „Istituto lombardo“, das von der Regierung die Aufforderung erhalten hatte, ein den neuen Bedürfnissen entsprechendes italienisches Wörterbuch herauszugeben, machte den Vorschlag, seine Arbeiten mit denen der Akademie della Crusca zu vereinigen und so bis zu einem gewissen Grade die Idee Cesarotti's zu verwirklichen, der die Kräfte aller italienischen

Gelehrten unter der Leitung der Akademie vereint zu sehen wünschte. Aber wie gewöhnlich war die Akademie beforgt, das geringste von ihren Vorrechten einzubüßen und wies die angebotene Mitwirkung zurück. Nun unterzog sich Monti der schwierigen Aufgabe die Fehler und Irrthümer, die das Wörterbuch der Crusca unbrauchbar machten, aufzudecken und den freieren Maassstab zu zeigen, welcher bei der Herausgabe eines zeitgemässen italienischen Wörterbuchs obwalten müsse. Er giebt zu, daß die Claffiker die feste und unbewegliche Grundlage der Sprache bilden, bekämpft aber die Pedanterie derjenigen, welche in der Sprache des XIV. Jahrhunderts nichts als Gold sehen und fogar die Irrthümer und Schreibfehler der Copisten „für Schönheiten und Reize“ erklärer. Seine Ansichten sind im Grunde dieselben wie die Cesarotti's. „Je mehr sich der Geist vervollkommnet, desto mehr muß sich nothwendiger Weise die Sprache vervollkommen. Verfeinert sich der Gedanke in jeder Art des Wissens, so muß sich dessen Ausdruck zugleich verfeinern; will ja doch das alte Geld anders geprägt und die Sprache im neuem Geiste gelehrt werden. Fort mit dem Veralteten, mit dem Götzendienste des Kehrichts einer todten Sprache! Möchte man doch endlich den nach den ewigen Regeln der rationellen Grammatik geschriebenen Werken Raum geben, weche die wahren Schatzkammern des Gedankens und der wissenschaftlichen Sprache sind! Fort mit der Ausschliesslichkeit und den provinziellen Aengstlichkeiten! Die Rechte der ganzen Nation müssen anerkannt werden; toskanische Idiome dürfen in einem italienischen Wörterbuche keinen Raum finden, denn dieselben könnten nicht ohne lächerliche Affectation allgemein angewandt werden.“ Von diesen Grundfätzen geleitet unterwarf Monti das Wörterbuch einer strengen und eingehenden Prüfung und suchte den Fehlern, Auslassungen, Irrthümern und Widersprüchen desselben abzuhelpen. Er nannte dies sein großes Werk: „Vorschlag zu einer Verbesserung und Vervollständigung des Wörterbuchs der Crusca“ und gab es zugleich mit den beiden Abhandlungen Perticari's in 6 Bänden (1817—24) heraus. Später (1826) liefs er noch einen Anhang folgen.

Abate Gherardini, auch ein Lombarde, führte Monti's Werk mit noch größerer Kühnheit und noch höherer Be-

fähigung weiter. Er blieb als strenger Grammatiker stets auf seinem Gebiet und ohne sich in leeren Phrasen über das Vorrecht der Vernunft zu ergehen, wandte er die Grundsätze Cesarotti's und der französischen Philosophen mit größerer Strenge und Ausdehnung und gewiss auch mit größerer Befähigung als seine Vorgänger auf die italienische Grammatik an. Einer seiner Bewunderer schreibt: „Gherardini sah, daß es den Italienern noch an einer allgemeinen Grammatik fehlte, welche die Grundsätze und Regeln der Sprache der Vernunft und Philosophie enthielte, und trachtete uns dieselbe in verschiedenen Anmerkungen, die hier und dort in seinem Buche zerstreut sind, zu liefern. Er war der erste, der die werthvollen Verbesserungen der französischen Akademie auf unsere Sprache anwandte.“ Gherardini beabsichtigte ebenfalls Berichtigungen und Beiträge zu den schon bestehenden Wörterbüchern und besonders zu dem der Crusca hinzuzufügen. Er sammelte das Material zu einem vollständigen, italienischen Wörterbuch und nannte sein Werk „Andeutung von Wörtern und Ausdrucksweisen für die zukünftigen Lexicographen“ (1838—48). Er verbreitete sich darin nicht nur über die einzelnen Wörter und Partikeln, sondern auch über den Werth der Formen und Functionen der Grammatik und besonders über die Orthographie, der er größere Sicherheit und Bestimmtheit zu geben suchte. Hier aber zeigte sich die schwache und gefährliche Seite der rationalistischen Schule, die den Gebrauch als blind und Sache der Ungebildeten verwarf und auch die Scheibweise nach Grundsätzen der Vernunft festsetzen wollte. Gherardini sagt: „der Ungebildete spreche und schreibe nach Gewohnheit. Der gebildete Mensch aber muß wissen, was er sagt und warum er es sagt.“ Die Geschichte und der Ursprung eines Wortes d. h. seine Etymologie sei nun aber die wissenschaftliche Basis einer guten Orthographie. Wo diese Basis fehle, weil die Etymologie des Wortes zweifelhaft oder unbekannt sei, sollte man in der Verwandtschaft des Klangs oder in der Analogie die richtige Schreibweise suchen. Dies heißt das natürliche Amt der Schrift verkennen, welches darin besteht, soviel wie möglich die Aussprache wiederzugeben, und benimmt der Orthographie jede sichere Basis, macht sie von subjectiven Meinungen abhängig, veränderlich

je nach den Individuen, dem Orte und dem täglichen Fortschritt des Wissens.

IV.

Die Uebertreibungen und Excesse der rationalistischen Schule, die den literarischen Ueberlieferungen und dem Sprachgebrauch jede Autorität absprach, hatten schon in dem vorhergehenden Jahrhundert einige Puristen zu dem entgegengesetzten Extrem getrieben. Die Grundsätze zügelloser Freiheit zu denen sich Cesarotti bekannte, wurden von dem fanatischen Vertheidiger der Trecentisti, dem Abate Antonio Cesari aus Verona, aufs heftigste angegriffen, der zu einem Kreuzzug aufforderte, um „den christlichen Glauben und die italienische Sprache gegen den Wahnsinn der Vernunft in Literatur und Philosophie zu schützen.“ Er betrachtete „das Leben der Heiligen“, die „Blüthenlese des heiligen Franziscus“ und die zahllosen ascetischen Schriften des 14. Jahrhunderts als die Bollwerke der christlichen Moral und der reinen und guten Sprache. Seine Abgötterei der „goldnen Sprache“ jener Werke war mit einer Bewunderung für die ascetische Tugend und Geistes-einfalt der Verfasser verbunden, wie sich schon deutlich in Cesari's erster bedeutender Arbeit, der Uebersetzung des „Kempis“ in die reinste Sprache des Trecento, zeigte. Er ist den Grundsätzen die diese Arbeit leiteten, sein ganzes Lebelang unveränderlich treu geblieben, hat sie stets muthig verfochten und später in seinen Abhandlungen „Ueber den gegenwärtigen Zustand der italienischen Sprache“ (1810) zusammengestellt. Nach seinem Urtheil ist Alles in der Sprache der Trecentisti „reinstes Gold“ und wo Andere Irrthümer und Fehler sehen, entdeckt er besondere „Reize und Schönheiten“. Der Unterschied zwischen der alten Sprache und der neuen ist nach Cesari's Meinung dem zwischen „dem schönsten jungfräulichen Mädchen und einer aufgeputzten, geschminkten Buhlerin“ zu vergleichen. Die Ursache alles Uebels liegt in der Abirrung von der Sprache des Trecento und das einzige Heilmittel in der Rückkehr zu ihr. Im Gegensatz zu der Theorie schrankenloser Freiheit will er die Nachahmung als Basis jeder literarischen Bildung betrachtet wissen, und fordert

als guter Priester den Staat auf, zu Gunsten seiner Principien einzuschreiten. Sein „Leben Christi“, „Blüthenlese aus der Kirchengeschichte“, „Predigten und Gepräche über Philologie und Literatur“ sind in einer veralteten und pedantischen Sprache geschrieben. Um allen Schülern die Schätze der klassischen Eleganz zugänglich zu machen, giebt er, von drei Freunden unterstützt, eine neue Ausgabe des Wörterbuchs der Crusca mit 50,000 Zusätzen versehen, heraus, welche zum großen Theil aus todtten und absonderlichen Wörtern, ja oft aus Mißverständnissen ungebildeter oder nachlässiger Copisten bestehen, welche aber von den gelehrten Veronesern aufgesucht und veröffentlicht werden, um „dem Verfall der Sprache Einhalt zu thun“. (1806.) Kurz es handelte sich um nichts Geringeres, als um eine Rückkehr zu den extremsten Grundsätzen der ersten Akademie, und einen entschiedenen Widerstand gegen den Gallicismus in Literatur und Philosophie.

Da zu jener Zeit sich in Vielen eine geheime Abneigung gegen das französische Uebergewicht zu regen begann, blieb dies Bestreben der Puristen nicht erfolglos. Ein pedantischer Reinigungsgeist und eine affectirte Eleganz bemächtigte sich der Schreibweise, selbst bedeutender Schriftsteller wie z. B. des Geschichtschreibers Botta, der sich darin gefiel, veraltete und todtte Wörter zu gebrauchen. Die jungen Leute schrieben in einem kalten und abgemessenen Styl und schrakten vor jeder leichten Abweichung, wie vor einem Wagniß, zurück, aus Furcht vor der strengen Ruthe der Pedanten, die nur auf die Form des Gesagten, nicht auf den Inhalt achteten. Nicht weniger trugen der Geist der Sammlung und die Stimmung der Ergebung die sich seit der jüngst durchlebten Schreckenszeit der Gemüther bemächtigt hatten, dazu bei, Sympathie zu erwerben für die ascetische Literatur und die Sprachform des XIV. Jahrhunderts. Auch jenes christliche ideale Streben, eine natürliche und wahre Empfindungsweise in natürlicher und einfacher Form ohne allen rhetorischen Schmuck auszudrücken, hatte hier seinen Ursprung. Die Klarheit und Einfachheit der Sprache der Trecentisti mit all ihrer kindlichen Sorglosigkeit und Unerfahrenheit sagte den Gemüthern mehr zu, als das rhetorische Blendwerk jener dünnen berechneten Sprache, die von eingebildeten Theorien ver-

dreht und auf eine rationalistische Grammatik und Orthographie schlecht genug gestützt war. So kam es, daß der Purismus, in etwas gemäßigterer Form, an einigen Orten Anhänger fand, besonders in Unteritalien durch den Einfluß Basilio Puoti's. Wenn er nun in der Lombardei den heftigsten Widerstand fand, so erzeugte dennoch der Geist der ihn hervorbrachte, d. h. das Gefühl der heimathlichen reinen Sprachformen und das Bedürfnis zum Studium der Natur und zur volksthümlichen Unmittelbarkeit zurückzukehren, eine Geistesrichtung welche die Fortsetzung desselben ist, wiewohl sie die Gestalt und die Verhältnisse einer Reaction annahm. Im Grunde blieben die Grundsätze und Maassstäbe der neuen lombardischen Schule dieselben, wie die der Puristen und Cruscantì. Der Unterschied bestand lediglich darin, daß die Puristen, wie schon wiederholt gesagt worden ist, die Literatur des XIV. Jahrhunderts als das einzige vollkommene Vorbild für alle Zeiten betrachteten, während die lombardische Schule, die nach einer natürlichen und ursprünglichen Ausdrucksweise suchte, diese in dem toskanischen Sprachgebrauch der Gegenwart zu finden glaubte. Ihre Schlussfolgerung war eine höchst einfache „Dante und Boccaccio“ sagten sie „schrieben in der zu ihrer Zeit in Toskana üblichen Sprache. Wenn wir wirklich ihrem Beispiele folgen und eine volksthümliche Literatur schaffen wollen, so müssen wir wie sie aus dem lebendigen Quell der Gegenwart schöpfen und nicht ihre veralteten Wörter und Ausdrücke nachschreiben. Da die Grundsätze dieselben sind, so erinnern zuweilen die Worte des Hauptsächlichsten der Lombardischen Schule, Manzoni, an jene des Salviati; nur ist deren Anwendung bei dem ersten eine strengere und von der Natur der Dinge nothwendig bedingte. Wie kann man lebenswahre Typen und Bilder schaffen, wie auf die Mitwelt einwirken wenn man in einer Sprache schreibt, die von der großen Menge nicht verstanden wird? Ist es möglich, das tägliche Leben zu schildern und eine grössere Uebereinstimmung der Ideen, Sitten und Gewohnheiten des italienischen Volkes zu befördern, wenn es an Namen für die alltäglichsten Gegenstände fehlt, und man in den Wörterbüchern keinen entsprechenden Ausdruck oder nur ein veraltetes Wort findet? Wo der unsterbliche Verfasser der „Verlobten“ von der außerordentlichen Mühe spricht, die es

ihn kostete, diesen Roman in einer lebendigen Sprache, die zugleich italienisch und doch kein Dialect wäre, zu schreiben, vergegenwärtigt er uns dadurch besser als durch alle Argumente die Verlegenheit und Rathlosigkeit desjenigen, der damals in populärer Weise über Volks- und Familienleben schreiben wollte. „Es würde Euch jammern“, sagt er mit Anspielung auf sich selbst, „wollte ich Euch die Mühe und Arbeit schildern, die es einen nicht toskanischen Bekannten von mir gekostet hat, ein halb historisches, halb phantastisches Werk in einer lebendigen, wahren Sprache abzufassen. Es fielen ihm wohl die passendsten Ausdrücke ein ohne sie zu suchen, allein diese gehörten oft dem eignen Dialect oder aber einer fremden Sprache, zuweilen gar der lateinischen an; solche Versuchungen wurden natürlich zurückgewiesen. In der Sprache, die man italienisch nennt, war dagegen häufig kein genaues Aequivalent zu finden, und doch wären sie ihm wohl, wie jedem andern Italiener, kaum entgangen, wären sie wirklich vorhanden gewesen. Da nun jene lebendige Sprache, deren er so sehr bedurfte, einerseits nicht zu finden war, er aber andererseits sich weder entschliessen konnte mit Vorbedacht Barbarismen anzuwenden, noch sich in der Handhabung der Schriftsprache weniger gewandt zu zeigen als im Gebrauch der gesprochenen, so bemühte er sich toskanische Wendungen aufzutreiben, die ihm durch die Lektüre toskanischer Bücher aus allen Zeiten, vorzugsweise aber aus der klassischen in der Erinnerung geblieben waren. Da sich diese Aushülfe indessen als nicht hinreichend erwies, las er auf's Neue und zu wiederholten Malen diese und andere toskanischen Bücher, ohne zu wissen wo er die nöthigen Wörter und Wendungen finden würde, und suchte diesem Bedürfnisse abzuhelpen, indem er ins besondere das Wörterbuch der Crusca wiederholt durchstöberte und in einer Weise brauchte, dafs man es nicht merke. Fand er nun zufällig Wendungen die ihm gerade pafsten, so muste er alsdann noch die Wahrscheinlichkeit überlegen, ob dieselben noch im Gebrauche seien oder nicht; und da er sich hierin nicht auf sein eignes Urtheil verlassen wollte, fiel er alle höflichen Florentiner und liebenswürdigen Florentinerinnen die ihm gerade in die Hände fielen an mit der Frage: „Sagt man immer noch so? Wie nennt man das jetzt?“

Wie drückt man bei Ihnen aus, was wir in unferrn Dialect so nennen?“

Bei einer solchen offenbaren Unzulänglichkeit der Schriftsprache war man aus Noth übereingekommen, den Sprachgebrauch zu Hülfe zu nehmen. Aber welchen? den einer einzigen Stadt, einer Gegend oder ganz Italiens? Hier wichen die Ansichten von einander ab. Toskana hatte fast das ganze Material des Wörterbuchs der Crusca geliefert, und so meinten die Meisten, es sei dazu berufen, auch das Fehlende zu ersetzen; um so mehr, als die toscanischen Wörter die einzigen sind, die in Ton und Färbung denen der Schriftsprache gleichen. „Aber,“ frug man weiter, „ist die Schriftsprache wirklich toscanisch?“ Perticari hat es verneint und viele Gründe für seine Ansicht angeführt, die noch nicht widerlegt worden sind. Dies muß aber erst geschehen, um die Widerfacher, und deren giebt es Viele, zum Schweigen zu bringen. Graf Giovanni Galvani aus Modena hat die, zu jener Zeit nicht leichte Aufgabe vortrefflich gelöst. Mit einer gründlichen Kenntniß der provenzalischen Sprache und Literatur ausgestattet, widmete dieser unermüdliche Sprachforscher und würdige Nachfolger Castelvetro's, Barbieri's, Tassoni's und Muratori's, sein ganzes Leben dem Studium über den Ursprung der italienischen Sprache und Literatur; und wenn die Resultate wegen mangelhafter Methode und weil es Galvani an einem klaren philologischen Urtheile gebrach, nicht immer den großen Anstrengungen entsprachen, so ist seine Arbeit doch keine nutzlose zu nennen. Die Theorien Perticari's sind von ihm mit Geschick und großer Gelehrsamkeit widerlegt worden. Galvani's erstes Werk erschien zu einer Zeit, wo die Theorien Perticari's noch große Geltung hatten. Er stellt darin folgende Grundsätze auf: „die italienischen Schriftsteller müssen in Zukunft aus zwei Quellen schöpfen. Die erste ist das Wörterbuch; die zweite ist die lebendige Sprache und zwar diejenige welche in ihren Grundzügen der classischen Schriftsprache an ähnlichsten ist, d. h. die toscanische. Nur diese bietet den Stoff, der sich auf natürliche Weise in die Schriftsprache aufnehmen läßt, sie ist der unentbehrlichen Quell, aus dem fortwährend Neues geschöpft werden muß, und nur sie kann als Maßstab für den Werth und die Güte eines Wortes dienen“. Später ver-

öfentlichte er eine zweite Abhandlung, in der er ſich ſpeciell mit der Theorie Perticari's beſchäftigte. Er gab ſie mit der erſten zuſammen unter dem Titel „Zweifel über die Wahrheit der Theorie Perticari's“ (1834) heraus. Er wies darin nicht nur viele Irrthümer, Ungenauigkeiten und Auslaſſungen Perticari's nach, ſondern bekämpfte auch mit noch heute gültigen Beweisgründen, deſſen Theorie über den Urfprung der erſten poetiſchen Sprache in Italien. Der poſitive Theil ſeines Werkes, worin er ſeine eigenen Theorien darlegt, erſcheint jedoch nach den Fortſchritten der Dialectologie nicht mehr ſichhanlig obgleich die Mehrzahl der Gelehrten Italiens ſich zu dieſen Theorien bekennt. Es iſt unzweifelhaft, daß es ſchon vor Dante eine allgemeine poetiſche Sprache in Italien gab. Galvani bemüht ſich nun zu beweifen, daß dieſe keine andere war als „die von allen plebeiſchen, häſſlichen oder verdorbenen Redensarten gereinigte toſkanische Sprache“. Er theilt die italieniſchen Dichter in zwei Claſſen, toſkanische und nicht toſkanische. Die erſtern hätten nichts weiter gethan als ſich „der Sprache ihrer Ammen, ihrer Mägde, des Marktplatzes“ zu bedienen und ſich ihre *lingua illuſtre* ſelbſt geſchaffen indem ſie ihre eigne Mutterſprache reinigten. „So ſchrieben z. B. Dante, Cino und Guido florentiniſch und piſtojeſiſch,“ die andern ſchrieben einen barbariſchen *jargon*, indem ſie Wörter, ja ganze Verſe aus dem Provenzalischen vocaliſirten oder ſie verdanken ihre beſſere Schreibweiſe dem Einfluß, den die Nähe oder das Beiſpiel der Toſkaner auf ſie ausübte. Galvani iſt der Anſicht und mit ihm viele Andere, daß die Uebereinkunft in der Sprache, die man an den Werken aus jener Zeit bemerkt, von ſpäteren Copiſten herrührt, die durch eine kleine Umänderung der Vocale den ſicilianischen Poeſien eine toſkanische Färbung gegeben hätten. Er verwirft durchaus Dante's „*Il volgare eloquio*“ und betrachtet dieſes Werk als aus dem Haß des verbannten Dichters gegen ſeine Vaterſtadt Florenz hervorgegangen, und als einen Beweis, daß ſelbſt Dante „nicht immer ein Muſter der Aufrichtigkeit geweſen ſei!“

V.

Niccolini, Tommaseo und verschiedene Andere behandelten denselben Gegenstand, und obgleich sie dem, was Galvani gesagt hatte, nichts von Bedeutung hinzufügten, so zeigten sie doch durch ihre Schriften die veränderte Richtung der Ideen in Bezug auf die Sprache. Diese hatten, so zu sagen, keinen andern Zweck, als theoretisch zu rechtfertigen, was in der Praxis eine Nothwendigkeit geworden war und bereits vielfach ausgeübt wurde. Toskana wurde der Sammelplatz der Gelehrten Italiens, und die Sprache des toskanischen Volkes, im Gegensatz zur Schriftsprache, der Gegenstand allseitiger Bewunderung und zugleich liebevollen Studiums und nutzbringenden Forschens. Außer denjenigen, die durch die politischen Zustände jener Zeit sich genöthigt sahen, Zuflucht unter der milden und duldsamen toskanischen Regierung zu suchen, gab es Einige, die von edlem Eifer für das Studium der Sprache befeelt, sich auf die Dörfer und Flecken von Toskana begaben, um Wörter, Ausdrücke und Wendungen, die dort üblich waren, zu sammeln. Anfangs hatte man bei diesen Arbeiten nur philologische und rhetorische Zwecke im Auge, später dienten sie jedoch für umfassendere, wissenschaftliche und ausgebreitetere Zwecke und wurden in ganz Italien getrieben. Die Werke, die als Resultate dieser Forschungen und Sammlungen erschienen, wurden sehr günstig aufgenommen. Carena gab eine Sammlung der Wörter, die sich auf die Kunst und Gewerbe bezogen heraus; Giusti die Sprichwörter, Tigri die Volkslieder von Toskana und Fanfani etwas später sein Dictionär des toskanischen Sprachgebrauchs, ein wichtiges, reichhaltiges Werk. Giuliani verbrachte mehrere Jahre auf dem Lande, unterhielt sich mit den Landleuten und Arbeitern und bemühte sich, die klare, einfache Ausdrucksweise der Toskaner und ihre Satzbildung so vollständig wie möglich wiederzugeben, um den Italienern auf diese Weise Alles zu bieten, was lebensfrisch, edel, zart und poetisch in der ursprünglichen Ausdrucksweise des toskanischen Volkes ist ¹⁾. Die

1) *Giambattista Giuliani, Moralità e poesia del vivente linguaggio di Toscana, Firenze Lemonnier.*

Italia III.

Schriften anderer großer Autoren, darunter Giustis und anderer, auch nicht Toskaner, wie z. B. Tomaseo's, zeigten bald, wie sehr Werke, die populäre Gegenstände behandelten, an Anmuth, Leichtigkeit und Ursprünglichkeit durch den Gebrauch der lebendigen Sprache gewannen. Manzoni, der das Natürliche und Einfache über Alles liebte, fand im Vergleich zu jenen Werken, daß sein Roman, der ihm, wie er uns geschildert hat, so unfägliche Mühe gekostet hatte, in einem gekünstelten Style geschrieben und unlesbar sei. Er kümmerte sich wenig um die Bewunderung feiner Landsleute und den Beifall, der ihm von allen Seiten gesendet wurde, auch nicht, daß man die „Promessi Sposi“ für das vollendetste Werk moderner Prosa erklärte; sondern entschloß sich, es im Einklang mit den damals herrschenden Tendenzen umzuarbeiten und „seine Lappen im Arno zu waschen“. Er gab deshalb sein Buch zwei gelehrten Toskanern zur Correctur, nämlich Gaetano Cioni und dem großen Dichter Giambattista Niccolini. Er bat sie, Alles auszutreiben, was ihnen verschieden von dem modern Florentinisch klänge, und dafür diejenigen Wendungen und Ausdrücke zu setzen, die sie selbst im vertraulichen Verkehr gebraucht haben würden. Er sah mit Befriedigung, daß die Veränderungen, die Niccolini und Cioni gemacht hatten, in den meisten Fällen übereinstimmten; doch schien es ihm, daß sie bei der Correction nicht gründlich genug verfahren wären. Es sah seine Arbeit also noch einmal mit einem toskanischen Literaten durch. Traf er mit Jemand aus Toskana zusammen, so unterließ er es nie, ihn über den Sprachgebrauch zu befragen, und hörte mit so großer Bescheidenheit auf jeden Rath, daß Giusti bemerkte, „Manzoni sei gelehrig wie ein Schulknabe“. 1840—1842 erschienen die Promessi Sposi in dieser neuen Form. Viele fanden, das Werk habe verloren, Andere, es sei bedeutend verbessert und könne als das vollendetste Vorbild der italienischen Prosa und als ein Triumph der toskanischen Schule betrachtet werden. Was bewies dies aber in der That? Der Grund und Farbenton der Sprache, die das Werk langer und mühevoller Arbeit war, blieb unberührt, und einige Hunderte von neuen, hier und dort zerstreuten Wörtern und Ausdrücken konnten daran nichts ändern. Die Correction war von Männern gemacht worden, deren Sprache

durch literarische Cultur modificirt, in denen aber das Gefühl des Italienischen lebendig war, und das Werk wurde von derselben kunstgeübten Hand vollendet, die es begonnen hatte, und zwar so, daß man ohne einen Vergleich der beiden Ausgaben die Abänderungen kaum bemerkt. Nur ein ausgezeichnetes, durch lange Vorbereitung erworbenes Tactgefühl für die Italianität, konnte Manzoni befähigen, hier und da „erborgte“ Wörter und Wendungen „einzuflicken“, ohne daß es den Eindruck der Affectation machte, oder den ursprünglichen Charakter des Werkes änderte. Aber wer kann über seine eigenen Werke richtig urtheilen? Manzoni scheint sich durchaus nicht klar bewußt gewesen zu sein, welche Eigenschaften hauptsächlich zur Vollkommenheit seiner Arbeit beitrugen, auch in Bezug auf Niccolini's und Cioni's Correctur derselben hatte er irrige Ansichten. Er glaubte diese hätten weiter keine Mühe gehabt, als sich die geeignetsten Ausdrücke in's Gedächtniß zurückzurufen, um die feinigen durch dieselben zu ersetzen. Er ging nach und nach so weit, sich zu überreden, daß er besser gethan und weniger Mühe gehabt hätte, wenn er, statt sich seiner ausgebreiteten literarischen Kenntnisse und des Studiums der toskanischen Schriftsteller bedient zu haben, einfach ein gutes florentinisches Wörterbuch zu Rath gezogen und Gelegenheit gesucht hätte, sich mit den alten Weibern auf dem *mercato vecchio* zu unterhalten. Durch die dialectische Eigenthümlichkeit seines Geistes kam er mit der Zeit dahin, zu behaupten, der florentinische Dialect, wie er jetzt gesprochen wird, und nicht die Schriftsprache, müsse in Zukunft die Grundlage des nationalen Idioms bilden. Er hatte sich eine gewisse Anzahl von florentinischen Wörtern und Ausdrucksweisen angeeignet und glaubte, jeder Andere könne daselbe thun, und sich derselben, ohne die geringste Affectation, bedienen. Nach seiner Ansicht war es ein Leichtes, die eigene Sprache und Ausdrucksweise gegen die florentinische zu vertauschen, wie man ein Kleid ablegt, um ein anderes anzuziehen. Manzoni spricht sich darüber in so schroffer Weise aus, daß man fast zweifeln könnte, er sei sich des innigen Zusammenhanges bewußt gewesen, der zwischen den geistigen Zuständen, der Anschauung und dem Denken einerseits, der Sprache und Ausdrucksweise

andererseits besteht. „Wenn man in Ermangelung einer eigenen Sprache nach einer sucht“, schreibt er, „so muß man sie nehmen, wie sie an einem bestimmten Orte ist“¹⁾.

Es scheint, daß seine Freunde, welche den Rath ertheilten, „die Sprache in Flaschen nach Mailand zu bringen“, derselben Ansicht waren. Am deutlichsten zeigen sich die literarischen Vorurtheile Manzoni's darin, daß er die ganze Frage auf das Wörterbuch zurückführt. „Eine Sprache besteht in einer Anzahl von Wörtern, die allen sprachlichen Bedürfnissen eines Volkes entsprechen. Die sogenannte gelehrte Sprache thut dies nicht, es fehlt ihr an Ausdrücken für viele Gegenstände, die in einer bürgerlichen Gesellschaft besprochen und verhandelt werden. Eine mangelhafte Sprache ist ein Widerspruch: eine Sprache ist ein Ganzes, oder ist gar keine“. An die Anhänger der *lingua illustre* richtet er folgende Worte: „Könntet ihr auf italienisch in eurem Sinn des Wortes, d. h. in Wörtern, die ganz Italien gemein sind, das Inventarium Eures Hauses machen?“ Da dies nicht möglich ist, so müssen wir diese Sprache oder, was nach Manzoni daselbe heist, das Wörterbuch der Schriftsprache als unzureichend aufgeben und dafür ein vollständiges Wörterbuch suchen. Dies kann man nur in dem Sprachgebrauch einer bürgerlichen Gesellschaft finden, die umfangreich genug ist, um fortwährend Veranlassung zu haben, sich über die mannigfaltigsten Verhältnisse und Beziehungen des Lebens durch Worte auszudrücken. Es kommt nun nur noch darauf an, zu entscheiden, welche Sprache zu wählen sei. Die von ganz Italien? Nein, denn die Sprache existirt nur als ein Ganzes, und hier und dort die Stückchen auflesen, um sie zusammen zu fügen, das heist sich einbilden, man habe sie gemacht, ohne sie gemacht zu haben. Die toskanische? Auch nicht, denn „die toskanischen Dialecte unterscheiden sich allerdings wenig von einander, aber sie bilden doch keine Sprache für sich“. Manzoni, eingedenk der fortwährenden Ungewissheit und Unentschlossenheit, in der er sich befand, wenn er zwischen zwei oder mehreren Wörtern, die von verschiedenen Orten stammten, wählen sollte, wurde bald sehr extrem in seinen Ansichten. Schon in seinem Briefe an Giacinto Ca-

1) Manzoni's gesammelte Werke, Mailand 1872.

rena (1845), obgleich er die edlen Anstrengungen dieses verdienstvollen Compilators lobt, schreibt er: „Hätten Sie sich einfach an den florentinischen Sprachgebrauch gehalten, so hätten Sie uns statt mehrerer Wörter, unter denen wir wählen müssen, ein einziges zur Annahme gegeben. Die Fähigkeit wählen zu können, ist aber gerade unser Unglück“. Schon damals bekannte er sich zu der Meinung, daß nur die florentinische Sprache berufen sei, die italienische zu werden. Denn Florenz allein, durch die Eigenthümlichkeiten seiner bürgerlichen Verhältnisse und durch seine Geschichte war im Besitz von Allem, was wir von unsern Vätern gemeinsam ererbt haben und konnte in geeigneter Weise die uns fehlenden Ausdrücke für bürgerliche und Familienverhältnisse ersetzen. Er schreibt an Carena: „Ich gehöre der excommunicirten, verlachten und bemitleideten Partei an, die der Meinung ist, daß die italienische Sprache sich in Florenz findet, wie die lateinische in Rom war und die französische in Paris ist“. Um sich von jeder Ungewissheit zu befreien, braucht man also nur die florentinische Sprache, oder besser gesagt, die florentinischen Wörter anzunehmen, ohne zu untersuchen, ob sie allein in Florenz oder in ganz Italien gebräuchlich sind, und indem man sie alle, ohne Unterschied, selbst die unnützen, aufnimmt. Ist es denn solch großer Nachtheil, ein wenig Ueberflüssiges aufzunehmen, wenn man so viel Nothwendiges gewinnt?

Diese Ansicht Manzoni's stimmte übrigens mit der Meinung überein, die sich aufs neue geltend machte, daß Dante und unsere großen classischen Schriftsteller in der einfachen Sprache, der sie sich beim täglichen Verkehr bedienten, geschrieben hätten. Manzoni betrachtet die Theorie von der *lingua illustre* als chimerisch und sagt, daß das Wort *illustre* in Bezug auf Sprache unsere eigene Erfindung ist und von einer Theorie herstammt, die ebenfalls keine andere Basis hat, und nach der die italienische Sprache einzig in ihrer Art wäre. Manzoni's Ansicht ist demnach in wenig Worten, daß „alles Italienische florentinisch ist und alles Florentinische italienisch sein sollte.“ Er drückt dies in dem schon angeführten Brief an Carena aus und stellte es noch schärfer hin in seinem Bericht an den Minister des öffentlichen Unterrichts Emilio Broglio (1868). Dieser hatte eine Commission unter

dem Vorfitz Manzoni's ernannt, die einen Vorschlag über die Mittel machen sollte, welche anzuwenden seien, um die Kenntnisse der reinen Sprache und Aussprache unter allen Volksklassen zu verbreiten. Der Bericht war ganz so, wie man ihn unter der Präsidentschaft von Manzoni erwarten konnte. „Eines der wirksamsten Mittel zur Verbreitung einer Sprache ist das Wörterbuch. Ein italienisches Wörterbuch kann nur das der lebenden florentinischen Sprache sein.“ Außerdem machte die Commission noch andere untergeordnete, mehr oder weniger ausführbare Vorschläge: „toskanische Lehrer nach allen Theilen Italiens zu senden; Conferenzen von Lehrern und Lehrerinnen aus allen Theilen Italiens in Toskana zu halten; Schulbücher und ähnliche Schriften von Toskanern durchsehen zu lassen“ u. dgl. m. Sofort nach der Veröffentlichung dieses Berichtes erschienen viele Kritiken und Widerlegungen desselben, und Manzoni war während der letzten Jahre seines Lebens ganz durch Antworten darauf in Anspruch genommen. Selbst diejenigen, welche die „toskanische Eleganz“ am meisten bewunderten, wie z. B. Lambruschini, betrachteten diese Vorschläge als unannehmbar und unausführbar, und die gänzliche Trennung von der Schriftsprache als unstatthaft. Die Toskaner konnten sich nicht darein finden, Florenz allein als Muster gelten zu lassen, und der verdienstvolle Tigri schrieb, indem er seine Kritik durch die unterwürfige Form eines Commentars milderte: „Ich zweifle durchaus nicht, daß als Manzoni schrieb, die florentinische Sprache müsse die Nationalsprache werden, er damit das gute Toskanisch meinte“. Aber Manzoni erwiderte mit Entschiedenheit, daß er unter „Florentinisch“ „Florentinisch“ verstehe, weil vor den Thoren von Florenz schon die Einheit aufhöre und fügte hinzu: „Was man in Florenz „*grappolo d' uva*“ nennt, heißt in Pistoia „*ciocca*“, in Siena „*zocca*“, in Pisa und andern Orten „*pigna*“. Was kann man in solchem Fall thun?“ Dann kam er wieder auf den Volgare Eloquentia zurück und bemühte sich, auch diese Schwierigkeit zu beseitigen und zu beweisen, daß es sich in dem Buche um den Stil, nicht um die Sprache selbst handle. Der beharrlichen Opposition begegnete er mit unerschütterlicher Festigkeit, und indem er eine umfangreichere Schrift unter der Form eines „Anhangs an den Bericht“ herausgab.

Inzwischen wurde die Commission, die das florentinische Wörterbuch herausgeben sollte, ernannt, und man erwartete, daß dies, mit dem Stempel des Ministers versehen, das Wunder vollbringen würde, die reine Sprache und Aussprache über ganz Italien zu verbreiten. Nach kurzer Zeit erschien die Einleitung, welche die Ideen Manzoni's zusammen faßte und die Grundsätze darlegte, wonach dieses „neue Wörterbuch der toskanischen Sprache“ ausgeführt werden sollte. Alle früheren Dictionäre hätten sich lediglich auf die Schriftsprache gestützt; bei dem neuen beabsichtigte man, nur dem Sprachgebrauche zu folgen. Es zeigte sich jedoch bald, daß die Ausführung dieses Planes nicht ganz leicht und einfach sei. Die Schwierigkeiten, die man aus der Entfernung kaum bemerkt hatte, erschienen bei näherer Betrachtung außerordentlich groß, ja unüberwindlich, und das mit Eifer begonnene Werk schritt nach einiger Zeit nur noch langsam vorwärts, bis es endlich ganz aufgegeben wurde. Der Sprachgebrauch ist *bellua multorum capitum*, die man nie festhalten kann und jeden Augenblick wieder entflüpft. Die Sprache in der Stadt ist verschieden von der auf dem Lande; in der Stadt sprechen die Gebildeten anders als die Ungebildeten, und unter den Gebildeten selbst ist die Ausdrucksweise je nach der erhaltenen Erziehung und den Lebensgewohnheiten verschieden. Tausende von neuen Wörtern entstehen täglich aus neuen politischen, socialen und andern Verhältnissen, und andere verschwinden. Es wäre eben so leicht, die Wellen des Meeres zu zählen, als alle Wörter, die im täglichen Gebrauch sind, aufzuzeichnen. Außerdem ist die Sprache einer Stadt immer unzureichend für die Bedürfnisse des Nationalgeistes. In einem, aus beschränkten und localen Zuständen hervorgegangenen Dialect kann man keinen angemessenen Ausdruck für die zahllosen Vorstellungen und Bestrebungen finden, die aus den tausend Reibungen und Anregungen des Lebens einer Nation entspringen.

Es handelte sich übrigens noch um etwas Anderes, als um Wörter allein. Manzoni freilich, ganz mit diesen beschäftigt, hatte den verwickelten Erscheinungen und Problemen der Sprache, der Grammatik und Orthographie, nicht die geringste Aufmerksamkeit geschenkt. Wenn man seine letzten Schriften betrachtet, in denen er sich nur selten einen

Florentinismus erlaubte und meistens ganz nach den Regeln der traditionellen Grammatik und Orthographie schrieb so sollte man glauben, daß er in dieser Beziehung den Unterschied zwischen der Gebrauchs- und Schriftsprache als unbedeutend und unwesentlich betrachtet hätte. Die an dem florentinischen Dictionär beschäftigten Gelehrten wollten jedoch ihren Grundsätzen getreu bleiben, die Schriftsprache mit der gesprochenen vermengen, und die Orthographie genau der Aussprache folgen lassen. Sie erlaubten sich einige grössere Freiheiten, verfahren aber dabei ohne Zusammenhang. Sie wurden gewahr, daß wenn sie die Orthographie der Aussprache angepaßt hätten, ihre Arbeit das Wörterbuch eines Dialects und nichts Anderes geworden wäre. Deshalb verzichteten sie auf diese Quadratur des Zirkels, welche die Sprache einer Nation mit dem Dialect einer Stadt identifiziren wollte. Professor Ascoli in seinen *Proemio all' Archivio glottologico italiano* (1873) hat sich besonders bemüht zu beweisen, wie thöricht es ist, die Schriftsprache, das Resultat langjähriger geistiger Arbeit, die nach den ewigen Regeln der Grammatik der Vernunft gebildet und das Band der auserwählten Geister ist, nicht von der Ausdrucksweise des rohen Volkes und ungebildeter Weiber unterscheiden zu wollen. Er zeigt mit großer Beredsamkeit an dem Beispiele Deutschlands, wieviel zu der Schönheit, dem Reichthum, der grössern Einheit und Uebereinstimmung der Sprache die Mannigfaltigkeit der geistigen Thätigkeiten auf dem Felde der Wissenschaft, Kunst und Philosophie beigetragen hat. Deshalb schließt er mit der Behauptung, daß die Florentiner ihren literarischen Vorrang nicht hätten behaupten können, wenn sie nicht, wie ihre Vorfahren, ihre Sprache für den Kampf des Geistes und zu hohem, künstlerischen Ideale geschickt gemacht hätten.

In der letzten Zeit ist wieder Vieles über diese Streitfrage veröffentlicht worden, die trotz ihres Alters noch immer zündende Kraft besitzt und sich stets von Zeit zu Zeit mit frischem Eifer erneut. Pasquini hat einen Band über die Lehrsätze Manzoni's herausgegeben,¹⁾ die auch von Gelmetti

1) *Vincenzo Pasquini, della unificazione della lingua in Italia. Firenze Lemonnier.*

bekämpft worden sind ¹⁾. Morandi hat einen Vergleich zwischen den beiden Ausgaben der *Promessi Sposi* angestellt, um zu beweisen, daß die letzte den Vorzug verdient. Dies entscheidet zwar Nichts in Bezug auf die Streitfrage, ist aber doch für die Kritik und Literatur von einem gewissen Interesse. ²⁾ Andere wie z. B. Fornaciari und Professor D'Ovidio in seiner Beurtheilung des Morandischen Werkes, bemühen sich die Aussprüche Beider zu mildern. Der Verfasser dieses Aufsatzes endlich, indem er den geschichtlichen Theil der Frage ins Auge faßte, beabsichtigte darzuthun, daß die italienische Sprache anfangs sehr verschieden von der florentinischen gewesen sei, der sie sich nur später genähert habe, ohne sich jedoch je mit ihr zu vermischen. In dem poetischen Style besonders hat sie stets Vieles beibehalten, das aus andern Dialecten und aus der Literatur stammt. Daß die italienische Sprache sich der toskanischen so sehr näherte, war nicht nur die Folge der literarischen Ueberlegenheit der Toskaner, sondern entsprang aus einer natürlichen Zuchtwahl, welche in gewissen Grenzen der toskanischen Aussprache und Grammatik ein Uebergewicht über die andern Mundarten gab. Mit der Zeit bringt dieser Vorgang vielleicht auch eine größere Uebereinstimmung in den verschiedenen, in Italien gebräuchlichen Wörtern hervor und die Wörterbücher werden jedenfalls das Ihrige dazu beitragen, indem sie Wörter aus dem Sprachgebrauch aufnehmen. Nur muß dabei stets auf den allgemeinen Gebrauch und die Tradition Rücksicht genommen werden, so daß es sich nicht um Umwälzung der Sprache handelt, sondern um eine Entwicklung, die den Dialect zur Würde einer nationalen Sprache erhebt, nicht eine nationale Sprache zu einer Mundart erniedrigt ³⁾. In einigen modernen Wörterbüchern und Grammatiken ist in Uebereinstimmung mit diesen Ansichten, die Absicht bemerkbar, die Gebrauchssprache mit der traditionellen in Einklang zu bringen, besonders ist dies der Fall in dem „*Vocabulario*

1) Luigi Gelmetti, *la lingua parlata de Firenze, e la lingua letteraria d'Italia*. Milano 1874.

2) Luigi Morandi, *Le correzioni ai Promessi Sposi e l'unità della lingua* Milano 1875.

3) „*La formazione degli idiomi letterari in ispecie dell' italiano*“ (*Nuova Antologia*, vol. XXVII).

della lingua parlata“ von Fanfani und Rigutini welches kürzlich erschienen ist und in ganz Italien beifällig aufgenommen wurde.

Was die Akademie *della Crusca* betrifft so hat auch diese viel von ihrer frühern Unbeugsamkeit abgelegt, und scheint sich auf ihr wahres und wichtiges Amt, welches hauptsächlich ein historisches ist, zu beschränken. Was sie Anfangs zu erstreben schien, als sie sich entschloß, den veralteten Theil des Wörterbuches von dem modernen zu trennen, nämlich die Gesetzgeberin des täglichen Sprachgebrauchs und des Fortschritts der Sprache zu werden, hat sie nie erreicht und konnte sie nie erreichen. Ihr Einfluß und ihre Ansprüche sind in Bezug auf die moderne Literatur bedeutend herabgesunken; sie wird wohl daran thun, sich ganz auf ihre wahre Mission zu beschränken, welche stets darin bestanden hat, ein getreuer Berichterstatter zu sein und die Traditionen der Nationalsprache zu bewahren. Obgleich die Akademie den neuen Wörtern einen Platz einräumt und sie erklärt, so verhindert doch der langsame Fortschritt ihrer Arbeiten, die große Genauigkeit und viel Nachdenken und Zeit erfordern, daß dieselben einen merklichen Einfluß auf die Gegenwart gewinnen. Es würde deshalb vielleicht mehr mit den Traditionen der Akademie, sowie mit der Wissenschaft im Allgemeinen übereinstimmen, wenn man die Wörter nicht wie dies bisher geschehen ist, in veraltete und noch gebräuchliche Wörter theilte, was stets eine willkürliche und fortan zwecklose Arbeit ist, und statt dessen nur die noch nicht gedruckten Wörter von denjenigen trennte, die man in den Werken der von der Akademie citirten Schriftsteller findet.

N. Caix.

Ueber die florentinische Kunst der Gegenwart.

Nach dem Friedensschlusse von Villafranca im Jahre 1859 kamen eines schönen Tages die Bürger von Florenz auf einem Platze in der Nähe der Porta San Gallo, der heute die Piazza dell' Indipendenza genannt wird, zusammen, und erklärten, nachdem sie sich vergewissert hatten, daß ihr Großherzog nichts dagegen habe, ihre Unabhängigkeit und die Zugehörigkeit Toskanas zu dem neuerstehenden geeinigten Königreich Italien. Diese zahme Revolution kostete dem Volke keinen Tropfen Blut, und dem Lande einstweilen kein Geld und steht einzig da in der Geschichte der europäischen Staaten.

Jener denkwürdige Tag sollte für die Stadt Florenz nicht nur in politischem Sinne der Anfang einer neuen Aera werden. In Bälde war sie zur Capitale des neuen Reiches ausersehen und schickte sich nun mit allen Mitteln an, dieser Ehre würdig zu erscheinen und das Kleid einer modernen Großstadt anzulegen. Schon vor dem Jahre 1865, in welchem Hof und Regierung endlich in Florenz einzogen, war über die vorsorglichen Väter der Stadt eine Verschönerungswuth gekommen, welche noch lange in der Bilanz der städtischen Finanzkammer ziffermäßig ausgedrückt werden wird und selbst einen Rothschild mit Respekt erfüllen könnte. Die alten Umfassungsmauern mußten weichen und einem Kranze breiter Ringstraßen Platz machen, die heute noch schwach bevölkert sind; dem Fluß entlang wurde der Lungarno als endlose Prachtstraße bis an die Cascinen fortgeführt und mit stolzen Palästen garnirt; jenseits des Arno verwandelte man stundenlange Strecken der Colli in reiche Anlagen, von luxuriös gebauten Fahrstraßen durchzogen, und besetzt mit

einer ganzen Stadt von vornehmen Villen und aufgeputzten Spekulationsbauten. Heute, nachdem der Glanz des Hofes und des hohen Beamtenstaates längst nach Rom abgezogen, stehen die meisten leer, sind zu verkaufen oder zu vermieten und sehen in ihrem überflüssigen Putz und mit den geschlossenen Läden aus wie Damen am Morgen nach dem Ball. Der mächtige Anlagenkranz erhielt endlich seinen Schluß- und Mittelpunkt in dem Piazzale Michelangelo, der auf kostspieligen terrassenförmigen Substructionen sich unterhalb San Miniato ausbreitet und einen fast die ganze Stadt beherrschenden Aussichtspunkt bietet. Zu seiner Verschönerung hat man in der Mitte den Erzabguß von Michelangelos David aufgestellt, aber diese an sich gute Idee wieder dadurch paralyfirt, daß man um den Sockel des Riesenjungen die innerlich größeren, aber äußerlich viel kleineren vier allegorischen Figuren von den Medicäergräbern gelegt hat, welche so durch die Concurrenz des gewaltigen Schleuders und vor allem durch die ungemessene Weite des freien Raumes in ihrer plastischen Bedeutung und Wirkung vollständig erdrückt sind.

Die Bauten, welche bei diesem Verschönerungsieber aus dem Boden schossen, sind mit dem trefflichen Material, das die nahen Steinbrüche gewähren, sehr solid und der Großmannsfucht der Italiener entsprechend prächtig gebaut, und beweisen gute Traditionen und einen verhältnißmäßig noch wenig getrübbten Geschmack, dem ein leichter Zug von Vornehmheit eigen ist. Breite und bequeme Treppenhäuser, zahlreiche weite und hohe Wohnräume erlauben dem Bewohner sich nach Belieben zu strecken, und wenn er etwa aus Deutschland kommt, mag er einen belehrenden Vergleich anstellen mit den engbrüstigen und sparsamen Ofenbankeinrichtungen unserer eleganten Zinshäuser. Leider gehört dem Italiener das Haus nicht mehr zum Familien- sondern nur zum repräsentativen Leben. Es rangirt mit der Chaise, dem Gespann, dem Bedienten und dem Putz der Frau in einer Linie und bildet einen Theil seiner Ausstattung, durch die er einzig noch der Welt seine Bedeutung beweisen kann. Die Erhaltung mancher Chaise wird oft mit der Entbehrung viel wichtigerer Dinge erkaufte. Der Conte, welcher nach der Ueberlieferung der Familie reich zu wohnen wünscht,

versteht es nicht mehr, gut zu wohnen. Auf einer prächtigen Treppe an einem gallonirten Portier vorüber ersteigt er nicht selten ein paar kahle Stuben des obersten Stockwerks, in denen ein englischer Bürgersmann es keine Stunde aushielte. In der Beletage sind freilich eine Reihe von Räumen mit den Resten des väterlichen Glanzes ausgestattet; aber diese dienen der Ehre und dem Namen des Hauses und werden nicht bewohnt.

So verdankt man denn theilweise einem falschen Stolze die stattlichen florentiner Neubauten, und wenn ihr Ansehen auch nicht aus einem breiteren Lebenshintergrunde naturgemäß hervorgetrieben ist, so hat man doch den Schein täuschend zu wahren gewußt.

Gegen viele dieser Bauten wäre nun freilich auch manches ästhetische Bedenken einzuwenden. Wenn die Albizzi und die Donati, die Medici und die Pazzi, die Strozzi und die Tornabuoni ihre Häuser ehemals bei dem ewig herrschenden Geschlechterkrieg wie Festungen erbauten und die Architekten dem trutz- und wehrhaften Charakter des Hauses in einer markigen *rustica* Ausdruck gaben, so können wir das nicht mehr als treffend finden. Wenn aber ihre friedlichen Nachkommen, die keinen anderen Krieg kennen als etwa einen Zank mit den Colonen ihres *podere*, ihre Häuser mit derselben martialischen Rüstung umgeben, wie dies hier fast allgemein geschieht, so gemahnt es Einen doch als ob die Straßen in einem permanenten Costümfest sich befänden; doppelt dann, wenn diese *rustica*, wie das sehr häufig ist, aus eitlem Mörtel fingirt, statt aus solidem Bruchstein gemauert ist.

Von den öffentlichen Bauten neueren Datums ist wohl das beste das Bankgebäude von Cipolla, ein Bau in kühler Hochrenaissance in grauem und gelbem Sandstein, in kräftigen Profilierungen aufgeführt, mit guten Verhältnissen und ernstem fast etwas schwerem Charakter. Von demselben Künstler existirt auch der vielleicht beste Entwurf zur Domfaçade, deren Aufführung nach den Plänen des Herrn de Fabris jetzt begonnen hat. Glücklicherweise muß man darüber gerade nicht fein; man kann an der von Nicola Matas 1865 errichteten Façade von Sa. Croce zur Genüge ersehen, daß derartig inkrustirte Flächen nicht nur theuer sondern auch recht

unsympathisch und abstoßend fein können und daß das, was den reichen Altvorderen, weil recht kostspielig auch werthvoll war, für uns noch nicht schön zu fein braucht. Am Dom ist doch ganz gewiß die Architektur um die Wirkung ihrer gewaltigen Massen gebracht durch diesen kleinscheckigen Ueberzug. Und jetzt soll er noch eine entsprechende Façade erhalten, welche gleich mit drei Erzthüren — zu denen die Reliefs im Modell beim Bildhauer Santarelli schon fertig sind — der gegenüberstehenden des Ghiberti Concurrenz machen wird. Hoffentlich behält die Mutter Geschichte, die es bisher nicht zugeben gewollt, auf die Dauer ihr Recht, und ein leerer Geldbeutel wird sie voraussichtlich unterstützen. Giotto mochte 1334 mit dem Bau der Façade begonnen haben und schon 1356—1357 wird die Weiterführung einer Concurrenz unterstellt; es wird auch noch langsam daran gearbeitet bis in die Zeiten Donatellos; 1491 ist abermals großer Künstlercongreß und viele Pläne für den Ausbau werden eingereicht. Doch es geschieht nichts. Im Jahre 1586—1588 war endlich die dritte große Façadenconcurrenz; alle berühmten Barockarchitekten lieferten Modelle, die heute noch in der Domozera stehen, die alte Façade wurde leider abgebrochen, so weit sie vorhanden war, doch die neue blieb glücklicher Weise unaufgeführt. Endlich kam 1862 die vierte Concurrenz, aus welcher nach schweren Kämpfen Herr de Fabris aus 93 Mitstreitern als Sieger hervorging. Heuer fängt man endlich zu mauern an und wenn die Vorsehung ein Einsehen hat, so hört man bald wieder auf.

Seit den Tagen Donatellos hat in Florenz die Skulptur ununterbrochen geblüht, wenn es auch mehr ihre industrielle als künstlerische Bedeutung war, welche sie durch lange und öde Perioden am Leben erhielt. Heute noch wie im XV. Jahrhunderte wandern aus den benachbarten Ortschaften Fiesole, Rovezzano, Majano, Settignano, an welche ja die Kunstgeschichte die Namen großer Bildhauer knüpft, die jungen Sbozzatori in Florenz ein. In den Steinbrüchen ihrer Heimathdörfer haben sie Hammer und Meißel handhaben gelernt und jeder trägt in seinem bescheidenen Bündel den künftigen Künstlerlorbeer, gleichwie der französische Soldat in seinem Tornister den Marschallstab. Aber hier

wie dort sind unter den vielen Berufenen nur wenige ausgewählt, und was die Nachwelt den Letzteren von ihren Kränzen übrig lassen wird, bleibt auch noch abzuwarten. War es aber früher schon schwer, aus einem Gefellen ein selbstständiger Meister zu werden, so ist dies heute doppelt der Fall, wo der Geist der Großindustrie und der möglichsten Theilung der Arbeit sich auch der künstlerischen Production bemächtigt hat und deren Hervorbringungen den Charakter der persönlichen Leistung benimmt, der doch mit dem Begriffe eines Kunstwerks untrennbar verbunden ist. Gerade in der florentiner Skulptur hat sich dieser amerikanische Geist eingebürgert und hat aus den Werkstätten förmliche Fabriken gemacht, in denen so viele Arbeiter beschäftigt sind, wie weiland in einer Bauhütte, alle im Dienste eines einzigen Künstlernamens, der in Wahrheit nur noch eine Firma vorstellt. Die berühmtesten Künstler d. h. diejenigen, welche durch die Theilnahme des größeren Publikums zu solchem Ansehen gelangt sind, machen nicht nur das Beste — um mit eben jenem Publikum zu urtheilen — sondern auch das Meiste. Sie werden jeder Nachfrage gerecht und würden in einer Massenbestellung nichts dem Sinne ihrer Kunst Widersprechendes finden. Man hat einer solchen Gröfse nachgewiesen, dafs sie in einem Jahre mehr mit ihrem Namen signirte Bildwerke verkauft habe, als ein einzelner Mensch in einem ganzen Leben machen könne. Wie aber der Kunstverstand der Italiener heute beschaffen ist, läfst sich annehmen, dafs man ihn damit mehr dem Neide, als der Geringschätzung seiner Mitbürger ausgesetzt hat. Allerdings besteht ein Theil dieser Großindustriellen der Kunst wirklich aus Amerikanern; aber die Italiener haben auch keine anderen Ideale als diese Eindringlinge.

Bevor wir diesen Werkstätten und den Producten der Salonplastik, welcher sie hauptsächlich dienen, unser Augenmerk widmen, wollen wir einen Blick werfen auf die monumentale Skulptur. Seit Jahrhunderten sind in keiner Stadt der Welt so viele treffliche Kunstwerke auf der Strafse zu sehen gewesen als in Florenz, welches durch die *Loggia dei Priori*, die Kirche von Or-San Michele, das Baptisterium, den Campanile und vieles Andere zu einem jederzeit offenen Skulpturenmuseum wird, das jedem empfänglichen Sinne schon von

Weitem mit reichem Genuße winkt. Auch das moderne Florenz ist in die Fußstapfen seiner Väter getreten, jedoch mit wesentlich anderem Erfolg. An freistehenden Monumentalstatuen, welche den Prospect öffentlicher Plätze beherrschen, hat es erst zweien seiner großen Söhne ein Denkmal geschaffen. Der erste derselben, den alle Welt kennt, ist Dante, der zweite, von dem wenigstens der Schreiber dieser Zeilen nichts weiß, ist der General Fanti. Der dritte, dessen Andenken gefeiert werden soll, und dessen Statue in dem Atelier des Bildhauers Pazzi schon der Vollendung nahe zu sehen ist, wird nicht etwa Michelangelo oder Galilei oder Macchiavelli sein, sondern der gewaltige Glaubenseiferer Savonarola, den die Florentiner weiland in durchaus anderer Anschauung seiner Verdienste vor dem Palaste der Signoria gehängt und verbrannt haben. Die Erinnerung an den merkwürdigen Mann ist auch im Volke heute noch nicht ausgestorben. Vor keiner Charaktercombination haben die romanischen Nationen mehr Respect, für keine entwickeln sie mehr Begeisterung als für starke Willensnaturen, die im Dienste irgend eines allgemeinen Zweckes selbstlos dahin stürmen. Mögen sie nun von einer gemeinschädlichen Einseitigkeit, wie jener culturfeindliche Moralprediger, den die Florentiner zum Präsidenten ihrer Republik machten, oder mögen sie selbst beschränkten Verstandes sein, wie ein anderes Beispiel lehrt, immer wird das wirklich Heldenhafte ihrer Erscheinung den sonst so klugen Italiener urtheillos mit fortreißen, wenn er auch schließlich seine Begeisterung mit dem eigenen Schaden bezahlen muß. So kommt denn auch Fra Girolamo eher zu einem Denkmal als seine größeren Landsleute, die weniger plötzlich und gewaltsam als er aus dem Strome der Zeit sich erhoben, aber der Culturentwicklung wirklichen und nachhaltigen Vortheil zugeführt haben. — Der selbe Künstler der den Savonarola arbeitet, hat auch die Colossalstatue des Dante auf der Piazza Santa Croce geschaffen. Leider ist wenig davon zu loben. In einer theatralischen Entlastungspose steht der tief sinnige Dichter vor uns. In der Rechten hält er ein schön gebundenes Exemplar der *divina comedia*, die Linke ist mit dem Mantel beschäftigt, den Kopf wendet er seitwärts mit einem Ausdrücke als befänne er sich auf seine Rolle — denn ein Schauspieler ist dieser Dante —;

zu seinen Füßen sitzt ein Aar, mit fleißig ausgeführtem Federwerk angethan, und offenbar aus derselben Menagerie stammen die vier schildhaltenden Löwen, welche um den Sockel sitzen. Der Künstler hat sich alle Mühe gegeben, die Eigenthümlichkeiten des Fells, die glatten und rauhen Partien von Haut und Mähne im Steine nachzuahmen ohne Rücksicht auf die stylistische Anforderungen seines Materials, was eine traurige Unfähigkeit zu künstlerischer Abstraction beweist. In Florenz, wo man täglich einen schildhaltenden Löwen von Donatello, den Marzocco, sehen kann, sollte doch solche Armuth nicht auf den Markt gestellt werden. Auch der Aufbau des ganzen Monuments ist von schlechter Wirkung. Durch den colossalen Dante schwinden die lebensgroßen Löwen zu Pudelhunden zusammen und sind als solche nicht mehr geeignet, der Statue zur hebenden Folie zu dienen. Was man aber auch dagegen sagen mag, Pazzis Werk ist doch noch besser als das Dantegrabmal von Ricci im benachbarten Pantheon von Santa Croce, ein brutaler Marmorhaufen mit zwei rustiken Weibern und einem schlächterhaften Dante — grober und leerer Akademismus, der den Mund recht voll zu nehmen weiß und mit Professorenstiefeln über die Anforderung wirklicher Kunst hinwegschreitet. Ueberhaupt mag man in Santa Croce, dieser an solchen Monumenten so reichen Kirche, in welcher Florenz seine großen Söhne bestattet, die Beobachtung machen, wie die ansprecherische moderne Kunst mit ihrer Parvenumie abfällt gegen die sachliche Unbefangenheit und Willensklarheit in den Donatellos und Desiderios deren sichere Poesie keiner Phrase bedarf um vernommen zu werden. — Sieht man von den generellen Gebrechen, die aller modernen Kunst anhaften, ab, so mag man in Santa Croce immerhin den Leistungen von Bartolini, Fantacchiotti und Fantarelli gerecht werden, die zu den besten ihrer Gattung zählen. Der Professorentypus ist freilich allen gemein. Im Grunde kann man sagen, daß das ob seiner Bildhauerschule berühmte Florenz keine besseren Künstler aufzuweisen hat als andere Kunststädte auch, vor Allem keine ausgesprochenen Individualitäten, aber jedenfalls mehr gleichmäßig geschickte Leute. In dem Kirchhofe von San Miniato und in dem protestantischen vor der Porta Pinti kann man unter einem Wald von Büsten, Statuen

und Gruppen, unter trauernden Müttern, seligen Kindern und Genien aller Art luftwandeln, ohne einmal den Drang zu empfinden, zu erfahren wie der Urheber irgend eines Werkes heisst. Einige extravagante Fälle, auf die wir noch kommen werden, sind freilich auszunehmen, aber nicht ob ihrer Kunst. Jedenfalls wird man bemerken, dass die florentiner Sculptur so ziemlich an Allem spart, was zum Kunstwerke gehört, nur nicht am Marmor.

Mit einer kritischen Beleuchtung der Erzstatue des Generals Fanti auf der Piazza San Marco sollen dem Leser keine unangenehmen Reise-Erinnerungen wachgerufen werden. Da der Künstler derselben, Pio Fedi, durch seine Gruppe Achilleus und Polyxena, welcher die Ehre zu Theil ward unter der Loggia dei Lanzi aufgestellt zu werden, sich die Bewunderung aller Welt erobert hat, so wollen wir uns dorthin begeben und sehen ob unsere Anerkennung am allgemeinen Lobe theilnehmen kann. Freilich im ersten Moment gewährt es einem imponirenden Anblick. Die kühn aufgebaute Gruppe ist in leidenschaftlicher Bewegung fixirt, die Formen scheinen ansprechend, wenn auch in der Hauptsache akademisch, der Ausdruck ist plausibel, die Behandlung überaus sorgfältig. Aber wie alle mehr verblüffenden als befriedigenden Werke so hält auch dieses nicht Stand auf die Dauer und wird bei öfterer Betrachtung zum bloßen aufgedonnerten Kunststück. Mit kluger Berechnung sind alle Geschmacksformeln aufgeboten, mit denen die Sympathie des Publikums Fühlung hält und wenn dies noch geistreich geschehen und die äußerste Mühe, die der Künstler damit gehabt, etwas besser versteckt wäre, so könnte man öfter als einmal sich davor unterhalten. So aber gemahnt es an jene Taschenspielerstückchen, die sofort langweilig werden, wenn man den Schlich, auf dem sie beruhen, erfahren hat. Fedis Werk nun besteht aus lauter solchen Schlichen und glücklich der, welcher sie nicht merkt. Die Composition ist unzulänglich im Runden gedacht, etwas zerissen und bietet nur von einer Seite die wohlstudirten glücklichen Linien, wie denn überhaupt dem Künstler die zeichnerische Vorstellung an die Stelle der plastischen tritt, statt dass jene sich aus dieser entwickelte. Nirgends spiegeln die Formen den Begriff ihrer organischen Einheit wider und von ihrer plastischen

Durchlebung Seitens des Künstlers ist nichts zu spüren. Auch der nüchterne Naturalismus in der Ausführung ist ohne tiefere Lebensregung und giebt dem Detail einen leichenhaften Character. So bleibt denn nichts übrig als die schöne Phrase in ihrer tönenden Großartigkeit, ein glücklicher akademischer Griff und der viele Fleiß, die denn auch noch Jahrelang ihre Wirkung thun werden.

Der angesehenste Bildhauer, den die öffentliche Meinung noch über Fedi stellt, ist Giov. Dupré. Und wie uns dünkt immer noch mit Recht. Mit der modernsten Richtung der Sculptur hat er freilich nicht Schritt gehalten, aber seine gewandte und reiche Production weist den Elementen der jüngstvergangenen Epoche in seiner Kunst noch das Ansehen zu erhalten. Eine fertige Natur, die ihre Aufgabe nicht zu hoch greift, um sie leicht bewältigen zu können, läßt ihn seine Arbeiten rasch vorwärts bringen und bürgt dem Auftraggeber immer für eine respectable Leistung, deren kritisches Schicksal zwischen Begeisterung und Mißfallen den kühlen Mittelweg einschlagen wird. In vollständiger Beherrschung des akademischen Könnens der Zeit verliert er sich mit seiner Persönlichkeit nicht tief in den Gegenstand, weist ihn rechtzeitig von sich abzulösen und Anderem sich zuzuwenden. Hat er von der alten Schule die Tradition, so hält er sich auch modern genug, um dem Zeitalter im Gesichtsfelde zu bleiben. Nach dem Gesagten möchte es verständlich sein, wenn man seinen Styl als einen Compromiß zwischen der Formenlehre der Akademie mit ihrer Antikenschablone einerseits und den Erfahrungen der Schwimmschule andererseits bezeichnet. Das erste Element hat ihn zum Professor gemacht, das zweite erhält ihm den Zulauf der Schüler; denn durch die aufstrebende italienische Künstlerjugend geht gegenwärtig derselbe Zug wie in Frankreich und Deutschland: während man vordem das Heil der Kunst im Antikenfaale gesucht hat, sucht man es jetzt im Aktsaale, und die schönen Redensarten von der Natur als der Amme aller Kunst sind hier so billig zu haben wie anderwärts. Freilich vergiftet man über der Freude am neuen und ausschließlichen Talisman, daß die Natur noch nicht die Kunst selbst und daß erst ein Künstler nöthig ist, um sie aus ihr zu entwickeln. Wer nun keine angeborne Künstlerschaft oder doch nicht genug in

sich hat und klug genug ist, es zu merken, der wird nicht in blindem Jubel der Natur nachlaufen, die er doch nicht erwischt, sondern wird, wie es Dupré macht, aus dem überkommenen Formalismus, der denn doch ursprünglich von einer Kunst abstammt, die fertigen Gerüste entlehnen, um sie mit feinen Studien moderner Anschauung zu bekleiden. Duprés monumentale Werke, die über ganz Italien verbreitet sind, neigen bald nach der einen bald nach der anderen Seite, je nachdem es der Gegenstand dem Künstler erlaubte, sich von der sicheren akademischen Basis mehr oder minder weit zu entfernen ohne aus dem Gleichgewichte zu gerathen. Am weitesten möchte er in feinen Ezstatuen Kain und Abel, die im Palazzo Pitti stehen, gegangen sein. Hier zeigt sich denn freilich, wie nöthig bei einer so nüchternen und ausgeklügelten Nachahmung, einer so prätenziösen Abzirkelung der Natur das ausgelebte alte Statuenschema mit seiner aus Regeln gezogenen Darstellung des Affects noch sein kann, wenn man sieht, daß ohne dasselbe fast nur die Leiche am Menschen zur Verkörperung gelangt und daß Kain schier ebenso todt ist wie der todtgeschlagene Abel. Dupré ist ein sogenannter „denkender Künstler“ d. h. er weiß seine Werke mit geistreichen symbolischen Beziehungen auszustatten, welche zwar mit der Kunst nichts zu thun, aber von jeher dem Publikum tiefen Respect eingeflößt haben. Mit solch geheimem Tieffinn ist auch die große Lunette über dem Mittelportal von Santa Croce ausgestattet, die Verehrung des Kreuzes darstellend. Vielleicht hat diese feinerzeit sehr gepriesene Sculptur Niemand so gefallen als einem Manne, der sie gar nicht gesehen hat, dem jüngstverstorbenen blinden Gino Capponi. Als dieser einst mit dem Dichter Manzoni und dem Künstler vor das damals kürzlich enthüllte Relief an der neuen Façade trat, und Dupré dem sehenden Manzoni alle seine tiefen Absichten entwickelte, die er in dem Werke verfinnlicht hatte, dieser aber über die Herrlichkeit des Ganzen in beredtes Entzücken ausbrach, stürzte der zuhörende Capponi, der sich das Bildwerk nur innerlich gegenwärtigen konnte, plötzlich ohnmächtig nieder, wie er es später selbst sagte, übermannt von dem Bewußtsein seines Unglücks, welches ihn verhinderte, eine so großartige Schöpfung mit leiblichen Augen zu genießen. Was mag

der blinde Mann wohl Schönes gesehen haben? Die Sehenden haben den Anblick noch immer ertragen. Wer aber heute dieses Werk betrachten und nicht riskiren will, vor der augenverzehrenden weissen Marmorfaçade so blind zu werden wie der treffliche Capponi, der thut gut, das Gypsmodell in des Meisters Werkstätte aufzufuchen, welche überhaupt mehr ein Museum ist und neben den neuesten auch die Modelle aller älteren Werke Dupré's enthält. Dann mag er sich die Frage beantworten, ob nicht auch die Blindheit manchmal zu beneiden ist. Hier erfährt er auch, daß Dupré's Tochter mit ihren zarten Händen ganz geschickt den harten Stein bearbeitet. Ein ganzer Raum voll grosser und kleiner Statuen gibt Zeugniß davon, die man hier sehen und kaufen kann. — Unter den paar Dutzend berühmten Florentinern, welche um den Palaß der Uffizien stehen, rühren zwei von Dupré her, unterscheiden sich aber in Nichts von den übrigen, welche fast insgesammt noch aus der Zeit stammen, in welcher der Geist Johann Gottlob Biedermeiers der stille Alleinherfcher im Reiche der Kunst war. Es ist jetzt Mode, über jenen Geschmack und seine ehrlichen Reizmittel zu lachen, worin ungefähr so viel Verstand liegt, wie wenn ein Mädchen den Brautstaat seiner Grossmutter abscheulich findet. Jene Zeit hat noch Manches gekonnt, was die Gegenwart leider schon wieder verlernt hat, und gerade in Florenz läßt sich das auf der Strasse beweisen. Die beiden besten modernen Monumente, deren die Stadt sich rühmen kann, sind die sitzenden Colossalstatuen des Brunelleschi und Arnolfo del Cambio auf der Südseite des Domplatzes, 1830 von Pampaloni gearbeitet. Es sind solid und reich componirte Gewandfiguren von einfachem und sicherem Ausdruck. In bequemer Beherrschung der Aufgabe ist die monumentale Absicht vollständig erreicht und die Fähigkeit zu plastischem Denken entschieden kundgegeben, wenn auch die Behandlung der Oberfläche stumpf und reizlos ist wie an allen Arbeiten jener Epoche. Krankhafte Originalitätsprünge hat der Künstler wenigstens nicht nöthig gehabt, um sich bemerklich zu machen.

Haben wir folchergehalt der Kunst unserer letzten Vorfahren die verdiente Anerkennung gezollt, so wollen wir setzt sehen, wie es mit unseren Nachkommen bestellt ist,

deren Morgenröthe ja auch schon längst angebrochen, der Tageshöhe zustrebt. Da überkommt uns denn gleich der Anfangs geschilderte Jammer. Wenn man bei Michelangelo einen zweiten Moses bestellt hätte, würde selbst ein Papst einen Beinbruch riskirt haben. Die berühmten Bildwerke aber, mit denen unsere neuen Florentiner ihr Glück gemacht haben, meistens eine lebensgroße Causerie, kokett oder sentimental, manchmal auch jener Phantasierhistorie angehörig, welche uns das Jugendleben großer Männer enthüllt, so daß man glaubt, das Genie wachsen zu hören, — diese Arbeiten existiren nicht nur einmal, sondern in Dutzenden von Originalien, so viele eben im Laufe der Zeit bei dem Künstler von kunstfinnigen Amerikanern bestellt worden sind. Der reichgewordene Yankee liebt es jetzt, sein aufgeputztes Haus in Baltimore oder Philadelphia mit Marmorstatuen und billigen Oelgemälden auszustatten, und in das Atrium stellt er wie ein alter Römer zwar nicht die Büsten seiner Ahnen — deren Bild sich gewöhnlich nicht erhalten hat — sondern seine eigene und die seiner schon vorhandenen Nachkommenschaft. In den Werkstätten der florentiner Bildhauer kann man die markirten Köpfe dieser angesehenen Vertreter von Ohio und Massachussets, Illinois und Kentucky reihenweise bewundern. Ihr Geld und ihr Geschmack haben zur Depravirung der Kunst ein redliches Theil beigetragen. Gleich Kindern und Wilden gilt ihnen eine geschickte Nachahmung des Sächlichen für die Kunst selbst, und die italienische Sculptur, die sich dieser Anschauung schon seit lange wahlverwandt fühlt, hat nun auch noch einen Mäcen gefunden, der ihr auf dem verkehrten Weg die Reife bezahlt.

Monteverde in Rom ist der Leitstern der modernsten Richtung, das gilt auch für Florenz. Rivalta, Auteri, Crita und wie sonst die Größen der Gegenwart heißen — sie alle können Seide und Sammt und Pelz und Wolle, Gestricktes und Gehäkeltes, Festes und Flüssiges durch die Behandlung im Marmor unterscheiden, wie ihr großer Meister in Rom, sie alle sind erfinderische Köpfe wenn es gilt grenzenlos unglückliche und graufige Situationen zu erdenken, und als angenehmes Gegenpiel dazu beherrschen auch sie das complicirte Gebiet der modernen Frauentracht in ihrer unwi-

derleglichsten Eleganz. Es werden in Florenz weibliche Statuen gemacht im modernsten Putz, so schön wie sie sich ein Fähdndrich nur wünschen kann, welche jeden Augenblick auf den Boulevards ohne Anstand spazieren gehen könnten. Wenn das in der Geschichte des plastischen Empfindens der Dinge kein Fortschritt ist, so ist es wenigstens ein interessanter Wechsel. In den besseren Fällen dient dieser helllichten Blasirtheit noch ein monumentaler Zweck als Vorwand, wie in Auteri's Arbeiten, die man auf den Kirchhöfen sehen kann und zu denen der florentiner Bourgeois mit Bewunderung wallfahrtet. Man sieht da z. B. die Statue einer Mutter im fashionabelsten Traueranzug am Grabe ihres Kindes. Kein Pariser Damenschneider könnte etwas an ihr aussetzen. Eine kokette Kleidfalte, die so recht zu dieser Trauer paßt, zeigt uns dabei den Künstler auch noch als saisonmäßigen Schuhmacher. Oder unter Anderem ein Kind, das seinem schon verstorbenen Schwesterchen naheilt und offenbar zu diesem Zwecke von der Mama als elegantes Zieräffchen ausgestattet wurde. Was würde man auch im Himmel sagen, wenn das Kind guter Eltern nicht in entsprechend anständiger Kleidung ankäme? Nachdem uns diese Kirchhofsplastik die Stimmung vorbereitet, können wir uns auch nach der Unglücksabtheilung umsehen. Da faßt uns denn der Menschheit ganzer Jammer in mehr als einer Hinsicht an. Welch einen mit plastischer Vorstellung irgend zusammenhängenden Beweggrund kann z. B. Crita gehabt haben, wenn er eine junge Blinde lebensgroß darstellt, wie sie im Hauskleide auf einem Stuhle sitzend, mit den Fingerspitzen in einem mit erhabenen Lettern gedruckten Dante einige tieffinnig auf ihren Zustand abzielende Strophen liest? Oder wenn ein anderer Künstler eine alte Gartenmauer täuschend in Marmor nachbildet, vor welcher ein jammerndes Bettelweib niedergekauert ist? Oder ein dritter, der den Effect einer Explosion, einen wüsten Haufen von Sparren- und Mauerwerk und zerfetzten Leichen mit dem Interesse eines Gerichtsarztes in den Marmor überträgt? Der modernste Weltsehmerz beschäftigt sich eben nur noch mit dem unheilbaren Unglück, das keinen Ausweg mehr zu einer beruhigenden Lösung gestattet und wie eine abgeprungene Saite im Gemüthe nachklingt ohne die Hoffnung auf eine ver-

föhnende Zukunft. Den mitfühlenden Menschen regt alles Elend auf, und damit man ihn um so sicherer reizt, kommt man ihm auch gleich mit dem raffinirtesten Elend. Da der *homo sapiens* so gerne geneigt ist, an die Anwesenheit der Kunst zu glauben, wenn man ihn rührt, so kommt diese Speculation auch immer zu ihrem Ziele. Es ist nur nicht abzusehen, was man Neues aufbieten will, wenn man ihn auch gegen solche Ueberraschung abgestumpft hat. Allerdings haben die Künstler schon die Entdeckung gemacht, daß in diesem Falle nichts besser ist, als dem folchermaßen blasirten Publikum mit einer noch blasirteren Kunst zu imponiren und nur noch die nichtsagendsten und ödesten Dinge mit einer gewissen prätenziösen Selbstbeschränkung vorzuführen. Hauptsächlich die Maler sind auf diesen Ausweg verfallen und die Eisenbahndampfpoesie graffirt unter ihnen schon in einer bedenklichen Weise. Wie es für einen Darwinischen Menschen des XIX. Jahrhunderts recht passend ist, reduciren sie ihre Vernunft auf das bloße thierische Sehen und geben mit bewusstem Stolz nicht mehr von der Welt als was die nächste beste Kuh auf der Weide nothgedrungen auch davon sieht. Man kann das noch mit einer gewissen Kritik und *ratione reservata* thun, wie die Franzosen; die Italiener — in diesem Punkte den Slaven ähnlich — haben aber auch diesen letzten Ballast abgeworfen und stehen nun der Natur nackt gegenüber, unbehelligt von jeder menschlichen Schwäche. Aber im Allgemeinen ist doch anzunehmen, daß dieses letzte Mittel den geistigen Bankerott nur beschleunigt und daß die Kunst wieder ehrlich werden d. h. der Vernunft ihr Recht geben muß, wenn sie ihrer großen Aufgabe für die Cultur auch ferner nachkommen will.

Wenn wir nun von der hohen Kunst einen kurzen Blick auf die industriellen Gruppen werfen, so fallen uns zunächst die Copisten und Vervielfältiger berühmter Antiken und anderer beliebter Werke der modernen Zeitalter ins Auge, welche in Marmor, Alabaſter, Erz, Terracotta und Gyps, und wie man es sonst liebt und wünscht, ihre Waare auf den Markt bringen. Das Capital, das z. B. die mediceische Venus für diese Leute repräsentirt, übersteigt jede Vorstellung. Wie die Verleger von Shakespeare und Goethe etc. bekommen auch sie für ihren Vertrieb das billigste und zu-

gleich lucrativste Manuscript. So geschickt und so schnell übrigens derartige Sachen von Hunderten obscurer „Künstler“ in Florenz hergestellt werden, geschieht es nirgends in der Welt, selbst in Rom nicht, und der finanzielle Gewinn der dadurch dem Lande, das die Originalien besitzt, zugeführt wird, entzieht sich vorderhand jeder Berechnung.

Ihnen kann man wohl die Ornamentschnitzer anschließen, die nach guten Traditionen arbeiten und deren Kunst noch den erquicklichsten Anblick gewährt. Die vielfachen Rahmenmuster, die ihnen die hiesigen Galerien und das noch zahlreich vorhandene Möbelwerk der besten Renaissancezeit bieten, wissen sie sich gehörig zu Nutze zu machen. Ihr Geschmack ist auf diese Weise noch wenig ausgeartet und die Geschicklichkeit und Raschheit ihrer Procedur ist eben so bewundernswerth wie die Billigkeit ihrer Arbeiten angenehm.

Dagegen haben die Mosaicisten den Styl verloren, der ihnen durch ihr Material in so engen Grenzen vorgezeichnet wäre. Sie wollen jetzt nur noch das Unmögliche geben. Während ihre Vorfahren das Bild der vegetabilischen Natur nur benutzten innerhalb des größeren Rahmens einer linearen oder coloristischen Symmetrie oder durch Wiederholung des Motivs diesem einen architektonisch-ornamentalen Charakter wahrten, so giebt man jetzt den steinernen Blumenstraus um seiner selbst willen und entzückt damit den Indianergeschmack des zugereiften Amerikaners.

Reihen wir diesen Gruppen der Kunstindustrie, deren Werkstätten und Verkaufsläden nach guter alter Sitte noch bestimmte Straßen in Florenz beherrschen, zu guter Letzt die prächtigen Majolikawaaren an, welche in der Fabrik des Marchese Ginori in La Doccia gemacht werden — meist gelungene Imitationen alter Meister — so dürfte unsere Umchau unter den plastischen und keramischen Künsten des modernen Florenz einen angenehmen Schlufspunkt gefunden haben.

Einen überaus niederschlagenden Eindruck hinterläßt die Betrachtung der gegenwärtigen Malerei in der schönen Arnstadt. Hat ihre Sculptur sich noch mit der anderer Städte, wo die Kunst gedeiht, messen können, so kann es diese deren flinkere Schwester entschieden nicht. Auch die berühmtesten der *professori*, an denen es natürlich nicht fehlt, sind alltäglich in ihren Bildern bis zur Unerträglich-

keit und beherrschen die Palette nicht bis über das gewöhnliche Fibelwissen hinaus. Von einem Bewußtsein der großen Probleme ihrer Kunst zeigt sich keine Spur und was etwa da und dort so aussieht, erweist sich bei näherem Zusehen, als das kindliche Nachplaudern irgend eines französischen Typus. Auch diese Kunst hat ihren ausgesprochenen industriellen Charakter. In einigen Genossenschaftshäusern der Maler gruppieren sich die Ateliers direkt um den eleganten Ausstellungsraum, der als stets offene Halle errichtet ist für den kunstliebenden Fremdling. In einem dieser Häuser wird Einem mit Stolz versichert, daß hier nur hausgemachte Waare ausgestellt und verkauft werde, womit wahrscheinlich angedeutet werden soll, daß das Konkurrenzgeschäft nebenan sich mit fremden Federn schmückt. Diese Ausstellungen enthalten nun doch das Beste der modernen Produktion und in ihnen müssen wir uns umsehen, wenn wir etwas von diesem Kunsttreiben erfahren wollen. Denn in den sechs Sälen der Akademie, die mit modernen Bildern gefüllt sind, sind die neuesten Bestrebungen nicht vertreten, die freilich vor jenen der letzten Generation durchaus nichts voraushaben. So oft man auch durch diese Räume geht und sich in einem wenig erbaulichen Verkehr mit den hier aufgestellten Bildern einläßt, so kommt man immer wieder zu dem Schlusse, daß eben doch Uff's großes historisches Spektakelstück von der Abdankung des Herzogs von Athen, das sich nun schon auf allen möglichen Ausstellungen prämiiren liefs, immer noch das fähigste und durchdachteste Bild ist, obwohl feinesgleichen seit den Tagen Robert-Fleury's und Gallait's überall in der Welt gemacht wird.

Geht man durch einige der zahlreichen modernen Ausstellungen, so erfährt man rasch, in welche und wie viele Gruppen sich die florentiner Maler getheilt haben, und auf welche Liebhaberorte jede derselben spekulirt. Da sehen wir denn vor allem jene, welche die Volkstracht verherrlichen und uns das Campagnolenvolk in städtisch gedachten Liebeszenen vorführen. Da die Toskaner keine Volkstracht mehr haben, so sieht man Jahraus Jahrein ein Halbdutzend neapolitanischer Modelle wie auf einem permanenten Maskenball in den Straßen von Florenz. Von P. Saltini kann man in dieser Bildergattung manchmal ein gutes wohl-

überlegtes Bild sehen, geringere von G. Ciaranfi, L. Bechi, L. Scaffai und Anderen. Ihnen nahe verwandt sind die Mönchs- und Nonnenmaler, die ein paar Modellkuten auf Zinsen legen, und wie es die Sache mit sich bringt, einen frömmelnden, sentimental Zug haben. G. Castagnola möchte hier die Palme verdienen. Eine andere Gruppe, an deren Spitze der berühmte A. Cassioli marschirt, welcher manchmal ein gutes fein gestimmtes Bild und dann wieder mehrere recht schlechte malt, giebt sich in treuer aber geringer Nachahmung Geromes mit dem antiken oder mittelalterlichen Sittenbild ab. Unter ihnen sind einige goupilfähig, das Höchste, was gegenwärtig ein italienischer Maler zu erreichen wünscht. Diese leiten uns direkt zu jenen hinüber, welche das Roccocomädchen malen, das vor der zerbrochenen Vase steht, ganz wie überall. Von den Historienmalern ist kaum zu reden. Sie behandeln mit Vorliebe Heldenmomente aus dem Leben berühmter Italiener in dem abgetragenen Styl der vergangenen Jahrzehnte. Ist es nicht Galilei oder Michelangelo, eine Brautwerbung oder eine Kerker scene, was sie vorführen, so verfallen sie auf die idealen Liebschaften Dante's und Petrarka's und malen den ersteren mit seiner Beatrice, den letzteren mit seiner Laura. Im Ausdruck sind sie durchgängig phrasenhaft, im Gefühl schwächlich, im Machwerk hilflos. *Nomina sunt odiosa*. Unter dem Vortritt Uffi's erscheinen jetzt jene, welche das einsame Mädchen aus dem 14. oder 15. Jahrhundert darstellen. Es steht entweder auf dem Burgföller oder am Meeresstrande und hält die Abenddämmerung oder die Mondnacht für die passendste Zeit, um den fernen oder todtten Geliebten zu betrauern. Es ist noch ein Ueberbleibsel aus der Zeit der Ritterromane, die wir in Deutschland wieder vergessen haben. Das figurenreiche Genrebild behandelt G. Chierici mit großem Geschick bei allzuweichlichem Charakter, er würde ungefähr dem deutschen Vautier entsprechen. Ganz einem unverstandenen Franzosenthum verfallen ist T. Signorini. Seine Leinenzieher hat man in Wien prämiirt, obwohl nichts darin zu finden war, als der alte Witz, das ein nah' genommener Augenpunkt, zumal bei einem Horizontalbilde, immer etwas Plötzliches, Ueberraschendes hat, und das dunkle Figuren von hellem Grunde sich deutlich abheben. Nennen wir noch

G. Costa und E. Tano, welcher den Virtuosen spielt und es liebt, seine Bilder auf die Leinwand förmlich hinzufschmutzen, so haben wir auch hier des Guten genug gethan. Im Porträt ist Gordigiani eine locale Berühmtheit. Wo anders wäre er es freilich nicht, obwohl er ein ganz braver Maler ist. Unter den Blinden ist eben der Einäugige König. Da tritt uns noch die modernste Gruppe entgegen, welche sich für ganz vornehm hält, weil sie den Römer Fortuny nachahmt und eingeweiht ist in das große Mysterium der coloristischen Wunder, gipfelnd in der Erkenntniß, daß eine abgekratzte Palette doch das Ideal aller Malerei sei. Wenn man diesen geheimnißvollen Effekt noch entfernt mit dem Schein einer figürlichen Vorstellung verbinden kann, so ist der Stein der Weisen gefunden. Sie malen mit virtuos-fetzigem Vortrage Costümbilder oder modisches Frauenvolk und freuen sich wenn sie die Wirkung eines eingerahmten verschoffenen Gobelinlappens erreicht haben. — Interieurbilder kann man von O. Borrani und wirklich sehr feine, delikat ausgeführte, von D. Pesenti sehen. Dagegen liegt die Landschaft ganz im Argen. Die Bilder älteren Stils könnten sich kaum auf dem Kunstverein einer deutschen Provinzstadt halten, und was die allerneueste Zukunftslandschaft anlangt, von der schon oben die Rede war, und welche von der Schule Daubigny's abzweigt, so erscheint sie als die reine Caricatur ihres französischen Vorbilds. Während die Franzosen sich auf ein Minimum von Gegenstand beschränken zu Gunsten eines malerischen Problems, das sie daran entdeckt haben und das sie zu lösen gedenken und so durch die künstlerischen Qualitäten wieder entschädigen, geben die Italiener einen langweiligen Naturausschnitt nur deswegen, weil ihnen die Langeweile jetzt zum guten Tone zu gehören scheint. Dabei sind ihre Bilder ohne ausgesprochenes Raumgefühl mit unsicherem Auge für Linie und Farbe und höchst primitiver Behandlung der Palette gemacht. Ein Theil dieser Einschläferer hat entdeckt, daß es nichts Langweiligeres gebe als eine Wüste und malt jetzt nur noch Wüsten. Ein vom Horizont nach vorne kommender und perspektivisch sich entsprechend vergrößernder Karawanenzug mit möglichst langbeinigen Kameelen soll dann den Eindruck der Oede noch erhöhen. Ob diese Künstler Studienreifen nach Afrika

gemacht oder ob sie durch Einkehr in die eigene Phantasie das Bild der Wüste gewonnen haben, mag dahingestellt sein. Jedenfalls sind ihre Bilder schlecht gemalt.

Noch einen Schritt abwärts und wir befinden uns bei den Copisten von Profession, dieser landläufigen Galerieplage Italiens, deren Duldung um nicht zu sagen Privilegirung, ehrlich gesagt, dem Staate zur Schande gereicht. Oder ist es nicht so, wenn man sieht, daß es die Regierung mindestens absichtlich duldet, daß vor den größten Kunstwerken die es giebt, die elendesten Stümper, die in ihrem Berufe gescheitert sind, sich mit einem tragbaren Laden, gleichsam als fliegende Kunsthändler ihrer eigenen Copistenwaare etabliren und jedem Gebildeten hinderlich und lästig sein dürfen? Entspricht es der Würde einer Galerie als eines edlen Bildungsinstituts, wenn sie gerade den erbärmlichsten Puschern als freies Atelier und höchst günstiger Verkaufsladen eingeräumt wird? Wenn man diese Männer und Weiber auf ihren abgeessenen Copistenstühlen sitzen und malen sieht — nicht etwa gerade nach dem Bilde vor dem sie sich eingerichtet haben, sondern bequemer nach einer ihrer früheren Copien, die in dem Auslagekasten prangen, oder mit Hilfe einer ebenfolchen Copie ein anderes Bild, das gar nicht in dieser Galerie oder gar nicht in Florenz oder gar nicht in Italien sich befindet — Alles Thatfachen und keine seltenen — möchte man da nicht wünschen, daß einmal der Herr käme mit einem Bündel Stricke und den Tempel reinigte? Könnte das nicht auch der Herr Minister sein, könnte er nicht ein paar kleine Zusatzartikel zur Copirordnung bringen, etwa des Inhalts: Kein Copist darf außer seiner Copie irgend ein anderes Bild in der Galerie haben, keiner darf ein Bild innerhalb eines bestimmten Zeitraums zweimal copiren, jede Zuwiderhandlung hat den Verlust des Copirrechtes dauernd zur Folge, und jeder Beamte, der Uebertretungen wissentlich duldet, riskirt seine Stelle? Würde eine solche Verfügung zu Gunsten der moralischen Selbstachtung des Staates nicht mehr werth sein als der schwächliche Vortheil, der nach staatsökonomischen Begriffen aus der Unsitte erwächst?

Florenz, im Juni 1876.

Adolph Bayersdorf.

Die Eisenbahnen in Italien.

I.

Die italienische Halbinsel hatte durch die früheren Regierungen, wenn wir von der sardinischen absehen, nur wenige Eisenbahnen erhalten. Fürstenlaune, nicht Rücksicht aufs Gemeinwohl veranlafte den Bau einiger Kilometer im Neapolitanischen, wo die erste italienische Locomotive fuhr: König Ferdinand hatte dort im Jahre 1836 der Gesellschaft Bayard die Concession zu einer Bahn von Neapel nach Nocera ertheilt, deren erste Strecke Neapel-Portici 1839 eröffnet wurde. Im folgenden Jahre wurde in Lombardo-Venetien die kurze Bahnstrecke zwischen Mailand und Monza ausgeführt. Aber die erste Bahn, die wirklich die Befriedigung eines wichtigen Bedürfnisses des Handels bezweckte, war die welche Florenz mit Livorno, dem Hafen für ganz Toskana, verband. Die erste Strecke Livorno-Pisa wurde 1844, die letzte Empoli-Florenz 1848 dem Betrieb übergeben. Diese größtentheils mit inländischem Gelde gebaute, vorzüglich ausgeführte und noch besser verwaltete Bahn ist ein in Italien seltenes, oder vielmehr einziges Beispiel einer solchen Unternehmung, die in jeder Hinsicht die lobenswertheften Resultate hatte: sie nützte dem Publikum, befriedigte die Regierung, siegte in der Concurrenz mit der Arno-Schiffahrt und dem Transport per Achse und gab den Actionären Gelegenheit, ihr Capital gut anzulegen.

Eine andere Bahn, die einen noch wichtigeren Hafen mit dem Innern des Landes verband, ist die von Genua nach Turin, welche 1845 decretirt, aber erst 1853 dem Betrieb übergeben wurde. Diese vom Staat ausgeführte Bahn

wurde damals unter die Beispiele besseren Bahnbaus gerechnet und die *Galeria dei Giovi*, durch welche die Genua-Turiner Bahn den Appenin überschreitet, war vor der Zeit der modernen großen Tunnel berühmt. Die sardinische Regierung baute und betrieb noch andre Linien im Ganzen in lobenswerther Weise; die wichtigsten unternahm sie selbst, die minder wichtigen dagegen überließ sie zahlreichen kleinen, von Gemeinden und andern Körperschaften unterstützten Gesellschaften, von denen einige später den Betrieb ihrer Linien für eine entsprechende Vergütung, gewöhnlich von 50 % des Rohertrags an die Regierung abtraten.

Die politische Trennung ließ die großen Verkehrsadern der Halbinsel nicht zur Ausführung kommen. So waren im Jahre 1859, als die nationale Erhebung begann, die italienischen Bahnen in verschiedene unzusammenhängende Gruppen getheilt, deren Organisation, weit entfernt nach den allgemeinen Bedürfnissen des Landes zu fragen, häufig selbst jedweden vernünftigen Plan ausschloß, der in den einzelnen Staaten hätte verwirklicht werden können, die sich in der Folge gleich zerstreuten Gliedern zur Neugründung des gemeinfamen Vaterlandes verbanden.

Das größte Bahnennetz lag im Norden, wo Anfangs 1860 die Locomotive in dem von Susa, Genua, Bologna und Defenzano gebildeten Viereck 1172 Kilometer befahren konnte, von denen etwas mehr als die Hälfte vom Staat betrieben wurden.

Mit der Gründung des neuen Reichs und dem Fall der alten Dynastien, von denen einige wie die bourbonische, jedem Fortschritt der Civilisation Feind waren, nahmen alle öffentlichen Unternehmungen einen kräftigen Aufschwung. Manchmal wurde vielleicht zu eilig entschieden und deshalb läuderlich ausgeführt; man wollte handeln und zwar schnell, und kümmerte sich wenig um das wie. Viel wurde ausgeführt, weit mehr stand auf dem Papier, oft ohne Klarheit über die Prinzipien, geschweige vollständige Studien; daher bemerkte Jacini 1867, wenn in den ersten Jahren die wirklich ausgeführten Arbeiten weit unter den bewilligten Summen geblieben waren so sei umgekehrt in den letzten Alles was in der Bilanz vorgesehen war, ja mehr, ausgegeben worden.

Man fühlte das dringendste Bedürfnis, die politische Einheit materiell zu vervollständigen durch ein ausgedehntes, wohlgeordnetes Eisenbahnnetz, welches die wichtigsten Städte verbände und im Stande wäre, die nördlichen und südlichen, vielleicht mehr durch Charakter und Sitte der Bewohner als durch Entfernung getrennten Provinzen der Halbinsel wieder zu vereinigen. Es war keine Zeit zu untersuchen, wer Eisenbahnen besser bauen und betreiben könne, Regierung oder Privatgesellschaften, obwohl einige im Parlament diese Frage berührten; man hat keine Ruhe, die zweckdienlichsten Mittel ausfindig zu machen: jedwedes war gut wenn es nur wirkte. So sehen wir denn die piemontesische Regierung kraft der ihr vom Parlament übertragenen ausgedehnten Vollmachten, auf der einen Seite das Eigenthum von Privatbahnen wie das der Bahnen von Alessandria-Piacenza und von Turin-Cuneo erwerben und ihren Betrieb übernehmen, auf der andern Seite ähnlichen Gesellschaften Concessionen für neue Linien ertheilen.

Die toskanische provisorische Regierung ordnete ihre Bahnen neu. Die Linie von Florenz über Pistoja nach Pisa war unter drei Gesellschaften vertheilt, die sich in schlechtesten finanzieller Lage befanden; ja eine, die der Lucca-Pisaner Bahn hatte schon vor einigen Jahren fallirt und die Regierung hatte ihre Linie erworben. Diese verschiedenen Bahnen wurden mit der im Besitz der Gesellschaft Leopolda befindlichen vereinigt, welche nun den Namen Gesellschaft livornesischer Eisenbahnen erhielt; der Staat garantierte für die Actien einen Minimalertrag von 5 % für die Obligationen einen von 3 % und für beide die Rückzahlung *al pari* innerhalb eines bestimmten Zeitraumes. Die Bahn Leopolda war, wie erwähnt, in vorzüglicher finanzieller Lage. Der Brutto-Ertrag, der 1849—1850 Lire 16003 per Kilometer betrug, stieg 1859—1860 auf Lire 29959, bei einer Ausgabe von Lire 13292, also nur von 44 %, und diese war im Jahre vorher noch geringer, wo sie unter 37 % blieb. Sicherlich, wenn alle Gesellschaften der Halbinsel sich in solchen Verhältnissen befunden hätten, so hätte Italien nie eine Eisenbahn gehabt.

Die Vereinigung mit den neuen, wenig einträglichen Linien machte das Loos der neuen Gesellschaft der livorne-

fischen Bahnen weniger erfreulich. Im Jahre 1860—61 erreichte sie nur einen Brutto-Ertrag von Lire 19661 per Kilometer bei einer Ausgabe von Lire 10964 oder 54 %. Gleichwohl folgte man den guten Traditionen der Leopolda und die Gesellschaft der livornesischen Bahnen kann sicherlich unter die sehr wenigen gerechnet werden, die sich in Italien gut bewährten.

Eine andre ausgezeichnete Gesellschaft, die ihre Linien mit einziger Sparfamkeit zu bauen und zu betreiben verstand, war die der Centrale Toskana. Sie entstand 1845, wo sie es unternahm mit einem in 10,000 Actien getheilten Kapitale von Lire 8,400,000, ohne Garantie die Bahn von Empoli nach Siena zu bauen. Diefen Actien garantierte die toskanische Regierung durch Decret vom 17. Mai 1848 ein Einkommen von 3 %, später ersetzte sie dies mittels Kabinettsordres von 13. April 1874 durch eine jährliche Unterstützung von Lire 170,000, die bis zum Jahre 1950 dauern sollte. Da die Gesellschaft baares Geld haben mußte, verpfändete sie 32 Jahresraten dieser Unterstützung, und als ihr die toskanische Regierung die Concession für die Linie Torrita-Chiusi ertheilt hatte, setzte sie die stipulirte Unterstützung, mit Ausnahme der verpfändeten 32 Raten, auf jährlich Lire 70000 herab. Das Kapital bestand aus Lire 8,400,000 in Actien, Lire 5,880,000 in Obligationen und Lire 3,282,000 als Ertrag der Verpfändung der Jahresraten, im Ganzen Lire 17,562,000, mit denen 154 Kilometer Eifenbahn mit vielen schwierigen Kunstbauten und Galerien hergestellt wurden. Der Kilometer Eifenbahn kostete also nur Lire 114,000 und dies ist höchst bemerkenswerth, besonders wenn man bedenkt, daß die Linien der ebenfalls vorzüglich verwalteten Gesellschaft der Livornesischen Bahnen Lire 313,000 per Kilometer kosteten. Dazu kommt, daß die Bahn Livorno-Florenz von Stephenfon'schen, dagegen die sienesische ausschließlic von italienischen Ingenieuren gebaut wurde.

Was aber ans Wunderbare grenzt, sind die geringen Betriebskosten von nur Lire 4685 per Kilometer bei einem Brutto-Ertrag von Lire 8797. Valerio mußte 1865 in dieser Hinsicht in der Kammer gestehen, er hätte sich nicht eher von der Möglichkeit, eine Bahn mit weniger als Lire 5000 per Kilometer zu betreiben, überzeugen können, als bis er

hingegangen, gesehen und die Facta mit eigner Hand berührt hätte.

Alles Lob für diese so günstigen Resultate gebührt dem Director Bandini, dem Ingenieur Pianigiani und seinen Assistenten Losi und Tarducci, sowie zwei hochverdienten Bürgern, den Grafen De' Gori und Pieri, welche auf ihre Besitzungen Hypotheken im Betrag von mehreren Millionen aufnahmen, um das Unternehmen zu unterstützen. Solche Männer zu haben ehrt ein Land und zeigt, daß die persönliche Initiative, durch die Italien einst so mächtig war, in einigen ihrer Söhne wieder auflebt.

Die toskanische provisorische Regierung sorgte auch für neue Bahnen. Sie gab der Gesellschaft der livornesischen Bahnen die Concession für die Linie Pisa-Viareggio-Porta, die später Anschluß an die ligurische Bahn erhalten sollte. Sie beschloß auf Staatskosten eine Bahn von Pisa nach Civitavecchia, für deren Ausführung und Betrieb sie der sogenannten Maremmenbahngesellschaft die Concession ertheilte, und eine von Asciano nach Grosseto zu bauen. Endlich erklärte sie die Concession für die Bahn Florenz-Arezzo-Perugia für erloschen, weil die Gesellschaft nicht im Stande war sie auszuführen, und ordnete an, daß die Arbeiten auf Staatskosten fortgesetzt würden; später, durch Gesetz vom 7. Juli 1861, wurden die wenigen bereits fertigen Arbeiten der Gesellschaft der livornesischen Bahnen überlassen und derselben die Concession für die ganze Linie ertheilt. Bei dieser Gelegenheit schlug der Abgeordnete Brunet vor die Bahn auf Staatskosten zu vollenden, aber der Minister der öffentlichen Arbeiten Peruzzi wies einen solchen Vorschlag zurück als im Widerspruch mit der Ansicht, auf die das ganze Eisenbahnsystem, welches das Parlament zu discutiren im Begriffe stand, begründet wäre: der Ansicht nämlich, daß es besser wäre, die Bahnen der Privatindustrie als dem Staate zu überlassen. Wir finden Peruzzi als Vorkämpfer dieser Ideen am 3. Juli 1861, wo in der Kammer über die Concession der Eisenbahn von Neapel ans Adriatische Meer verhandelt wurde, so wie wir ihr als tapfern und glücklichen Vorkämpfer der Privatindustrie und der Grundsätze des Individualismus und der Freiheit, seine früheren Ueberzeugungen aufrecht haltend, in der parlamentarischen Schlacht vom

27. Juni 1876 wieder sehen werden. Aber die Namen der Gegner, die ihm hier gegenüber stehen, suchten wir vergebens unter den Widerfachern von 1861; auch der Minister des Innern Minghetti erhob sich damals noch nicht, seine Ansicht von der seines Collegen zu trennen. Die Abgeordneten Levi und Brunet blieben allein vor der Bresche. Der erstere schloß sich in einer zierlichen, am 2. Juli 1861 gehaltenen Rede theilweise den Grundsätzen der Socialistenschulen an und berührte dieselben Gedanken, welche Spaventa in den neuerlichen Verhandlungen entwickelte. In beiden Reden finden wir dieselben bestimmten Einwürfe gegen die Privatindustrie, die nämlichen Verherrlichungen der Staatsgewalt. Das letzte Wort der Erfahrung und der Wissenschaft ist nach Levi: „daß, wenn die Privatindustrie größere Spar-, samkeit in den Arbeiten aufweist, sie andererseits weniger „Garantien für deren Gediegenheit und weniger Sicherheit „für die Reisenden bietet; daß wenn auch die Gesellschaften „ein Sporn für die Privatthätigkeit sind, sie doch zum Bör-, senspiel, zur Speculation und zu betrügerischen, unproduc-, tiven Unternehmungen führen, deren Opfer das Publicum „zu fein pflegt.“ Und er bemerkte, daß die neuen national- ökonomischen Schulen im Gegensatz zu den alten doctrinären und individualistischen dahin zielten, dem Staate Macht und Ansehen zu geben, und wünschten, daß die großen Bahn- linien in seinem Besitz seien. Die Zeit war noch nicht reif; diese Worte fanden weder im Parlamente, noch im Lande Anklang.

Noch viele andre Concessionen für Bahnen sollten hier Erwähnung finden, werden aber der Kürze halber über- gangen. Die provisorischen Regierungen der Emilia, der Marche, die dictatorische von Neapel und Sicilien bemühten sich gleichfalls dies so wichtige Verkehrsmittel zu entwickeln, indem sie Linien begannen, Bauten decretirten und Privat- gesellschaften Concessionen gaben.

Die Gedanken, welche in den ersten Jahren der Erhebung beim Unternehmen und Ausführen des italienischen Eisen- bahnnetzes vorherrschten, waren mehr politischer als nationalökonomischer oder commerzieller Natur. Wenn sich Gesellschaften zur Uebernahme des Baues oder auch des Betriebs einiger Linien bereit zeigten, erhielten sie die Con-

cession dafür, während die Thätigkeit der Regierung eintrat, wo die Privatinitiative ausblieb, und aushalf, wo diese mangelhaft war. So gab die Regierung in den Jahren 1860 und 1861, um das Verkehrssystem des neuen Reichs in jeder Weise zu entwickeln, Concession für gut 3300 Kilometer Eisenbahn.

In Oberitalien wurde in Ausführung des Züricher Vertrags der Lombardisch-Venetianischen Bahngesellschaft die ihr von der österreichischen Regierung gegebene Concession für das Gebiet des italienischen Reichs bestätigt; zugleich wurde die Verwaltung der zwei Bahnennetze, des italienischen und österreichischen, getrennt und kürzere Termine für die Ausführung einiger Strecken festgesetzt, vor allen andern derjenigen von Bologna nach Pistoja.

Die vom Staat übernommenen Lasten hatten zwei verschiedene Grundlagen. Bei den lombardischen Linien waren $5\frac{2}{10}\%$ für das zur Erwerbung und Ausführung aufgewandte Kapital, bei den Linien von Mittel-Italien nach ihrer Vollen- dung ein Reinertrag von jährlich Lire 6,500,000 und, während des Baues der Strecke Bologna-Pistoja über den Appenin, Lire 14,000 per Kilometer für die Strecke im ebenen Lande garantirt. Die Concessionen waren bis 1955, resp. 1949 ertheilt, mit Vorbehalt des Rechts des Ankaufs durch den Staat nach 1895, resp. 1888. Da die Gesellschaft aus Fremden bestand, erlaubte man, daß die Versammlungen der Acti- näre in Paris stattfänden, aber der Verwaltungsrath mußte seinen Sitz im Königreich haben.

Im Kirchenstaate bestand eine Gesellschaft die erst Pio- Centrale und dann, mit der Pio-Latina verschmolzen, Römische Bahngesellschaft hieß; ihre Geschichte, sonderbar in jeder Beziehung, ist in Folge ihrer Entstehung aus gewagten Börsen- speculationen, in die der Name des nur zu berühmten Mires verflochten ist, eine lange Odyssee von finanziellem Elend. Politisch-klerikale Einflüsse unterstützten die ersten Specu- lationen; in Frankreich brachten die Pfarrer die Actien unter. Daher verweigerte die Gesellschaft, so zu sagen, dem Königreich Italien ihre Anerkennung, indem sie sich auf dessen Gebiet von der päpstlichen Regierung eine Eisenbahn- Concession ertheilen liefs, die am 14. Juni 1860 in der rö- mischen *Gazetta Ufficiale* veröffentlicht wurde. Die Sache

kam im Parlament zur Sprache, die Gesellschaft nahm Vernunft an, verhandelte mit der italienischen Regierung und wurde durch Gesetz vom 21. Juli 1861 reorganisiert. Es lag der Gesellschaft sehr daran von Staatswegen anerkannt zu werden, um sich in Betreff ihrer im Königreich belegenen Linien sicher zu stellen, dem Staate aber, den Bau der Bahn von Bologna nach Ancona zu beschleunigen: dies der Hauptzweck des durch das angeführte Gesetz genehmigten Uebereinkommens. Das Mittel war eine Unterstützung, die zuerst für die Strecke Ravenna-Castel Bolognese, deren neu ertheilte Concession als Vorwand diente, einen jährlichen Reinertrag von Lire 50,000 zusicherte und später statt dessen in die einmalige Zahlung einer Pauschsumme von 5 Millionen an die Gesellschaft umgewandelt wurde.

Die Linie Neapel-Capua, damals in Besitz des Staates, schlecht gebaut und noch schlechter verwaltet, wurde der römischen Bahngesellschaft überlassen, die sich anheischig machte, sie zu vollenden und die Concession zur Fortsetzung jener Linie bis Ceprano an der Grenze der dem Papst gebliebenen Länder erhielt. Sie übernahm auch den Betrieb der Linien Cancelli-Sarno und San Severino Avellino und erhielt dafür den ganzen Rohertrag, vorausgesetzt daß er unter Lire 8,000 per Kilometer bliebe; was darüber ginge, sollte zu gleichen Theilen an Staat und Gesellschaft vertheilt werden.

Die Staatslasten entstanden, abgesehen von der Zahlung der erwähnten 5 Millionen, aus der Garantie von Lire 20,000 Reinertrag per Kilometer für den in königlichem Gebiet gelegenen Theil der Linie Bologna-Ancona-Rom, wozu noch eine Million für die Linien Ceprano-Neapel kam, die die Gesellschaft betreiben und theilweise bauen sollte.

Schon damals hätte man voraussehen können, wenn man nicht durch trügerische Illusionen geblendet gewesen wäre, daß die römische Bahngesellschaft Dank der Uebernahme so vieler Lasten, ihrer geringen Hilfsquellen und des hohen Preises, zu dem sie ihr Kapital leihen mußte, einem unerfreulichen Zustande entgegenging, der dann, als auch das nachtheilige Vorgehen der Regierung dazu kam, zu vollständigem Ruin führte.

Die Küste des adriatischen Meeres südlich von Ancona

blieb noch ohne Bahnen, obwohl von Seiten der Regierung Bauten begonnen und Concessionen versucht worden, nicht nur aus wirthschaftlichen Gründen, sondern auch zu dem schon erwähnten politischen Zwecke der festeren Verbindung der neapolitanischen mit den übrigen Provinzen der Halbinsel. Die Regierung verhandelte mit Salamanca, der die römischen Bahnen vertrat und mit Rothschild und Talabot, die die lombardisch-venetianische Eisenbahngesellschaft vertraten und schloß mit diesen einen Vertrag, der dem Parlament am 16. Juni 1862 vorgelegt wurde. Manche sahen nicht ohne Furcht, daß die Südbahnen mit denen des großen Po-Thales vereinigt werden sollten, welche im Besitz einer reichen und mächtigen ausländischen Gesellschaft waren, der so die Wege gebahnt wurden, um übermächtig zu werden. Daher regte sich das Verlangen, daß doch einige dieser großen Bahnlinien von einheimischen Gesellschaften fertig gestellt würden, und von verschiedenen Seiten ermuntert, unternahm dies Graf Bastogi, dem es bei dieser Gelegenheit, wie er später schreiben konnte, gelang, die italienischen öffentlichen Bauten „den gierigen Klauen der sich als Retter geberdenden Fremden zu entreißen.“ Aber wenn die Absicht ausgezeichnet war, so war der zur Erreichung der gesetzlichen Genehmigung eingeschlagene Weg, ohne die Schuld des Antragstellers, weniger lobenswerth. Die von der Kammer zur Prüfung des Vertrags mit Rothschild ernannte Commission usurpirte, wie ihr nachher mit gutem Grunde in der Kammer vorgeworfen wurde, die Rechte der Executivgewalt, maafte sich an, direkt mit der Gesellschaft Bastogi zu verhandeln und legte einen neuen Concessionsvorschlag vor. Diese wahrlich sonderbare Lage bewog den Ministerpräsidenten den Sprecher der Commission zu fragen, ob er in seiner Eigenschaft als solcher rede oder als Vertreter des Grafen Bastogi, und gab dem Abgeordneten Michellini mit Recht Veranlassung das Benehmen der Kammer, das denn auch schliesslich Verdächtigungen, Beschuldigungen und beklagenswerthe Skandale hervorrief, unkonstitutionell und tadelnswerth zu finden. Die Kammerverhandlung fand in den ersten Tagen des August 1862 statt. Die Hitze war drückend, man wollte den Vertrag mit Rothschild nicht einmal discutiren, die Concession an die von Bastogi ge-

gründete Südbahngeſellſchaft wurde genehmigt und das Geſetz am 21. Auguſt 1862 veröffentlicht. Die Regierung garantierte der Geſellſchaft, die ſich ihrerſeits verpflichtete, in kurzer Zeit ein großes Bahnnetz von etwa 1200 Kilometer zu vollenden, einen Rohertrag von Lire 29,000 per Kilometer. Der Gründung der Geſellſchaft ſtand ein nicht unbedeutendes Hinderniß im Wege, die Unſicherheit in Betreff der Koſten der noch nicht gründlich aufgenommenen Linien, und dies wurde nun überwunden, dadurch daß der Conceſſionsträger ihren Bau auf eigene Gefahr und zu einem feſten Preiſe übernahm. Herber Tadel wurde ſpäter darüber laut, daß der Bau der Bahn in einem Aftervertrag für einen geringeren Preiſ abgegeben worden war, da man nicht wußte, oder nicht berücksichtigen wollte, daß der Unterſchied im Preiſ die Summe repräſentirte, die der Conceſſionsträger denen hatte bezahlen müſſen, welche ihm das ungeheure Kapital, das ſicherlich die Kräfte eines Privatmannes überſtieg, garantiert hatten. Begründeter waren, wie die Unterſuchung 1864 zeigte, die gegen einen Abgeordneten erhobenen Anklagen wegen ungehöriger Einmiſchung bei der Gründung der Geſellſchaft, ungerechtfertigt dagegen die Conſequenzen, die man daraus zum Nachtheil jenes Mannes ziehen wollte der mit dieſem Abgeordneten wie mit einem beliebigen privaten Zwifchenhändler zwifchen ihm und den Kapitaliſten verhandelt hatte. Die Zeit iſt ein gerechter Richter und hat die unbillige Anklage verurtheilt.

Die Inſel Sardinien hatte im Jahr 1862 noch keine Eiſenbahnen und iſt auch heute noch nur zu ſpärlich damit bedacht. In jenem Jahre wurde Semenza und anderen engliſchen Kapitaliſten eine Conceſſion für 387 Kilometer gegeben, mit einem Zuſchuß von 200,000 Hektaren der *terreni ademprivili* und unter Garantie eines Reinertrags von Lire 9000 per Kilometer. Die Geſellſchaft machte ſich eifrig ans Werk, begegnete aber nicht wenigen Schwierigkeiten, Dank der unglaublichen Langſamkeit in der Anweiſung des Landes und der unzähligen Streitigkeiten, die alltäglich aus den Arbeiten für die Ablöſung von 20,000 Hektaren aus der Maſſe der *terreni ademprivili* erwuchſen: ſo daß ſie nach ſehr kurzer Zeit die Arbeiten einſtellte und bat, ihre Caution von 3 Millionen Lire zurückziehen zu dürfen. Das

Ministerium nahm den Vorschlag an, legte den bezüglichen Gesetzentwurf dem Parlament vor, er wurde von der Kammer angenommen, aber vom Senat verworfen und bis 1866 war von jenen Eisenbahnen nicht weiter die Rede.

II.

In den Jahren 1864—1865 fand die erste Reorganisation der italienischen Eisenbahnen statt und in jener Zeit beginnt eine neue Periode der Geschichte dieser Bahnen. Bis dahin hatte man vor Allem dafür gesorgt, daß gebaut wurde, indem man bisweilen selbst blindlings Concessionen ertheilte; von jetzt an denkt man daran, ihr Schicksal nach der Fertigstellung zu sichern. Die Concessionen waren zahlreich, verschiedenen Ursprungs, oft im Widerspruch mit einander die Gesellschaften getheilt, einige schwach, andere ohne die Mittel die Arbeiten fortzusetzen. Es war nöthig, sie in einige wenige homogene Gruppen zu verschmelzen mit Einheit der Direktion und des Betriebs, um den öffentlichen Dienst immer mehr sicher zu stellen.

Zu dieser Reorganisation kommt der Verkauf der Staatsbahnen an die lombardische Bahngesellschaft, wodurch die Gruppe der oberitalienischen Bahnen (*Alta Italia*) entstand. Die Gründe der Abtretung, die mehr finanzieller, als national-ökonomischer Natur waren, wurden der Kammer von dem Minister der öffentlichen Arbeiten Jacini gut auseinander-gesetzt. Er deutete an, nach seiner Ansicht stände es im Widerspruch mit den politischen und administrativen Grundsätzen, zu denen sich der neue Staat Italien bekannt, daß die Regierung sich zum Erbauer und Besitzer von Eisenbahnen mache, was in Oberitalien nicht nur bei den Hauptlinien geschehen sei, für die das Beispiel anderer europäischer Länder als Entschuldigung dienen könne, sondern auch bei jenen unbedeutenden letzten Ranges, wo die Regierung auf gleicher Linie mit der Privatindustrie stehe; und, fügte Jacini hinzu: „Dies ist eine Anomalie, die uns ein Bruchstück der alten Zertheilung Italiens zeigt.“

Aber mit größerem Nachdruck betonte er, daß es die Pflicht des Staates sei, das durch die Eisenbahnen reprä-

fentirte Kapitel für die Bedürfnisse der öffentlichen Finanzverwaltung zu verwenden. Und warum hätte man sie nicht verkaufen sollen, da man erst die Domänen verkauft hatte und die wachsenden Ansprüche an die Staatskaffe drängten. Dieser finanzielle Grund war der einzige welcher auf den Finanzminister Sella Eindruck machte; dieser verhehlte nicht seine Sympathien für das System, die Bahnen direct durch den Staat bauen zu lassen, und bemerkte, daß ihn nur die Schwierigkeit die nöthigen Kapitalien zu beschaffen, verbunden mit der Nothwendigkeit das Werk schleunig zu Ende zu bringen, vermocht hätten, die Concurrenz mit den Privatgesellschaften anzunehmen. Von der Betriebsfrage schwieg er; auch störte ihn nicht der Gedanke, daß die Kapitalien der neuen Gesellschaft vom Ausland kamen, er freute sich sogar darüber, indem er sie als einen neuen Gegenstand der Besteuerung betrachtete.

Bemerkenswerth ist die Thatfache, daß sich in der Abgeordnetenkammer Niemand erhob, um den Betrieb durch die Regierung zu vertheidigen, daß keiner der Gegner sich weigerte, für den Gesetzentwurf zu stimmen, aus dem Grunde daß er eine öffentliche Dienstleistung der Willkür einer Privatgesellschaft überwies. Sicherlich, die Kammerverhandlung von 1865 liefs nicht die von 1876 vorhersehen; und wenn man 1864 den Finanzminister Minghetti in erster Linie den Verkauf der Staats-Bahnen beantragen sah, als geboten durch den großen staatswirthschaftlichen Grundsatz, daß die Regierung keine Privatindustrie treiben dürfe, konnte man nicht glauben, daß er in so wenigen Jahren ein so eifriger Vorkämpfer ihres Ankaufs werden würde, unter dem schwachen Vorwand, daß auf die Eifenbahnen als auf ein Monopol der erwähnte Grundsatz keine Anwendung finde.

Die Oberitalienischen Eifenbahnen entwickelten sich zur wichtigsten Gruppe des italienischen Netzes. Die andern waren die Römischen, die Südbahnen, die Calabrisch-Sicilischen und endlich, als letzte Gruppe, die sardinischen Eifenbahnen.

Die Gruppe der römischen Bahnen wurde durch die Vereinigung der toscanischen Gesellschaften mit derjenigen, welche schon schon römische Bahngesellschaft hiefs, gebildet. Die ersteren waren dieser Fusion abgeneigt, aber die allmächtige

Regierung wollte sie und so blieb ihnen nichts übrig, als sich zu bequemen und zu bemühen, die Interessen ihrer Actionäre in der bestmöglichen Weise zu wahren, was ihnen denn auch als klugen oder auch, wie Bonghi sagte, verschlagenen Leuten zum Theil gelungen ist.

Die toskanischen Gesellschaften waren alle in ziemlich guten Verhältnissen; von zweien, der Livornesischen und der Centralbahn war schon die Rede, die andre, welche die Maremmenbahnen besaß, war dadurch in glücklichen Verhältnissen, daß sie ihre Linien mit Geldern gebaut hatte, die sie durch vom Staat garantierte Obligationen beschafft hatte; sie befand sich in der Lage, nie einen Verlust erleiden zu können, sondern durfte vielmehr die Hoffnung auf fernem Gewinn hegen; wenn die Bahn die Zinsen und das aufgewandte Kapital bezahlt haben würde. Die römische Bahngesellschaft dagegen war in sehr schlechten finanziellen Verhältnissen und diese wurden noch verschlimmert dadurch, daß sie deßungeachtet fortfuhr, die Zinsen ihrer Actien zu bezahlen, indem sie das Kapital angriff. Das Kapital in Actien hätte 85 Millionen sein sollen aber da diese nicht alle untergebracht waren, mußte Mires nach dem Bankrott 22,000 privilegirte Actien ausgeben, um das erforderte Kapital zu vervollständigen. 660,000 Obligationen wurden emittirt, woraus sich etwa 157 Millionen ergaben, da der Durchschnittspreis 23,773 per Obligation betrug. Er hatte noch andre unterzubringen, fand aber keinen Abnehmer; daher verpfändete er sie, durch eine eigenthümliche Combination, an Creditanstalten und erhielt ein Darlehn von 20 Millionen.

Der von der italienischen Regierung garantierte Ertrag belief sich auf 9,964,000 Lire der von der päpstlichen Regierung garantierte auf 3,206,000 Lire, zusammen 13,170,000 Lire. Die Gesellschaft besaß außerdem nicht garantierte Linien, darunter die von Rom nach Civitavecchia. Die Garantien genügten kaum für die Zinsen der Obligationen und privilegirten Actien, waren aber gänzlich ungenügend die 170,000 Actien zu berücksichtigen, für die dennoch die Gesellschaft fortfuhr, die 5% Zinsen zu bezahlen.

Der Hauptfehler der römischen Bahngesellschaft ist immer der gewesen, daß sie kein genügendes Kapital in

Actionen hatte; sie mußte eine außerordentliche Menge Obligationen emittiren, stützte sich auf Börsenspeculationen, bei denen sie einen Theil ihres Kapitals verlor und verdiente eher den Namen einer Phantasmagorie als den einer gewissenhaften Unternehmung. Mit diesem wandelnden Leichnam wurden durch das Gesetz von 1865 die gefunden und wohlgeordneten toskanischen Gesellschaften verbunden; man glaubte, die neue Gesellschaft würde fröhlich gedeihen, aber nicht einmal ihr Leben war gesichert, wiewohl ein Abgeordneter meinte, der Staat zeige sich zu freigebig gegen sie. Dies ist die wirthschaftliche Lage der vier Anfangs 1865 verschmolzenen Gesellschaften.

Das concessionirte Bahnnetz hatte 1600 Kilometer, 1284 auf königlichem, 316 auf päpstlichem Gebiete. In Betrieb waren nur 965 Kilometer, davon 759 auf italienischem Gebiet. Durch Vertrag vom 22. Juni 1864 wurde der Gesellschaft eine Unterstützung von Lire 13,250 per Kilometer zugesichert, solange der Rohertrag nicht Lire 12,000 erreichte; der Minister rechnete darauf, daß die Gesellschaft, nach Vollendung des ganzen italienischen Netzes von 1284 Kilometer, im Stande sein würde ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen; indessen da nach dem neuen Unterstützungsmodus die 759 im Betrieb befindlichen Kilometer, mittelst der Staatsgarantien, der Gesellschaft nur etwa 10 Millionen eingebracht hätten, so fuhr man fort die alten Garantien, die sich auf Lire 15,767,515 beliefen, zu bezahlen, bis die neuen in Folge der Ausdehnung des Netzes diese Summe übersteigen würden. Außerdem verfügte die Gesellschaft in Folge der Abtretung der Linien Bologna-Ancona über eine Annuität von Lire 3,556,000, ferner über den Reinertrag des Betriebs von 206 Kilometer auf päpstlichem Gebiet, der sich auf Lire 412,824 belief, und über eine Garantie der päpstlichen Regierung von etwa Lire 1,300,000, d. h. alles zusammen über Lire 21,036,339. Mit dieser Summe mußte sie außer den Zinsen der schwebenden Schuld, für die Zinsen und Amortisationen der Actien 7,132,660 für die Obligationen 21,898,904, d. h. im Ganzen Lire 29,031,564 bezahlen, woraus sich ein Deficit von Lire 7,995,225 ergab. Außerdem berechnete man, daß die Gesellschaft, um die alten Netze zu vervollständigen ein neues Kapital von 72 Millionen,

brauchte. Es war also offenbar, daß die Gesellschaft ihren Verbindlichkeiten nicht würde nachkommen können, aber man hoffte eben immer, daß die Eisenbahnen wenig kosteten und viel einbrächten; eine der Illusionen, die Italien so theuer zu stehn kamen.

Nur für ein Eisenbahnnetz, das der Südbahnen, veranschlagten Regierung und Gesellschaft den Ertrag geringer, als er sich thatsächlich herausstellte. Die erste „Concession Bastogi“ garantierte auf jeden im Betrieb befindlichen Kilometer einen festen Rohertrag von Lire 29,000 welche man etwa im Verhältniß von Lire 16,000 für die Bezahlung des Baukapitals und Lire 13000 für die Betriebskosten vertheilen zu können glaubte. In den ersten Jahren war der Rohertrag wenig über Lire 7000, die Garantie von Lire 29,000 war daher für die Gesellschaft ein reichlicher Ersatz, aber ihre Leiter, kluge und erfahrene Leute, verwandten den Ueberschuß, statt ihn unter die Actionäre zu vertheilen, zu Bauten und sparten so in glücklichen Tagen für künftige weniger frohe. Es war offenbar, daß die Gesellschaft bei einer solchen Form der Garantie großes Interesse daran hatte, daß der Verkehr auf ihren Linien sich nicht entwickelte, da sie um so mehr verdiente, je weniger sie arbeitete. Aber Ehrlichkeit und Rechtsinn hielten die Leiter von der Verfolgung dieses Wegs zurück, und das Vaterland ist ihnen für ihre Thätigkeit zur Hebung des Handels auf den Südbahnen zu Dank verpflichtet. Diese durchliefen Landstriche denen diese Beförderungsweise noch neu, die modernen Verkehrsmittel ungewohnt waren; die Gesellschaft stellte sehr niedrige Tarife auf und richtete — etwas neues in Italien — die vierte Klasse ein, welche die minder reichen Klassen gewöhnte, sich der Eisenbahn zu bedienen. Unterdeß hatte sich die Regierung davon überzeugt, wie sehr jenes Garantiesystem den Interessen des Landes zuwider lief, und suchte es durch den Vertrag vom 28. November 1864 zu verbessern, der dann durch den vom 9. Februar 1865 berichtigt wurde. Hierdurch wurde der Südbahngesellschaft eine feste jährliche Summe von Lire 500 auf den Kilometer bewilligt, als Ersatz für Arbeiten, Voranschläge, Verluste durch Contraktsbrüche und Vorarbeiten für einige Linien, die man fallen liefs, ganz zu schweigen von den größeren

Ausgaben auf den neuen Linien. Auf drei Jahre, also bis 1868 verpflichtete sich die Regierung eine feste Unterstützung von Lire 22,000 auf den Kilometer zu zahlen, ohne Rücksicht auf die Höhe des Rohertrags, dann wurde die Summe auf Lire 20,000 herabgesetzt, und der ganze Rohertrag fiel der Gesellschaft zu, bis er Lire 7000 erreichte. Der Ueberschuß des Rohertrags über die Lire 7000 hinaus sollte zu gleichen Hälften an Regierung und Gesellschaft vertheilt werden, bis der Rohertrag Lire 15,000 auf den Kilometer erreichen würde, jeder Ueberschuß über diese Summe sollte einzig zur Verminderung der Staatsunterstützung dienen. So belief sich der vom Staat garantierte höchste Rohertrag auf Lire 31,000 per Kilometer, überstieg also die zuerst bewilligte Summe, aber der Staat hatte den Vorthail, in den ersten Jahren weniger zahlen zu müssen und sparte etwa Lire 2000 per Kilometer: und grade damals hatte die italienische Regierung Geld dringend nöthig.

Man hatte, wie Correnti in seinem Bericht über das Gesetz, welches den Vertrag mit der Südbahngesellschaft genehmigen sollte, gesteht, dieses Garantiesystem angenommen in der Meinung, daß sich die Einkünfte der Südbahnen dauernd auf etwa Lire 8000 belaufen würden. Doch diese Erwartungen wurden getäuscht, und das neue, *a scala mobile* genannte Garantiesystem war weit entfernt, den Fehler des früheren Systems gut zu machen, wonach die Vermehrung des Verkehrs auf den Linien dem Interesse der Gesellschaft zuwider lief. Im Jahr 1873 überstieg der Rohertrag Lire 15,000 auf den Kilometer — er belief sich auf Lire 15,507 — und wenn er noch weiter gewachsen wäre, statt 1875 nur auf Lire 14,594 zu kommen, so hätte diese für den italienischen Handel so günstige Thatsache den Ruin der Gesellschaft herbeiführen können. Man berechne doch nur die Einnahmen der Gesellschaft unter der Voraussetzung, daß der Rohertrag wie in den ersten Jahren des Betriebs sich nur auf Lire 7000 belaufe, und dann unter der Voraussetzung, daß er auf Lire 28,000 steige, was etwa der gegenwärtige Ertrag der oberitalienischen Bahnen ist. Unter der ersten Voraussetzung würde die Gesellschaft ein Einkommen von Lire 27,500, unter der zweiten nur von Lire 18,500 haben; und doch würden zum Erzielen eines

Ertrags von Lire 28,000 auf den Kilometer sicherlich viel größere Betriebskosten nöthig sein als zum Erzielen von Lire 7000. Thatſächlich bedingt jede Vermehrung des Geſamtertrags über die Lire 15,000 hinaus einen Verluſt der Geſellſchaft.

Die Conceſſion zu den Südbahnen war gegeben worden, ohne zuvor den Weg der verſchiedenen Linien richtig geprüft zu haben; einige derſelben durchſchnitten Provinzen, in denen das Brigantenweſen blühte. Regierung und Geſellſchaft verfielen in Irrthümer: jene ertheilte Conceſſionen für Linien, die ſie dann aufgeben mußte, wie es mit der von Coroza durch den Vertrag von 1865 geſchah; dieſe hatte nicht und konnte nicht haben einen genauen Voranſchlag der ungeheuren Koſten, die für einige ihrer Bahnen über den Appenin erfordert wurden. Daher ging ſie mehrmals, da ſie obendrein nicht alle ihre Obligationen hatte unterbringen können, ſchweren finanziellen Kriſen entgegen. Sie wurde gerettet durch den einſichtsvollen Eifer ihrer Direktoren und die Zuſammenſetzung des Verwaltungsraths aus fähigen, dem Gemeinwohl ergebenden Männern, die in ſchwierigen Augenblicken, um den Credit der Geſellſchaft aufrecht zu halten, ſie aus eignem Beutel unterſtützten.

Ueber die anderen Bahnen, welche 1865 reorganifirt wurden, nur ein paar Worte. Die Conceſſion für die liguriſche Bahn wurde der neuen römischen Bahngeſellſchaft gegeben, doch nach kurzer Zeit, da dieſe ſich nicht die zu ihrer Vollendung nöthigen Gelder verſchaffen konnte, wieder an den Staat abgetreten, der dann ihren Bau vollendete und ihren Betrieb für ſeine Rechnung der oberitalienischen Geſellſchaft überliefs.

Das kalabriſch-ſiciliſche Bahnnetz war durch Geſetz vom 15. Auguſt 1863 der Geſellſchaft Vittorio-Emanuele überlaſſen, deren oberitalienische Bahnen der Staat erwarb. Aber das Glück lächelte ihr nicht bei dem neuen Unternehmen und ſie mußte mehrmals in ſchwierigen finanziellen Lagen vom Staat unterſtützt werden. Durch Geſetz vom 13. Mai 1866 wurde der Ertrag von Lire 2,226,000, dem Preis der Sektion Teſſin, welche dem Staat in Hypothek gegeben war, befreit. Im ſelben Jahre gewährte man der Geſellſchaft einen Vorſchuß von 18 Millionen in Schatzanweiſungen, die

auf die Garantiefumme zurückzuerstatten und bis dahin von der Gesellschaft zu verzinsen wären. Endlich, da alle zur Belegung der Gesellschaft angewandten Mittel sich als eitel erwiesen, nahm die Regierung durch Gesetz vom 31. August 1868 die Concession zurück und betraute die Gesellschaft Vitali, Charles, Picard mit dem Bau des Bahnnetzes.

Die sardinischen Eisenbahnen existirten 1865 nur auf dem Papier.

III.

In den für die Eisenbahnen der Halbinsel wenig günstigen Jahren 1865—1870 trug die Regierung Sorge, den Gesellschaften, welche sie betrieben, ein Halt zu sein. Allerdings hielt sie sie manchmal so, wie das Seil den Gehenkten und man könnte finden, daß die gewährten Unterstützungen bisweilen jenen Darlehen gleichen, welche Wucherer Söhnen reicher Familien machen, indem sie ihre Wechsel theils gegen Geld, theils gegen einbalfamirte Krokodille, gegen Pfrsichkerne und ähnliche Säckelchen discontiren: aber dies geschah ohne Vorbedacht und war nicht etwa auf eine systematische Vernichtung der Privatgesellschaften abgesehen. Die Finanzkrisis des Jahres 1866 hatte die Verhältnisse der römischen Bahnen, die, wie wir gesehen, schon früher ungünstig waren, noch schwieriger gemacht, so daß die Regierung sich genöthigt sah, zwischen dem Bankrott der Gesellschaft und einer neuen Unterstützung an sie zu wählen. Letztere wurde beschloffen und ausgeführt durch den Vertrag vom 15. October 1866. Die Regierung zahlte 30 Millionen der Unterstützung im Voraus in Schatzanweisungen und nahm die Rückgabe der ligurischen Bahn an, deren Bau sie auf Rechnung der römischen Bahngesellschaft fortsetzte; aber sie gab mit einer Hand und nahm mit der andern. Erstlich fielen die Zinsen der Schatzanweisungen natürlich der Gesellschaft zur Last, sodann liefs sich die Regierung 100,000 Obligationen, welche jene nicht hatte unterbringen können, einhändigen mit dem Rechte sie zu verkaufen, um sich bezahlt zu machen, vorausgesetzt daß der Preis jeder Obligation nicht geringer als Lire 150 wäre. Noch viele andre Lasten fielen der Gesellschaft zu; jeden-

falls durfte man sagen, daß die gewährte Vorausbezahlung theuer erkaufte war, und konnte nicht hoffen, die Lage durch solche Auskunftsmittel zu verbessern; die Katastrophe des Bankrotts war um kurze Zeit verzögert und kam drohend wieder zum Vorschein im Jahre 1868. Schon in jenen zwei Jahren waren die 30 Millionen, die sie der Regierung für die Vorausbezahlung der Schatzanweisungen schuldete, durch Zinsen und Disconto auf 38 Millionen angewachsen. Sie hatte eine schwebende Schuld von Lire 50,447,528. 32. Ihre jährlichen Activa betrugen etwa 30 Millionen, ihre Passiva 32 Millionen, also ein Deficit von etwa 2 Millionen. Aber es ist zu bemerken, daß unter den Passivis nicht weniger als Lire 2,704,550 Staatsrente figurirten, welche für die vom Staat auf Rechnung der Gesellschaft gebaute ligurische Bahn emittirt war.

Die Regierung sah ein, daß man nicht länger in diesem System verharren dürfe, nahm die Rückgabe der ligurischen Linie von Massa bis zur französischen Grenze an und kaufte der Gesellschaft für 35 Millionen die Linie Florenz-Pistoja-Massa ab, während sie zugleich der Gesellschaft verschiedene Verzögerungen der ihr zu leistenden Zahlungen gewährte.

Die Unterstützung war an die Bedingung geknüpft, daß die Gesellschaft von der päpstlichen Regierung eine feste jährliche Unterstützung von Lire 2,500,000 erhalte, und sie erhielt diese wirklich durch die Verfügungen vom 27. Juni und 15. Juli durch welche man sich zugleich über die schwebenden Streitigkeiten verglich. Aber die italienische Regierung hatte die Verschmelzung des päpstlichen Bahnnetzes mit dem der römischen Gesellschaft angeordnet, was der Regierung des Papstes so mißfiel, daß sie, als die neuen Statuten veröffentlicht wurden, durch Verfügung vom 21. December 1868 die gegebene Concession suspendirte. Darauf hin bat die Gesellschaft bei der italienischen Regierung um Erlaubniß, ihre Statuten zu ändern, diese ließ sich endlich 1870 nach langem Widerstande dazu herbei, und die Gesellschaft würde sicherlich die Unterstützung der päpstlichen Regierung wieder erhalten haben. Aber diese fiel, die italienische Regierung trat an ihre Stelle und bediente sich der Verfügung vom 21. December 1868, welche einer von ihr selbst veranlaßten Fassung der Statuten zum Trotz erlassen worden war, um

der Gesellschaft die Unterstützung zu verweigern. Sicherlich kein schönes Beispiel von *bona fides*, aber wir sind nun in einer Periode, in der die Regierung glaubte sich alles erlauben zu dürfen, um die Gesellschaften zu verfolgen.

Die Südbahngesellschaft befand sich auch nicht in erfreulicher Lage, ihre Bauten waren nicht vollendet, der Verkehr war in stetigem Wachsen begriffen und dies war, aus den angeführten Gründen, ein großer Nachtheil für die Gesellschaft.

Es gab ferner für die Eisenbahnindustrie in Italien gemeinfame Ursachen des Verlusts. Der Zwangscurs und das sich daraus ergebende Agio auf Gold beschwerten die Bilanz, Kohlen und Eisen stiegen in Folge der auswärtigen Krisen bedeutend im Preise. Die andern Industriezweige konnten sich durch Erhöhung ihrer Preise für diese Verluste schadlos halten, der Eisenbahnindustrie wurde dies von der Regierung nicht erlaubt: diese hatte zwar ihre Zustimmung zu den bedeutenden Preisherabsetzungen der süd- und oberitalienischen Bahn zum Zweck der Beförderung des Handels ertheilt, verbot aber nun, da das Bedürfnis drängte, auch die kleinste Erhöhung. Sie nöthigte sie selbst auf Linien, wo nur sehr wenige Passagiere und noch weniger Waaren befördert wurden, viele Züge beizubehalten, die so der Gesellschaft eine sehr schwere Last und Niemandem ein Vortheil waren.

Die Verhältnisse waren sehr einfach; sie lagen so, daß man bei Aufrechterhaltung des Tarifs, mit Regierungsunterstützung und zahlreichen nutzlosen Zügen die Zinsen des Kapitals und die Betriebskosten nicht beschaffen konnte. Daher war es nöthig die Unterstützungen zu vermehren oder aber einige Züge eingehen zu lassen. Sodann aber, sollte man die Eisenbahnen in den Händen der Gesellschaften lassen oder war es besser, daß sie die Regierung besäße? Dies war der öffentliche Grund weshalb der Ankauf vorge schlagen wurde, zuerst der der Römischen und der Südbahnen, und sodann der Oberitalienischen. Aber es gab noch einige andre Gründe, die nicht ans Licht der Sonne kamen. Der Ehrgeiz einiger Politiker drängte sie, nach dem mächtigen Einfluß zu streben, den der Besitz der Eisenbahnen stets der Regierungspartei gibt. Die Bureaukratie, welche immer mit Neid auf die prächtigen Gehälter der Gesellschaftsbe-

amten sah und daraus kein Hehl machte, wie es in einem Bericht an die Kammer geradezu angedeutet ist, sah jubelnd den Augenblick nahen, wo sie sich an dem Mahl der großen Eisenbahnverwaltung niedersetzen würde, während sie bisher nur die Brodkrumen davon aufgelesen hatte, die übrigens nicht so unbedeutend waren. Sie hatte in der römischen Bahngesellschaft Fuss gefaßt und beherrschte sie. Nach Beseitigung des Betriebsdirectors, der die Interessen der Actionäre vertrat, stellte sie einen andern an, der Sectionsvorstand im Ministerium der öffentlichen Arbeiten war. Ein Regierungscommissär bestand zuerst in einer von der Regierung angeordneten Erhebung darauf, daß eine italienische Bahngesellschaft Locomotiven kaufen müsse und ließ sich dann von derselben beauftragen, solche im Ausland zu bestellen. Die allgewaltige und kleinliche Beaufsichtigung der Regierung hinderte das Vorgehen der Gesellschaft bei jedem Schritte. Ein Stückchen, unglaublich aber wahr, wurde der Gesellschaft Adam Smith von Herrn Sacerdoti erzählt. Ein Firnisfleck kam, im Dienst, auf die Uniform eines Stationsvorstehers; drei Monate wurde mit dem Ministerium Correspondenz gepflogen um festzustellen, ob eine neue Uniform gemacht oder die alte mit Anrechnung des Preises als Hausrock beibehalten werden sollte. Und dieser Fall ist nicht vereinzelt; oft mußte man der Ausgabe einer Lira wegen sich Erlaubniß von Rom holen und viele Briefe wechseln.

Edler waren die Beweggründe, die eine auserwählte Schaar von Denkern den Ankauf der Bahnen wünschen ließ, um dadurch dem Staat jenes mächtige Mittel der Civilisation in die Hände zu geben: und dies ist sicherlich eins der logischsten Ergebnisse der neuen nationalökonomischen Schulen.

Der Ankauf der Bahnen war schon 1866 von Jacini vorgeschlagen worden; aber mit ganz andern Mitteln und Zielen als die gegenwärtigen, und würdig jenes vortrefflichen Staatsmannes, der immer die Fahne der Freiheit hochhielt und niemals die großen, vom Grafen Caovur verkündeten Grundsätze der Privatinitiative verläugnete. Der Gesetzentwurf, der nicht zur Verhandlung in der Kammer kommen konnte, schlug in der Hauptsache vor, die Bahnen vermittelt Emission neuer 3%iger Obligationen zu erwerben.

Der vom Ministerium Minghetti-Spaventa vorgeschlagene Ankauf hatte ganz andre Zielpunkte. Zuerst, 1874, begnügte man sich, den Besitz der römischen und der Südbahnen dem Staate zuzusichern, in dessen Händen ganz und gar die Feststellung der Tarife liegen sollte. Den Betrieb würde man unter Feststellung einheitlicher Transportpreise an die Südbahngesellschaft in Pacht gegeben haben, aber schon tauchte die Hoffnung auf, daß künftig der Staat den Betrieb der Bahn selbst übernehmen könnte, und sie wurde lebhafter, als man 1875 über den Ankauf der Bahnen der *Alta Italia* verhandelte. Die Gesellschaft, welche diese Bahnen besaß, hatte einige glückliche Jahre gehabt — wiewohl sie übrigens nicht alle ihre Obligationen unterbringen konnte — ging aber jetzt aus mancherlei Gründen einer Finanzkrisis entgegen; unter ihnen war der wichtigste der, daß sie das Experiment einer bedeutenden Preiserniedrigung gemacht hatte, und der Staat, als der Versuch mißlang, nicht erlaubte, die Preise wieder zu erhöhen. Außerdem hatte auch sie viele nutzlose Züge, welche die Regierung nicht erlaubte eingehen zu lassen. Ferner hatte der Verwaltungsrath das schwere Unrecht begangen, viele Ausbesserungskosten auf das Hauptconto zu setzen, anstatt als Betriebskosten zu verrechnen. Schliesslich war die Gesellschaft des kleinen lästigen Krieges müde, den ihr die Regierungsagenten bereiteten; die ihrem Schiedsgericht vorgelegten Fragen waren unendlich und sehr verschiedener Natur, und wurden nie gelöst; daher nahm die Gesellschaft die Vorschläge zum Ankauf sehr günstig auf und suchte nur dabei den grösstmöglichen Vortheil zu erreichen, was ihr leicht gelang in Folge des so lebhaften Wunsches des Ministeriums und des Unterhändlers den Vertrag abzuschliessen — dies unerläßliche Mittel zu dem so ersehnten Betrieb durch die Regierung. Als dieselbe Gesellschaft die Regierungsbahnen kaufte, hatte sie keine andre Abschätzungsbasis annehmen wollen, als die des wirklichen Einkommens, und Regierung und Parlament fanden das durchaus billig. Nun da die Gesellschaft verkaufte, wollte sie statt dessen, daß der Preis auf der Grundlage des für die Linien ausgegebenen Kapitals berechnet würde, und Regierung und Parlament stimmten gleicher Weise der veränderten Grundlage bei.

Kaum erfuhr man in Italien die Absicht des Ministeriums Minghetti, die Bahnen vom Staat ankaufen und betreiben zu lassen, so erhob sich eine heftige Opposition, besonders gegen den Betrieb durch die Regierung. Um die Ereignisse richtig zu beurtheilen, muß man bedenken, daß die neue Thatsache nicht vereinzelt auftrat; schon seit einiger Zeit waren die neuen staatswirthschaftlichen Lehren auf der Halbinsel verkündet und nun machte das Ministerium Minghetti Miene sich zu ihnen zu bekennen. Eine Anzahl von Gesetzen, die den Freunden der Nichteinmischung der Regierung verhaßt waren, wurden vorbereitet, ebenso ganz im Geheimen Verhandlungen über Handelsverträge, die resultatlos blieben; nur das verlautete, daß man nicht abgeneigt sei, einige Industrien in mehr oder weniger verdeckter Weise zu begünstigen. Die Regierung zeigte eine entschiedene Neigung, Alles in Rom zu concentriren, und schon zeigte sich Verstimmung in verschiedenen Theilen Italiens, besonders in Toskana, dem ersten europäischen Lande, welches die staatswirthschaftlichen Freiheiten — wenn auch unter absoluter Regierung — genossen hatte. Die Fahne des *selfgovernment*, die vom Grafen Cavour so ruhmreich hochgehalten worden und unter der auch Minghetti gedient hatte, lag am Boden; Peruzzi richtete sie wieder auf und, indem er sich mit den Toskanern von der Mehrheit trennte, kündigte er in einem Brief an Minghetti, der später veröffentlicht wurde, kurz und gradaus an, daß er sich mit seinen Freunden eifrig und unermüdlich diesem nach seinem Urtheil ganz verderblichen Vorgehen der Regierung widersetzen würde. Das Ministerium hoffte bis zum letzten Augenblick auf Sieg und man muß gestehen, es war eigenthümlich, daß Minghetti am selben Tage fallen sollte, an dem er vor das Land trat, um ihm die frohe Botschaft zu verkünden, daß das so ersehnte Gleichgewicht der Bilanz erreicht sei. Aber das Unglück war gerade das, daß er, statt sich mit dem gerechten Anspruch auf den Ruhm eines Wiederherstellers der Staatsfinanzen zu begnügen, Miene machte die Barke des Staats in stürmische Meere zu lenken und so das nicht sehr gesicherte Gleichgewicht wieder zu gefährden. Als Minghetti in Legnago sagte: „Ich hoffe, daß wir von nun an uns wohl bedenken, ehe wir selbst Eisenbahnbauten

unternehmen; wir sind nicht reich genug“, da sprach er die Sprache der Vernunft, und es ist ein schweres Unglück für das Land und für die liberale Partei, daß sie in ihm einen ihrer streitbarsten Kämpen verliert, daß er sich durch Sella's Drohung zur Linken überzugehen einschüchtern liefs und so weise Grundsätze aufgab.

Der Vorwand, unter dem das Ministerium am 18. März 1876 gestürzt wurde, ist bekannt. An jenem Tage hielt Minghetti eine der glänzendsten Reden seiner langen parlamentarischen Laufbahn; nach Widerlegung der Anklagen, die wegen der Mahlsteuer gegen ihn erhoben wurden, forderte er kühn den Kampf heraus auf Grund der Frage, welche in Wirklichkeit die Gemüther erhitze: die des Ankaufs und des Betriebs der Bahnen, zählte alle von der alten Rechten dem Vaterland geleisteten Dienste auf, die Befestigung der nationalen Einheit, die Erreichung des Gleichgewichts der Bilanz; und zeigte so, daß sie nicht ruhmlos von ihrer Machtstellung herabsteige. Doch etwas fehlte diesen so beredten Worten, die tiefe Erregung des Mannes, der sich erhebt, um die Grundsätze, denen er sein Leben geweiht hat, zu vertheidigen. Diesen hört man in Spaventa's Rede, in Genala's schöner Entgegnung darauf, sowie in Peruzzi's Rede und Baron Ricafoli's wenigen bei der Verhandlung über den Baseler Vertrag im Juni 1876 gesprochenen Worten. Spaventa ist kein Redner, aber in jenen Worten war ein solcher Zug tiefer Ueberzeugung, daß sie auch die Gegner mit sich rissen. Er bekannte, für die Staatsallgewalt zu schwärmen und im Collectivismus das Hauptmittel gegen die Gebrechen der Menschheit zu erblicken. Man kann diese Lehren für durchaus verderblich, ihre Anwendung für höchst schädlich für das Vaterland halten; aber man darf Spaventa die Achtung und Bewunderung nicht versagen, welche jeder loyale und lebhaftere Wunsch seinem Vaterlande zu nützen hervorruft.

Die Rede Peruzzi's und die Worte Baron Ricafoli's, fassen das öffentliche Leben jener ausgezeichneten Staatsmänner zusammen. Sie haben immer für Freiheit und Individualismus gekämpft und in dieser Eisenbahnfrage finden wir sie wieder treu der Fahne, die sie immer vertheidigt haben.

Der Baseler Vertrag, durch das Ministerium der Linken der Kammer von Neuem vorgelegt, wurde genehmigt; der Kampf drehte sich hauptsächlich um den von den neuen Ministern in den Entwurf eingeführten Artikel 4, der bestimmte, daß der Betrieb der Eisenbahnen der Privatindustrie überlassen würde. Dieser Artikel hat an sich wenig praktische Folgen, er war vielmehr eine Erklärung über Grundsätze, die vielleicht nicht gerade in ein Gesetz gehörte, aber doch geeignet war, zusammen mit der Diskussion, die vom Parlament verlangte Richtung klar zu machen.

Es ist kein Zweifel, daß Freiheit bestehen kann, ob nun der Staat die Bahnen verwaltet oder nicht; besondere Umstände können bald den einen, bald den anderen Weg empfehlen, und man darf sich nicht einbilden, eine absolute Lösung, die auf jeden Fall paßt, finden zu können. Man soll eine Thatfache nie vereinzelt, sondern immer im Zusammenhang mit den andern gleichzeitigen Thatfachen und den Verhältnissen des Landes, in dem sie auftritt, beurtheilen. So hat diese selbe Thatfache des Betriebs der Eisenbahnen durch die Regierung, betrachtet im alten Königreich Sardinien, in Belgien oder im neuen Königreich Italien, ganz verschiedene Folgen; wohlgemerkt, in politischer Hinsicht: denn in staatswirthschaftlicher dürfte man überall finden, daß der Betrieb durch Gesellschaften weniger kostspielig ist als der durch den Staat. Im Königreich Sardinien war die Politik der Regierung des Grafen Cavour entschieden die des *selfgovernment* und der weitesten Freiheit, in Belgien haben die communalen Freiheiten eine Macht und Lebenskraft, die man durchaus nicht in Italien findet, und es ist bekannt, daß jene eine der bedeutendsten Faktoren des Individualismus sind. Wenn nun in einem Complex von Mafsregeln, die auf dasselbe Ziel gerichtet sind, sich eine einzelne davon entfernt, so hat sie für gewöhnlich nicht die Fähigkeit weit vom rechten Wege abzulenken; aber wenn sie statt dessen eine günstige Atmosphäre findet, so kann sie der ganzen Politik eines Landes ihre Richtung geben: grade wie eine Pflanze auf ungünstigem Boden sich nicht weiter verbreitet, wenn sie aber ihrer Natur angemessenes Land findet, es ganz bedeckt. Im neuen Königreich Italien war in den letzten Jahren die Atmosphäre der Einmischung der

Regierung sehr günstig geworden, vielleicht mit deshalb, weil sie in ganz Europa dazu neigt, es zu werden; der Betrieb der Bahnen durch die Regierung hätte hier also Resultate von ganz andrer Tragweite haben müssen, als er in Piemont hatte, in Belgien noch hat und in England haben könnte. Man beachte auch, daß in Italien die Eisenbahnindustrie die einzige große Industrie des Landes genannt werden darf, während in den zwei letztgenannten Ländern die Eisen- und die Kohlenindustrie jener an Wichtigkeit nicht nachstehen, und sicherlich müssen die Wirkungen verschieden sein, je nachdem in einem Lande die Regierung die einzige große Industrie, die existirt, in Händen hat oder nur eine von vielen großen Industrien, die dort in Blüthe stehen.

In der Hand eines vom Grafen Cavour geleiteten Ministeriums und unter den Zeitverhältnissen, unter denen der Betrieb der Bahnen durch die Regierung in Piemont eingeführt wurde, konnte er auch dem wärmsten Freunde der Freiheit keinen starken Anlaß zur Furcht geben; aber wohin würde er uns geführt haben in den Händen eines Ministers wie Spaventa, der die Allgewalt des Staates zum Dogma macht? Und wenn von allen Seiten drohende Wogen die Grundsätze des Individualismus umzingeln, ist es da klug, die Vorwerke ohne Vertheidigung preiszugeben oder ziemt es sich nicht vielmehr, um jeden Fußbreit Landes zu kämpfen?

Aus der Gesamtheit der bekannten Thatfachen scheint sich ein allgemeines Gesetz zu ergeben, das die Entwicklung eines jeden Organismus regelt. Diese Entwicklung besteht in einem Zusammenschließen der Theile zu gegenseitiger Abhängigkeit, welches von einer wachsenden Scheidung der Thätigkeiten derselben begleitet ist, und in keinem Falle erscheint dies Gesetz so deutlich wie in der Geschichte der menschlichen Gesellschaft. Der Individualismus und der Collectivismus haben darin ihren Platz und müssen zusammen vorwärts schreiten; denn wenn der erste voraus eilt, so haben wir eine zusammenhangslose Gesellschaft wie von Wilden, und wenn der zweite zu großen Einfluß gewinnt, so haben wir eine Gesellschaft wie die Chinesische, wo der Geist der Originalität und der der Erfindung, ohne welche es keinen

Fortschritt in der Menschheit gibt, gänzlich fehlen. Aber eine merkwürdige Ergänzung des erwähnten Gesetzes ist die, daß Zusammenfließen und Scheidung nie gleichen Schritt halten, der Weg scheint im Zickzack zu laufen, einem Schritt auf der einen Seite folgt ein zweiter auf der andern. Im gegenwärtigen Augenblick scheint sich in ganz Europa die gesellschaftliche Organisation dahin zu neigen, sich auf der Seite des Collectivismus zu vervollkommen: wenn der Widerstand des Individualismus kräftig und stetig sein wird, wird er verhüten, daß der Schritt sich über das richtige Maß hinaus vergrößere, und wird den darauf folgenden Fortschritt nach der Seite der Differenzirung hin vorbereiten.

Diese Abschweifung, veranlaßt durch die Eisenbahnen, wird manchem müßig erscheinen, doch meiner Ansicht nach läßt sich nur an der Hand dieser Prinzipien das Vorgehen der beiden Schulen, die sich in Italien wie in ganz Europa das Feld der Staatsverwaltung streitig machen, billig und unparteiisch beurtheilen.

Wenn wir kurz die in diesem Aufsatze dargelegten Verhältnisse wieder durchlaufen, so wirft sich von selbst die Frage auf: warum hat die Eisenbahnindustrie in Italien im Allgemeinen ein so wenig glückliches Schicksal gehabt?

Um diese Frage gebührend zu beantworten, muß man erstlich beachten, daß die Eisenbahnindustrie nach allgemeiner Erfahrung viel weniger einträglich gewesen ist, als man ihr Anfangs zutraute. Während ohne Zweifel die Bahnen vom größten Nutzen für die Wohlfahrt und Civilisation der Völker sind, sind sie andererseits fast immer für die Aktionäre wenig fruchtbringend gewesen. Freilich trugen zu diesem Ausgang Börsenspiel und Spekulationen bei; die Zinsen, welche den Aktionären hätten zukommen sollen, verflüchtigten sich allzu häufig in den Händen glücklicher und verwegener Baquiers; aber man darf doch nicht verkennen, daß dies mehr ein Nebenumstand, als die allgemeine Urfache war. Diese muß man darin suchen, daß die Eisenbahnen nicht nur in direkter Weise dem nützen, der sich ihrer bedient, sondern auch in indirekter allen Bürgern. Dies ist vielleicht in jeder Industrie bemerklich, aber in keiner in so hohem Grade wie in der Eisenbahnindustrie, und in dieser Hinsicht ist es wahr, daß sie einen Zweig der

öffentlichen Dienstleistung ausmacht. Daraus folgt, daß die von der Eisenbahnindustrie geleisteten Dienste von dem, der sich ihrer direkt bedient, nur theilweise vergütet werden. Das Gefühl dafür ist so lebhaft im Gewissen der Völker, daß alle gebildeten Nationen die Eisenbahnen auf Staatskosten unterstützen lassen; und dies hat auch England für Irland gethan.

In Italien sind die Eisenbahnen nicht im Stande die Zinsen des Baukapitals zu beschaffen; manche bringen nicht einmal genug ein, um die laufenden Betriebskosten zu bestreiten; daher war es unerläßlich, wenn man die Halbinsel mit diesem Verkehrsmittel beschenken wollte, daß der Staatschatz einen Theil der Kosten trug. Eine der Hauptursachen, weshalb die Eisenbahnindustrie bei uns nicht gedieh, ist nach meiner Ansicht grade die, daß diese unerläßliche Staatsunterstützung statt wie in Frankreich, sogleich im verlangten Maße, nur kümmerlich und tropfenweise verabreicht wurde, indem man die Gesellschaften bis an den Rand des Bankrotts kommen liefs, um sie dann wieder aufzurichten, aber nie genug, um ihnen das Leben zu sichern, mit einer Hand gebend und mit der andern in Form von Steuern, unbezahlten Dienstleistungen und neuen verschiedenartigen Lasten nehmend. Uebrigens fehlt es der italienischen Regierung auch nicht an Entschuldigungen für dieses Vorgehen. Es herrschte eine große Täuschung über die Kosten der Bahnlinien, die gewöhnlich zu gering angeschlagen wurden; die politischen Verhältnisse der Halbinsel verlangten, wie schon erwähnt, Eile und deshalb wurden Concessionen gegeben, ohne daß die betreffenden Studien vorlagen. Der Staat täufchte sich im Glauben, daß eine geringere Unterstützung genüge, die Gesellschaften in der Hoffnung, die Linien mit viel weniger herzustellen als sie wirklich kosteten; daher fanden sie, als das Kapital vor der Zeit ausgegeben war, große Schwierigkeiten, ihre Obligationen unterzubringen. Die sehr kostspieligen Linien waren grade die Hauptschwierigkeit auf die die Südbahngeellschaft stiefs, und dafür kann man Niemandem Schuld geben, weil Niemandem die wahre Beschaffenheit des Landes, das die Bahnen durchschneiden sollten, bekannt war. Auch die römische Bahngeellschaft, bei der allerdings die Geldverschleuderungen, welche sich

die ersten Direktoren zu Schulden kommen ließen berücksichtigt werden müssen, hatte fortwährend gegen Schwierigkeiten dieser Art zu kämpfen.

Die wenig erfreulichen Verhältnisse des Staatschatzes waren eine andre Ursache, weshalb die Regierung die Unterstützungen nie im nöthigen Maße leisten konnte und gezwungen war, da sie aus Allem Geld zu schlagen suchte, die Eisenbahnen mit Steuern zu belasten.

Das Unvermögen und in manchen Fällen das Widerstreben gegen die Uebernahme von Opfern, die das Land für die Eisenbahnen, die es haben wollte, bringen mußte, hat verderbliche Folgen gehabt. Den immer zwischen Leben und Tod schwebenden Gesellschaften fehlte jeder Antrieb zu rechter Thätigkeit; sie gingen nicht kühn und entschlossen vor, sondern bemühten sich dem Staate einige Batzen oder diese oder jene Concession abzulisten, häufig die Zukunft der Gegenwart opfernd, wie einer, den die unerbittliche Noth drängt. Die Unterstützungen wurden den Eisenbahnen fast immer auf Umwegen, nie direkt gewährt; daher begreift man, wie die Gesellschaften die nachtheiligen und oft thörichten Bestimmungen, die sich in einigen Artikeln der Verträge mit der Regierung finden, z. B. den über die Garantie *a scala mobili*, annehmen konnten; ihre Einwilligung war der Preis für irgend welchen anderen Artikel, der sie wenigstens auf kurze Zeit dem Tode entriß. Die kostspieligen Linien, deren Bau die Regierung von der Südbahngesellschaft verlangen durfte, waren das stets über ihrem Haupte hängende Damoklesschwert und der Grund, weshalb sie gezwungen war, sich dem Gutdünken der Regierung zu fügen. Wenn sie nicht das Schicksal der römischen Bahngesellschaft theilte, so hatte sie dies nur dem glücklichen Umstande zu verdanken, daß sie außerordentlich gewandte und fähige Direktoren hatte.

In diesem fortwährenden Spiele von Intriguen und Zweideutigkeiten stand der Aktionär rathlos da, und man darf sagen, daß seine Beaufsichtigung, die in Aktiengesellschaften nie recht wirksam ist, in den italienischen Eisenbahngesellschaften fast oder vielleicht gänzlich gleich Null war. Die Gesellschaften Leopolda und Centrale Toscana erreichten glückliche Resultate; aber grade sie zeigen den wahren und

richtigen Charakter eines industriellen Unternehmens; ihr Leben war gesichert, sie bewegten sich frei in ihrer Sphäre. Die zweite vornehmlich verdankt ihr gutes Gedeihen der Sparsamkeit, mit der sie ihre Linien baute und betrieb. Dafs man diesem Beispiel nicht folgte, war eine weitere Ursache des Mißrathens der italienischen Eisenbahnindustrie. Gesellschaften die nicht genug hatten, um nur ihre Linien zu vollenden, gaben ungeheure Summen für glänzende Stationen in den Hauptstädten aus; die Gesellschaft der *Alta Italia* gab am Vorabend ihrer Unfähigkeit die Zinsen der Aktien zu bezahlen, mehrere Millionen für die Verlegung der Direktion von Turin nach Mailand aus. Die römische Bahngesellschaft hatte nicht genug Güterwagen, besafs aber zum Ersatz dafür viele sehr hübsche Salonwagen. Dazu kommt, dafs die Regierung die Gesellschaften zwingt viele fast unnütze Züge auf Linien zweiten Ranges beizubehalten, die nur einigen wenigen Abgeordneten dienlich sind. Die Schnellzüge der Hauptlinien haben viel mehr Wagen als nöthig wäre, in Folge der grofsen Zahl der für Regierungsbeamte reservirten Coupés. Während Spaventa und seine Freunde in der Debatte vom Juni 1876 den Betrieb der Bahnen für den Staat in Anspruch nahmen, um die Interessen des Publikums und der weniger Bemittelten zu wahren, hat sich, merkwürdig genug, die frühere Regierung ihres eignen Einflusses bei den Gesellschaften nie in diesem Sinne bedient. In England führen die Gesellschaften aus eignem Antrieb die dritte Klasse in die Schnellzüge ein, in Italien sind diese nur aus Wagen erster und zweiter Klasse zusammengesetzt. Der Einflufs der Regierung beschränkt sich darauf von den Gesellschaften die Einrichtung von Jagdzügen zu verlangen, die nur einigen Parlamentsmitgliedern und wenigen Reisenden erster Klasse dienen; aber für die armen Reisenden zweiter und dritter Klasse hat die Regierung nichts, absolut nichts gethan. Zur Steuer der Wahrheit mufs ich hinzufügen, dafs Spaventa versuchte, den Mißbrauch der Freibillete zu beschränken, aber wie gewöhnlich war es wie ein feines Spinnweb, das die kleinen Fliegen festhält und die grofsen durchläfst.

Endlich mufs man unter die Ursachen der Schädigung der italienischen Eisenbahngesellschaften den Zwangs-

kurs der Banknoten und die immer wachsenden Steuern rechnen.

Die anderen Industrien, die ihr Material aus dem Ausland bezogen, erhöhten ihre Preise, um sich für das Agio aufs Gold schadlos zu halten, aber obwohl die Bahnen dadurch starke Verluste beim Ankauf von Kohlen und Eisen hatten, verbot ihnen die Regierung, ihre Tarife wieder zu erhöhen. Die das ganze Land drückende Steuer des Zwangskurses wurde also allein in der Eisenbahnindustrie ausschließlich von den Gesellschaften getragen.

Um einen Begriff von dem Wesen der Steuern zu geben, mag die folgende Vergleichung der Lage der Südbahngesellschaft im Jahr 1863 mit der des Jahres 1874 genügen.

	1863	1874
Kilometer im Betrieb	148	1,535
Gesamtsumme der Abgaben . .	172,554	4,988,092
Abgabe für jeden Kilometer im Betrieb	1,144	3,249
Procentatz der in Form von Steuern von der Staatsunterstützung wieder abgezogenen Gelder	5,29%	16,69%

Wenn die Steuern sich in dem 1863 festgestellten Maße gehalten hätten, so hätte die Gesellschaft 1874 nur Lire 1,787,123 bezahlen müssen; folglich hätte sich ihre Dividende, die nur 5% betrug, auf 8,20% belaufen und in solchen Verhältnissen hätte sicherlich die italienische Eisenbahnindustrie blühend genannt werden dürfen.

Was wird nun ihre Zukunft sein? Eine gegenwärtig schwer zu beantwortende Frage. Eins kann man nur voraussehen, daß der Staat alle Eisenbahnen aufkaufen wird. Dies ist schon geschehen mit der Gesellschaft der *Alta Italia*, ebenso nahezu mit der römischen Bahngesellschaft und in Kurzem wird auch die Südbahngesellschaft nachfolgen. Die calabrisch-sicilischen Bahnen, sowie die ligurische sind bereits Eigentum der Regierung, und die Linie Savona-Turin gleichfalls.

Als Eigenthümer dieses ausgedehnten Netzes von Eisenbahnen stehen dem Staate zwei Wege offen: sie selbst zu betreiben oder ihren Betrieb Privatgesellschaften zu überlassen; doch wird die Wahl nicht gänzlich frei sein, da man doch die gegenwärtigen Verhältnisse jener Industrie berücksichtigen muß. Jedenfalls wird, was in Italien geschehen mag, für die anderen Länder eine gute Lehre sein; wir haben uns nur allzusehr auf kostspielige Experimente eingelassen und nur eine einzige Hoffnung ist uns geblieben: daß die Einsicht der Männer der neuen liberalen Partei die Gefahren zu entfernen vermöge, denen das frühere Ministerium unbedachter Weise die Nation entgegen getrieben hat.

Vilfredo Pareto.

Zur Erinnerung

an

Philipp Joseph von Rehfues

als

Vermittler zwischen dem geistigen Leben Deutschlands und Italiens.

~~~~~

### Vorbemerkung.

Unter den Männern, welche zu Anfang unseres Jahrhunderts für tiefere Erkenntniß italienischen Lebens, Denkens und Dichtens mit Erfolg gewirkt haben, nimmt Philipp Joseph von Rehfues nicht die letzte Stelle ein. Seine Reisewerke: „Briefe aus Italien“, „Gemälde von Neapel“ etc. sind noch heute ihres reichen Materiales wegen geschätzt und dürfen namentlich vom Culturhistoriker nicht übersehen werden; seine Romane: „Scipio Cicala“, „das Castell von Gozzo“ und „die neue Medea“ besitzen neben anderen unbestreitbaren Vorzügen einen Hauptreiz durch die lebenswarmen, duftigen und farbenreichen Darstellungen italienischer Landschaften, italienischer Volksscenen; einer Reihe minder umfangreicher Arbeiten zu geschweigen, die alle aus dem Streben hervorgegangen sind, ein geistiges Band zwischen Deutschland und Italien zu knüpfen. Eine Erinnerung an diesen Mann und seinen Aufenthalt in letztgenanntem Lande dürfte in der „Italia“ an ihrem Platze sein und wird dadurch an Interesse gewinnen, daß unsere Mittheilungen größtentheils von Rehfues selbst herrühren, indem

---

1) Geboren zu Tübingen, 2. October 1779, gestorben zu Bonn, 21. October 1843 als königlich preussischer Geheimer Oberregierungsrath und vormaliger Curator der rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität.

seine im August 1843 begonnene, aber leider nur zu bald durch den Tod unterbrochene Autobiographie die Hauptquelle ist, aus welcher der Darsteller geschöpft hat und die dem Wortlaute nach in reichlicher Fülle zu verwenden ihm weit verdienstlicher erschienen ist, als eine Verarbeitung des in jener Quelle gebotenen Stoffes.

Wertheim, 14. März 1876.

Alex Kaufmann.

---

„Mein ganzes Dichten und Trachten,“ heisst es in Rehfuës' Autobiographie, nachdem er vorher seine Studienzeit in Tübingen geschildert, „war auf Italien gerichtet, und die Vorsehung begünstigte meine Wünsche über alles Erwarten. Das letzte Jahr meiner Studienzeit war noch nicht vorüber, als mir ein pensionirter Beamter, der mich in der Heerbrand'schen Familie kennen gelernt, den Antrag machte, als Lehrer in ein angesehenes Handelshaus nach Livorno zu gehen. Ich ergriff den Vorschlag mit beiden Händen, erhielt aber die Zustimmung meiner Eltern nicht ohne Schwierigkeit. Sie versprachen mir, wenn ich noch einige Jahre warten wollte, mich auf ihre Kosten nach Italien reisen zu lassen, aber ich war nicht zu halten, und so wurden denn die Einleitungen getroffen, um in die weite Welt zu gehen.“

Die guten Tübinger schüttelten den Kopf als sie von dem Wagstück hörten. Eine Reise nach Italien galt in jenen Tagen noch für eine halbsbrechende Unternehmung; man sprach von dem Leichtsinne der Eltern, welche ihren einzigen, erst zwanzigjährigen Sohn in das ferne Land gehen liessen, das von Mönchen, Banditen und Räubern wimmelte; die Meisten gaben den jungen Wagehals ohne Weiteres verloren und zweifelten nicht, dass er, wenn ihn auch die Dolche verschonten, wenigstens als ein Opfer des heißen Klima's fallen würde.

Nachdem er vor dem Landesconsistorium eine leichte theologische Prüfung bestanden und dann in Gegenwart einiger alter, schlafbedürftiger Consistorialräthe eine Probepredigt gehalten, reiste er am 16. Juli 1801 nach dem Lande

feiner Sehnfucht ab, nach „jener neuen Welt, in der er recht eigentlich nichts sah, als die Gruppe des Laokoon, den vatikanischen Apollo und die mediceische Venus, als eine große Galerie von Statuen, Gemälden und schönen Frauen“. Die Reise ging über Schaffhausen, Zürich, Bern, Lausanne, Genf, den Mont Cenis, Turin, Mailand nach Florenz, wo es dem Reisenden „erst zu Muth wurde, als ob er in Italien wäre“.

„Aufser Venedig“, bemerkt Rehfsues in der Autobiographie, „ist keine Stadt in Italien, die einen so eigenthümlichen Charakter hat; man glaubt ihr ihre ganze Geschichte anzusehen. In allen andern großen Städten drängt da und dort irgend eine Zeit massenweise vor, und in unseren Tagen ist es die Polizei, welche den Städten ein heiteres und lustigeres Ansehen verschafft, aber auch ihr Eigenthümliches verwischt. In Florenz herrscht keine Epoche vor. Alles scheint so natürlich aus einander entstanden zu sein und sich so Zeit an Zeit zusammenzureihen, daß man überall die Geschichte der Stadt von dem mediceischen Bürgerthum in der Republik bis zum mediceischen Fürstenthum zu erkennen glaubt. Auch das lothringische Haus, das an die Stelle der Medicis trat, zeigt sich nur als ihre Fortsetzung, und selbst jetzt, wo es vertrieben, und ein König von Etrurien aus Spanien im Anzuge war, hatte die Stadt die nämliche Physiognomie, wie fünf und zwanzig Jahre später, da ich jenen edlen Namen wieder hergestellt sah. Alles ist hier so fest gegründet, als ob es sich gar nicht verändern könnte“.

Was unsern jungen Kunstenthusiasten am meisten anzog, war der Palaß der Uffizien. „Hier“, sagt er, „sah ich Florenz in Florenz und konnte ihn nicht oft genug besuchen. Es liegt ein eigener Reiz in der Architektur des Gebäudes, in seinen Verzierungen und in der Anordnung der Kunstschätze. Die Zahl der Meisterwerke ersten Rangs ist gering gegen die Zahl im Ganzen. Aber Oelmalerei, Fresken und Skulpturen der verschiedensten Kunstepochen stehen so wenig störend nebeneinander, daß man auf jeder Stelle einige Zeit mit Vergnügen verweilt. Man fühlt nichts von der Ermüdung, der man in anderen Sammlungen nicht entgeht, wo das Verschiedenartige gefondert und das Verwandte zu-

fammengestellt ist. Man überläßt sich der Täufchung, als ob Alles, wie es hier nebeneinander fteht, fo auch in der Zeit fih allmählich zufammengefunden habe, und manches Kunftwerk gewinnt durch feine zufällige Nachbarschaft eine Bedeutung, die mit jeder Stimmung wechfelt. In den fpäter entftandenen Galerien, befonders in denen unferer Zeit, erfcheint Alles fo fchulmäßsig, fo abfichtlich; die Kunftwerke find nicht um ihrer felbft willen da; man hat fie von allen Enden und Ecken der Welt zufammengebracht, nicht um fie zu geniefsen, fondern um fie zu ftudiren. Ich zweifle, ob für das Publikum und für die Künftler dabei viel gewonnen wird. Jenes hat nicht Zeit, fih in der Menge zu orientiren und zu ruhigem Genuß des Beften zu gelangen; der Künftler aber wird leicht zu einer Eklektik verfucht, die zuletzt am Technifchen hängen bleibt“.

Rehfuës mag wohl, als er Florenz und feine Kunftfchätze das erſte Mal genofs, Bemerkungen diefer Art, welche fih nur einem durch Vergleichen geübten Auge aufdrängen, noch nicht angeftellt haben; auch währte fein Aufenthalt nur einige Tage (in der erften Hälfte des Auguſt), am 16. deffelben Monats traf er zu Livorno im Hauſe des Conſuls Stichling ein. Die Reife hatte fomit gerade vier Wochen beanſprucht.

Gleich am erſten Morgen nach feiner Ankunft ſtellte ſich ein Befuch bei ihm ein: der Prediger der holländiſchen Gemeinde, Johann Paul Schultheſius, und erkundigte ſich alſbald nach den deutſchen Büchern, welche Rehfuës mitgebracht habe; dieſer konnte ihn mit Wielands Agathodämon und Ariſtipps Briefen erfreuen, wogegen Schultheſius ihn mit italieniſcher Literatur bekannt zu machen verſprach. Der Verkehr mit dieſem Manne wurde für Rehfuës äufserſt angenehm und nutzbringend. Die gebildetſten und ſolideſten jungen Männer des Kaufmannsſtandes trafen in dem gaſtlichen Hauſe des Predigers zuſammen, und es herrſchte in dem kleinen Kreiſe deſſelben das lebhaftefte Intereſſe für deutſche und italieniſche Literatur. Hiezu gefellten ſich Schultheſius' reiche Lebenserfahrungen und eine ausgebreitete Landeskunde, da er bereits zwanzig Jahre in Italien gelebt hatte. Bei ihm machte Rehfuës die erſte Bekanntſchaft mit den Dramen Alfieri's, mit Boccaccio und den



übrigen Novellisten, unter welchen ihn besonders die volkstümlichen anzogen; aber auch der bildenden Kunst wurde er in Livorno nicht ganz entfremdet.

„Zu jener Zeit“, erzählt er in der Autobiographie, „befand sich daselbst ein Maler, mit dem ich die engste Freundschaft schloß. Er war ein Ungar von Geburt, der jüngste von mehreren Brüdern, die alle in den türkischen Schlachten für das Kaiserhaus gefallen waren. In ihm hatte sich von frühester Jugend auf eine unwiderstehliche Lust zum Zeichnen geäußert. In der kleinen Landstadt, wo er wie ich glaube elternlos lebte, wurden seine Versuche bewundert und da die Welt immer eher mit Rath, als mit That zur Hand ist, so munterten ihn seine Gönner auf, nach Wien zu gehen und den Kaiser selbst um Mittel zur Ausbildung seines Talentes zu bitten. So kam der Knabe mit seinen schönen blonden Haaren, feinen großen leuchtenden blauen Augen, der kühnen Nase und dem selbständigen Schritt in die Hofburg nach Wien und verlangte den Kaiser zu sprechen. Man wies ihn zu den öffentlichen Audienzen. Kaiser Joseph fand Gefallen an der kühnen Offenheit, womit der kleine Ungar vor ihn trat und eine der Zeichnungen aufrollte, die er für ihn mitgebracht. Der Monarch war gütig genug, einen Blick in dieselbe zu werfen, und sagte ihm, er solle nur zu Füger gehen, welcher ihm das Weitere sagen würde. „Wer ist Füger?“ fragte der Knabe. Der Kaiser erwiderte: „Das ist mein Hofmaler“. — „Wo wohnt er?“ fuhr der Kleine fort. Joseph lächelte wieder und befahl einem Lakaien, den Knaben zu Füger zu bringen. Von da an sorgte der Kaiser für seine Bedürfnisse und Füger für seine künstlerische Ausbildung.“

„Von der Schule dieses Künstlers hat sich Dorfmeister nie ganz losmachen können. Sein Aufenthalt in Rom dauerte zu kurze Zeit, denn er fiel in die letzten italienischen Kriege des vorigen Jahrhunderts, wo ihn dann sein ungarisches Herz und sein Haß gegen die Franzosen in die Insurrektion von Arezzo hinriß. Ein Madonnenbild hatte hier mit den Augen gewinkt und mit dem Haupt genickt, was den Volkskrieg gegen die Franzosen weckte; ähnliche fanatische Versuche wurden auf verschiedenen Punkten des Landes gemacht; Windham soll die Bewegung mit englischem Gelde geleitet

haben, ohne daß es ihm aber gelungen, dem Aufstand eine allgemeine Verbreitung zu geben. Sein thätiger Antheil an dieser Insurrektion nöthigte Dorfmeister nach der Schlacht bei Marengo eine Zuflucht in Livorno zu suchen, wo der Freihafen von Menschen aller Parteien wimmelte und die Künste der Polizei nicht ausreichten. Außer mehreren Porträten endigte er unter meinen Augen ein Bild, welches den Hippolitus darstellt, wie seine Rosse durch den Anblick des Seeungeheuers scheu geworden, und der junge Held vergebens bemüht ist, die Thiere zu zügeln. Das Entsetzen über die Erscheinung war auch in dem schönen Gesicht ausgedrückt, sowie die Herrschaft des Heldengemüths über das Entsetzen“.

Wie in allen größeren Städten Italiens drehte sich auch in Livorno das öffentliche Leben größtentheils um das Theater. Die Primadonnen der damaligen Oper waren die Balfamini, die Lanti und die Grassini. Letztere, die sich vor den beiden ersten durch liebenswürdigste Anmuth auszeichnete, war von dem berühmten Kastraten Marchesi, welcher sie als Tänzerin auf einem Theater gefunden hatte, zur Sängerin ausgebildet und unterhalten worden; später liefs sie sich in vielfache Liaisons mit vornehmen Personen ein, und selbst der Kaiser Napoleon soll eine zärtliche Neigung zu ihr gefaßt haben. Eine andere Erscheinung voll Anmuth und Liebreiz, die Tänzerin Vigano, war mit ihrem Geliebten, dem Tenoristen Naldi, auf drei Monate für Livorno engagirt und ging dann mit ihm nach Lissabon, um das dortige Publikum für einige Jahre zu entzücken. Noch in seinem höheren Alter dachte Rehfuës mit Begeisterung an diese künstlerischen Genüsse und schrieb noch im Jahre 1833 an seinen Freund Tschärner: „Haben Sie auch die schöne Grassini, die Balfamini, die Bertinotti, die wir zusammen gehört, ganz vergessen, sind Sie wirklich zum bloßen Rechnungs- und Geldmann geworden?“

Wir haben eben den Namen Tschärner und damit einen jener Männer genannt, mit welchen Rehfuës nicht bloß durch eine vorübergehende Jugendfreundschaft vereinigt war, sondern bis an seinen Tod innig und treu verbunden blieb. Im Hause des Pfarrers Schulthesius hatte Rehfuës ihn kennen gelernt, und wenn auch die Richtungen Beider theilweise

auseinandergingen, fanden sie doch auch manches Uebereinstimmendes, sich wechselseitig Ergänzendes. Wie Johann Friedrich von Tſcharner nach Livorno gekommen, möge Rehfuës erzählen:

„Aus einer der besten Familien von Graubündten hatten die Schicksale der Schweiz seinen Vater in die Parteihändel hineingezogen und ihn um einen ansehnlichen Theil seines Vermögens gebracht. Der Rest stand in chur'schen Handlungshäusern, aus deren Händen die Fonds, zum Theil aus verwandtschaftlichen Rücksichten, nicht zu ziehen waren. Alle Vermögen schienen damals zu wanken; war man ja dessen, was man selbst verwaltete, nicht mehr sicher. Diefes bestimmte den alten Herrn von Tſcharner, seinen Erstgeborenen, welcher für die politische Laufbahn in seinem Vaterlande bestimmt war, eine regelmässige Schulbildung genossen und in Erlangen studirt hatte, dem Kaufmannsstande zu widmen. Er wurde nach Livorno geschickt, um sich hier für seine neue Laufbahn auszubilden, und kam in das Haus Lambruschini“.

Auch Tſcharner hatte Neigung zu literarischer Thätigkeit, und in den Dramen Alfieri's fand sich bald ein Stoff zu gemeinschaftlicher Produktion. Nach Rehfuës' Angabe wurden die Trauerspiele jenes Dichters nirgendwo mit solcher Vortrefflichkeit aufgeführt wie in Livorno: „Ich habe“, schreibt er in der Autobiographie, „den Orest, den Saul und andere Stücke, die an die Einfachheit des griechischen Theaters erinnern, trotz des gesuchten Lakonismus in der Sprache und der Seelenlosigkeit der Charaktere, auf der Bühne Wirkungen hervorbringen gesehen, die an die kühnsten Erzählungen von Garricks Zaubergewalt erinnern. Wenn ich jetzt die Alfieriſchen Trauerspiele lese, scheint es mir kaum begreiflich, daß sie auf ein so großes, so gemischtes und im Ganzen so sehr ungebildetes Publikum, wie das von Livorno war, so wirken konnten. In Florenz habe ich die nämliche Truppe einen noch größeren Enthusiasmus hervorbringen gesehen“. Zu jener Zeit hatte August Wilhelm Schlegel durch seine Uebersetzung des Shakespeare einen mächtigen Impuls zu ähnlichen Arbeiten gegeben; Rehfuës und Tſcharner, welche in Deutschland nie ein gutes Schauspiel gesehen, in Italien aber die Wirkung dramatischer

Darstellung gleichzeitig mit den Werken jenes Dichters kennen gelernt hatten, dessen Ueberschätzung unter solchen Umständen nahe lag, faßten den Entschluß, sie der deutschen Heimath zu vermitteln; Rehfuß begann mit dem Orest, Tschärner mit Saul und Virginia. Im Jahre 1804 — wir greifen unserer Erzählung chronologisch vor — erschien der erste Band ihrer Uebersetzung, enthaltend Polynikes, Virginia, Rosamunda und Saul, und ist dem gemeinschaftlichen Freunde Schulthesius gewidmet. In Deutschland machten die Stücke nur geringe Wirkung; Iffland in Berlin, mit welchem sich Rehfuß in Verbindung gesetzt, lehnte die Auführung des als Vorläufer erschienenen Orest mit einem verbindlichen Schreiben ab; Unger, der Verleger, klagte zwar nicht über Mangel an Absatz, drang aber auch nicht auf Fortsetzung des Werkes, die somit unterblieb.

Die Verhältnisse im Hause des Consuls Stichling waren für Rehfuß keine lohnenden; er selbst legte Herrn Stichling einen zweckmäßigeren Erziehungsplan vor, in Folge dessen die Knaben, deren Instruktion Rehfuß übernommen, der Privaterziehung im elterlichen Hause entzogen und in einer Anstalt für ihren fernerer Beruf ausgebildet wurden; Rehfuß verließ das Stichlingsche Haus, blieb aber mit dem Chef desselben in fortwährend freundlicher Beziehung, theilte öfter den Tisch desselben und hat auch den Söhnen ein liebevolles Andenken bewahrt. Um dieselbe Zeit gab auch Tschärner seine Stellung bei Lambruschini auf, und so würden wohl die beiden Freunde den Rückweg in die Heimath eingeschlagen haben, wenn sich ihnen nicht in der gemeinsam begonnenen literarischen Thätigkeit ein Mittel geboten hätte, noch für längere Zeit in dem schönen Lande, in welchem ein tiefer innerer Drang sie festhielt, verweilen zu können. Ein „Almanach über Italien“ schien Rehfuß ein Bedürfnis für Deutschland; aus dem nächsten Buche, das ihm in die Hände fiel, wählte er sich seinen Verleger; es war der schon erwähnte Unger in Berlin, das Buch: Goethe's Wilhelm Meister. Rehfuß schrieb an Unger, und ungesäumt erfolgte dessen Rückäußerung, der angegebene, aber noch nicht geschriebene Inhalt scheine sich für eine Zeitschrift über Italien zu eignen, und er sei bereit, den Verlag einer solchen zu übernehmen. Handel, Kunst und Literatur sollten

vorzugsweise den Inhalt bilden und jeden Monat ein Heft von zehn Bogen erscheinen. Das angebotene Honorar schien genügend, um beiden Freunden eine sorgenlose und angenehme Existenz zu sichern.

Dies ist die Entstehung der Zeitschrift „Italien“.

Die beiden angehenden Schriftsteller behielten einstweilen noch in Livorno ihren Wohnsitz, doch machte Rehfuës im Sommer 1802, von Dorfmeister begleitet, eine Fahrt nach Genua, worüber er in der Autobiographie, mit Lebendigkeit und heiter in die alte schöne Zeit sich zurückversetzend, berichtet wie folgt:

„Wir fuhren Abends bis Pifa, um den ganzen andern Tag dort zu bleiben. Beider Seits schon bekannt mit den Merkwürdigkeiten der Stadt ließen wir uns in den Campo Santo einschließen, wo Dorfmeister einige Studien nach Giotto machen wollte. Da es an allen Bequemlichkeiten zum Zeichnen mangelte, half er sich damit, daß er dem Sohn des Schließers ein Geschenk versprach, wenn er ihm zum Zeichentisch diene. Der Bursche krümmte den Rücken; Dorfmeister legte die Mappe darauf und zeichnete so. Da er von Zeit zu Zeit die nöthigen Pausen machte, so ging die Sache ganz gut, bis gegen Mittag, wo der Himmel sich etwas bedeckte und eine schwüle Hitze eintrat. Damit wachte auf einmal eine Unzahl von kleinen blutdürftigen Fliegen auf, vor denen keine Rettung ist. Der Bursche war barfuß bis über die Knie und bot sich ihrem ersten Angriff dar. Er konnte sich unmöglich halten, vergaß seinen Dienst und schlug auf die kleinen Quäler. Dorfmeister nahm es ein paar Mal mit Geduld hin; als aber seine Mappe ein Mal um das andere zur Erde fiel, brach er in lauten Zorn aus. Lachend beschwichtigte ich ihn und die Arbeit ging vorwärts. Nun schienen es die Bestien plötzlich auf den Künstler selbst abzufehen. Sie bedeckten in Schaaren sein Gesicht, daß er seine blonden Haare schüttelte und wie ein Löwe brüllte. Nun war es mit allem Zeichnen ein Ende und die ungarischen Flüche brachen los. Als der Bursche lachte, wandte sich der ganze Grimm gegen diesen, und er rannte ihm durch die Gänge nach, um ihn zu fassen und auszuprügeln. Es war die komischste Scene von der Welt, und Dorfmeister lachte bald selbst mit. Wir verließen den

Campo Santo und suchten die Kühlung im Dome, wo wir uns abwechselnd vor die verschiedenen Gemälde setzten und uns darüber unterhielten.

„Nach einem späten, aber reichlichen Mittagessen gingen wir in die Oper. Cimarosa's Horazier und Curiazier wurden gegeben, deren Musik uns wahrhaft beraufchte.

„Unsere Reise war darauf berechnet, mit dem neuen Erzbischof von Genua — ich glaube es war der Cardinal Caprara — von Lerici aus zu Schiff nach der ligurischen Hauptstadt abzugehen. Man hatte uns versichert, daß eine Vermehrung seines Gefolges ohne Kosten gern gesehen werden würde. Als wir jedoch nach Spezzia kamen, war keine Spur von den Fahrzeugen zu erkundigen, welche den Erzbischof hier erwarten sollten, und von ihm selbst wußte man noch weniger. Eine Reise durch die Riviera galt damals noch für ein zu großes Wagestück; mehrere Ortschaften am Weg wurden als regelmäfsig organisirte Räuber- und Banditenester geschildert. Endlich erfuhren wir, daß ein französischer Courier in einem eigenen Boote mit sechs Ruderern nach Genua abzugehen im Begriffe stand. Wir wurden schnell mit ihm über den Preis, den wir zu zahlen hatten, einig und gingen mit unserem Gepäck an Bord. Es war keine angenehme Ueberraschung, als wir fanden, daß das Fahrzeug ein ganz gewöhnliches Boot war, wie sie in den Seehäfen zum Verkehr zwischen dem Land und den Schiffen gebraucht werden und in denen bei der geringsten Unruhe des Wassers unmöglich See zu halten ist. Dazu kam, daß die Korfaren der Barbarei die italienischen Gewässer noch immer unsicher machten. Die doppelte Gefahr, die in der Natur der Küste selbst lag, lernten wir erst unterwegs kennen. Das Gebirge schießt hier in Felswänden von ungeheurer Höhe in das Meer hinab; und an die Möglichkeit einer Landung ist auf großen Strecken gar nicht zu denken. Nur in bedeutenden Entfernungen öffnen sich schmale Buchten, an welchen die Ortschaften der Küste liegen. Weder einem Sturm, noch der Verfolgung von Barbaresken war hier in einem Fahrzeug, das sich nicht auf die hohe See wagen konnte, zu entrinnen. Glücklicher Weise hatten wir das beste Wetter von der Welt, und von unseren sechs tüchtigen Ruderern befanden sich immer vier in Thätigkeit.

Das Gebirge entfaltete vor uns seinen ganzen reichen Wechsel von himmelhochauft steigenden Felswänden, von kolossal heraustretenden Vorgebirgen und reizenden Buchten mit lieblichen Ortschaften, die in der herrlichsten Vegetation von Pomeranzen- und Zitronenbäumen gleichsam versteckt sind. Alle diese Ansichten schmolzen in ungeheure Massen zusammen, als der Mond aufging und uns nur durch eine Lichtbahn mit der Küste in Verbindung hielt. Fünf und zwanzig Jahre später erhielt ich die angenehmste Gelegenheit, die Erinnerungen dieser Reise aufzufrischen. Ich fuhr mit meiner Familie zu Land von Spezzia nach Genua auf der bewundernswürdigen neuen StraÙe, die häufig auf dem Kamm des Gebirges hinläuft, während zur Seite sich die steilsten Felswände von den größten Höhen fast senkrecht ins Meer hinunterstürzen.

„Unser Aufenthalt in Genua wurde durch eine politische Episode merkwürdig, die einen früheren Zustand von Macht und Glanz scheinbar ins Leben zurückführen sollte. Der Friede von Luneville gab der ligurischen Republik völkerrechtlichen Bestand. Man suchte die alten Formen einigermaßen herzustellen und wählte einen Dogen. Die Wahl traf den Girolamo Durazzo, einen würdigen Mann aus der alten Aristokratie der Stadt. Wir kamen eben recht, um seiner feierlichen Einführung beizuwohnen. Die engen StraÙen von Genua sind den Prachtentwickelungen solcher Feste nicht günstig; es hatte aber auch sonst Alles einen kleinlichen Charakter. Eine allgemeine Theilnahme gab sich nirgends, weder auf den StraÙen noch in Palaß und Kirche kund. Eher hätte man eine allgemeine Unbehaglichkeit erkennen mögen, zu der in den Besorgnissen der schlecht beschwichtigten Parteien nur zu viel Grund war. Die Herrlichkeit dauerte auch nicht lange. Girolamo Durazzo war der letzte Doge von Genua und die ligurische Republik wurde 1804 mit Frankreich vereinigt.

„Dorfmeister fand gleich Gelegenheit zu bedeutenden Porträtgemälden und malte auch den neuen Dogen. Ich mußte daher die Rückreise nach Livorno allein antreten. Noch am Tage zuvor skizzirte er mein eigenes Bild mit Bießer auf gelbem Papier nebst Auftragung weißer Lichter. Er hatte es in dem Augenblick aufgefaßt, wo ich in der

glühenden Hitze des Abends im bloßen Hemde mit dem Zigarro dafafs, und behauptete, dafs ihm nicht leicht ein Porträt fo gut gelungen fei. Wirklich fah es auch aus wie das Werk eines schönen Augenblicks.

„Ich habe mir später viele, doch vergebliche Mühe gegeben, desfelben aus Dorfmeister's Nachlaß habhaft zu werden; denn leider fah ich meinen Freund nicht wieder. Er farb bald darauf in Genua an einem hitzigen Fieber. Sein Name scheint in der Kunftwelt erlofchen, aber felbft fein ritterlicher Charakter verdiente unter den Besseren des Fachs fortzuleben.“

Wie wir eben gehört, kehrte Rehfuës nach Livorno zurück; die beiden Freunde, deren Thätigkeit jetzt eine rein literarifche geworden, fanden jedoch, dafs diese See- und Handelsstadt, wie anregend sie auch nach manchen Seiten hin war, ihnen doch für Kunst, Wissenschaft und soziales Leben nicht genug mehr bot. Hiezu kam noch, dafs Tfcharners Angehörige es in Folge politischer Wendungen für wünschenswerth erachteten, dafs er sich durch den Aufenthalt in den größeren Städten Italiens; durch das Leben in der höheren Gefellſchaft und das Studium staatlicher Verhältnisse für eine gröfsere Geschäftslaufbahn ausbilde. So beschloffen die Freunde nach Rom überzufiedeln.

„Es war der heiterſte Frühlingstag“, erzählt Rehfuës in der Autobiographie, „als wir am 31. Mai 1803 Livorno verließen. Mit welch frischem, kühnem Lebensmuth fuhren wir jetzt in die schöne Welt hinein, befreit aus Verhältniffen, die uns auf keine Weife zugeſagt hatten, unumſchränkte Herren unſerer Zeit und für Gefchäfte lebend, die uns Geld, die uns Ehre einbringen mußten! Welche schöne Zukunft öffnete ſich vor zwei jungen Männern, welche durch innige Freundschaft und gleiche geiſtige Neigungen verbunden des Guten kein Ende ſahen, das ihnen geworden! Wenn ſolche Zuſtände dauern könnten, was wäre das Leben!“

„Wir ſollten über Italien ſchreiben, und Alles, was wir nun ſahen, gewann ein neues Intereſſe für uns. Selbſt das niedrige Geſtrüppe, der Haide- und Moorgrund am Weg, die uns in den erſten Stunden von Livorno aus begleiteten, verloren ihr Unangenehmes, weil wir ſie nun als Gegenſtände der Beobachtung anfahen. Wir ſollten auch bald entſchä-



diget werden. In Pontedera, wo wir Mittag machten, war stark besuchter Wochenmarkt. Der Ort schien ihm seinen Wohlstand zu verdanken, denn man sah, daß er nur für den Markt gebaut worden. Junge Beobachter die wir waren gefielen wir uns nicht wenig in einer Bemerkung, auf die wir beide zugleich gefallen waren“.

„Auf daß uns aber ja nichts für einen interessanten Reisebericht entging, machten wir einen Spaziergang durch den freundlichen Ort. Die Straßen wimmelten von Lust und Freude. Auf allen Plätzen, in den Straßen hatten sich Kreise der Tanzenden gebildet. Es ist immer nur eine Person, welche, das Tamburin in der Höhe haltend, im Grunde nichts als den Takt schlagend, doch dem Ton mit den drei kleinen Fingern eine vielfach nuancirte Abwechselung giebt. Gewöhnlich begannen die kleinen Mädchen den Tanz. Selten wurden sie von Jungfrauen in reiferem Alter abgelöst; meistens geschah es durch Frauen von dreißig bis vierzig Jahren. Die Bewegung ist die einfachste, ruhigste von der Welt. Der Wuchs und die Schönheit der Tänzerin, noch mehr ihre Anmuth, vor Allem aber die Kunst des Tamburinspiels sind die Hauptsache. Alles Leben, das andere Völker in den Bewegungen des Tanzes selbst suchen und finden, vereinigt sich hier im Tamburin. Man sollte es kaum für möglich halten, daß das einfachste Instrument des Ausdrucks aller Abstufungen der Stimmung bis zu der höchsten Leidenschaftlichkeit fähig wäre“. <sup>1)</sup>

In so heiterer, gehobener Stimmung sich den Eindrücken der herrlichen Frühlingsreise hingebend, überall Schönes, Nützliches und Volksthümliches auffassend, trafen unsere Reisenden am anderen Mittag in Florenz ein; am 10 Juni, dem Vorabend des Frohnleichnamsfestes, kamen sie nach Rom, wo sie sich in der bekannten Villa di Malta einmieteten.

Aber auch in der ewigen Stadt fanden die beiden Freunde nicht, was sie unter den jetzigen Verhältnissen suchten und von einem längeren Aufenthalt in Rom erwartet

---

1) Vergl. die Zeitschrift *Italien*. Heft VII. S. 339 ff. und Scipio Cicala. I. 248. 249; wo auch S. 246 ff. die höchst lebendige Schilderung eines italienischen Jahrmarkts.

hatten. „Diese Stadt“, heisst es in der Autobiographie, „war zu vielfach durchforscht und beschrieben, als dass wir unter den feststehenden Zuständen noch viel Neues und Pikantes hätten finden können. Die Literatur des Tages, welche nirgends dürftiger ist und damals auch im Antiquarischen nichts Erhebliches hervorbrachte, schien völlig versiegt; desto mehr Stoff gewährte freilich die bildende Kunst, die eben in eine neue Epoche trat, aber wir fühlten auch gleich, dass hier eine längere Bekanntschaft nöthig war, als die unserige, um etwas Bedeutendes darüber sagen zu können. Carstens genoss bereits des bedeutendsten Rufs, aber die jüngere Schule, die vielleicht ganz allein von Carstens ausgegangen war, verbarg es schon nicht mehr, dass Höheres zu leisten sei. Thorwaldsen hatte eben seinen Jason vollendet und sich mit einem einzigen Schritt den Grössten in der Kunst beigelegt. In gleichem Geist strebte Schweikle aus Stuttgart, ein Schüler von Schaffauer und Dannecker, der seine Studien zuletzt in Paris gemacht und sich zu der Schule von David gehalten hatte. Ein grosses Glück für ihn waren die zwei oder drei Basreliefs aus dem Parthenon von Athen, welche der Graf Choiseul-Gouffier, lang vor der Elgin'schen Spoliation, nach Paris gebracht hatte. Mehr als alle übrigen Antiken, welche dazumal bereits aus ganz Italien in Paris versammelt waren, wirkten diese herrlichen Werke auf ihn, um ihn gegen die Uebertreibungen der französischen Manier zu sichern. Sein erster Versuch in Rom war ein Basrelief, Hektor's Abschied von Andromache. Die Figuren gingen weit über halbe Lebensgrösse; das Ganze war vortrefflich gedacht und was ich daran fertig gesehen, der Alten würdig ausgeführt. Aber es wurde nie fertig. Schweikle hatte der Andromache eine Stellung gegeben, die ganz unausführbar war, wenn ihre Gestalt aus dem Grund hervortreten sollte, um die Grenzen des Basreliefs weit zu überschreiten. Schweikle muss nach mehrjähriger vergeblicher Arbeit verzweifelt haben, die Aufgabe zu seiner eigenen Genugthuung zu lösen. Er versuchte sich dafür in einer runden Figur, über die ich mich näher verbreiten darf, da ich nicht ohne einigen Antheil an derselben gewesen bin.

„Man hörte damals oft von Künstlern die Klage, dass alle darstellbaren Vorwürfe der Kunst durch vielfache Bear-

beitungen erschöpft seien, und die Bildhauer insbesondere, denen die moderne Welt und sogar das Christenthum ganz verschlossen sei, glaubten sich auf den engsten Kreis beschränkt. Ich habe diese Klage nie begründet finden können und meine Ansicht ist durch spätere Entwicklungen der Kunst, von denen ich jedoch das Genreartige in der Bildhauerei ausschliesse, gerechtfertigt worden. Indessen genügte hier nicht, den Künstlern bloße Behauptungen entgegenzustellen; man mußte ihnen die neuen Vorwürfe selbst nachweisen, die es noch geben sollte. So geschah es, daß ich meinen Freund Schweikle unter Anderem auf die Scene im Apollonius von Rhodus (B. III. v. 114 ff.) aufmerksam machte, die auch in einem Gemälde des jüngeren Philostratus beschrieben worden ist. Amor und Ganymed spielen mit goldenen Würfeln:

Amor stand, muthwilligen Blicks, die Wange gestützt  
Auf die volle Faust der linken Hand, in gerader  
Stellung, und liebliche Röthe umfloss die Wangen des Gottes.  
Aber nicht so Ganymed; er saß mit gebogenen Knien  
Neben ihm, still trauernd — noch hatt' er zwei Würfel nur, alle  
Waren unglücklich gefallen, und Amors Lachen verdross ihn.

Aus dieser Scene entstand sein Amor der Sieger, welchen er mit einer Trefflichkeit und dermaßen im Geiste der Alten ausführte, daß die Bewunderung Roms einige Zeit zwischen diesem Werk und Thorwaldsens Jason getheilt war. Beide Künstler galten in den Augen der Römer für diejenigen Talente, von denen die Bildhauerkunst am meisten zu erwarten habe. Leider hat sich diese Erwartung nur in Thorwaldsen, und freilich weit über alle Erwartung weg, bestätigt. Schweikle machte nach dem Amor nur noch eine Psyche, die der König von Würtemberg, welcher auch seinen Amor gekauft, bei ihm bestellt hatte<sup>1)</sup>. Ich habe sie nicht gesehen, denn sie wurde lange, nachdem ich Italien verlassen, fertig. Aber die beiden Heiligenstatuen, die er für die Sankt Ferdinandskirche, auf dem Platze dieses Namens, in Neapel gemacht hat, sind feines Amors nicht würdig. Sie stehen auf den beiden Ecken

1) Ein Umriss des Amor in Kupferstich findet sich in den ital. Misc. Bd. II. St. 3, wo auch S. 132, 133 das Werk und sein Bildner kurz besprochen.

des Gebäudes und beweisen nur zu sehr, daß er nicht einmal stille gestanden ist. Unglücklicher Weise entging dieser auch als Mensch ausgezeichnete Künstler nicht den Verwickelungen in die politischen Bewegungen des südlichen Italiens. Er scheint dadurch völlig von der Kunst abgekommen zu sein, und ich habe ihn vor dreizehn Jahren in Neapel wiedergesehen. Es geschah nur auf wenige Augenblicke, aber sie reichten für mich zu der Ueberzeugung hin, daß er nicht nur mit seiner Kunst, sondern auch sich selbst und seiner Vergangenheit zerfallen war <sup>1)</sup>.“

Da, wie wir gesehen, Rom den Wünschen der beiden Freunde nicht entsprach, beschloßen sie einen längeren Aufenthalt in Florenz zu nehmen, und siedelten im August dorthin über.

In dieser Stadt hatten inzwischen Ereignisse stattgefunden, welche auf den Charakter derselben einen bedeutenden Einfluß geäußert und unseren Berichterstattern sogleich ein weites Feld der Beobachtung eröffneten.

Ludwig von Bourbon, der König von Etrurien, war am 27. Mai gestorben und hatte die Regierung seinem Sohne Karl Ludwig, dem nachherigen Herzog von Lucca, und dessen Mutter Marie Luise, Tochter Karls IV. von Spanien, hinterlassen. Man behauptete, die Feste, welche man dem König in Paris gegeben, und der Zwang der neuen Würde, die seine Körper- und Geisteskräfte nach allen Seiten in Anspruch genommen, hätten seinen frühzeitigen Tod herbeigeführt; sein Charakter und sein guter Wille wurden allgemein lobend anerkannt. Weniger gut sprach man von der Königin Marie Luise, aber, wie Rehfuß glaubte, mit Unrecht: „In dem Unglück ihres Hauses“, sagt er in der Autobiographie, „hat sie sich wenigstens würdiger benommen, als irgend ein anderes Glied ihres Hauses“; und in den „Briefen aus Italien“ (Bd. II. 298. 299) giebt er folgende Charakteristik derselben:

„Die Königin zeigt sich sehr viel im Publikum. Ihre Jugend <sup>2)</sup> und ihr Frohsinn lassen sie, übrigens ohne die

---

<sup>1)</sup> Er hat eine Büste von Rehfuß in Marmor angefertigt, die zu jener Zeit (1803) in Rom vielen Beifall gefunden (Autobiographie).

<sup>2)</sup> Sie war 1782 geboren.

Formen ihres Standes zu verletzen, an allen öffentlichen Belustigungen Theil nehmen. Ich habe sie bei solchen Gelegenheiten oft gesehen. Sie ist von mittlerer Frauenzimmerstatur, etwas mager und bleich. Eine stark hervorragende Stirne, schwarze Augen und ein sehr satyrischer Zug um den Mund sind die hervorstechendsten Theile ihrer Physiognomie. Auf einem öffentlichen Maskenball zu Florenz erschien sie einst als Brodverkäuferin. Niemand kannte sie, und sie wurde von einigen Masken etwas unanständig geneckt. Unwillig riß sie endlich die Maske herunter. „Wißt Ihr, wer ich bin?“ sagte sie. „Ich bin Euere Königin“. — „Das hätten Sie sich auf den Rücken schreiben sollen“, antworteten ihr Einige mit Hohngelächter und verloren sich im Gedränge“.

In einem der großen Säle des Palazzo vecchio wurde dem jungen Könige gehuldigt, worüber Rehfuës in der Autobiographie bemerkt: „Der lange und ziemlich breite Saal hatte ein stattliches Aussehen. Auf beiden Seiten standen große Skulpturen, meist Gruppen aus der Mythenwelt der Griechen, und im Hintergrunde war der Thron errichtet. Hier saß nun der vierjährige König, den man in eine Uniform gesteckt hatte, auf dem Thron und neben ihm auf niedrigerer Stufe seine Mutter, der es nicht geringe Mühe kostete, den Knaben, welchem der Zwang der Kleidung und das lange Sitzen auf einem Fleck nicht wenig lästig schien, in Ordnung zu halten. Endlich trat der florentinische Senat in langen carmoisinseidenen weiten Roben und in gewaltigen gepuderten Allongeperücken vor, kniete an dem Thron nieder und leistete den Huldigungseid. Diese Männer hatten in ihrer Haltung und in ihrem ganzen Benehmen eine Würde, die man bei den größten sonstigen Feierlichkeiten an denen, welche dabei zu figuriren haben, vermißt. Würde ist ohne das klare Bewußtsein der eigenen Bedeutung und der des Augenblicks nicht möglich, und indem man dieses Bewußtsein zu den Eigenschaften des wahren Diplomaten rechnen darf, mag man sich wohl an die bekannte Thatfache erinnern, daß ums Jahr 1300 sich am Hofe Papst Bonifazius VIII. zu gleicher Zeit zwölf Florentiner als Gesandte von eben so vielen Staaten befanden. Die Geschichte von Toskana bestätigt auch durch andere Züge das beson-

dere politische Talent des dortigen Volkes, und das scharfsinnigste Werk über Staatskunst, der Principe, ist aus ihm hervorgegangen“.

Rehfuës und Tschärner bezogen eine herrliche Wohnung im vecchio Ospedale de' Pazzi, dem alten Irrenhospital, welches, in Besitz des Banquierhauses Salvetti übergegangen, in eine Reihe von Miethwohnungen umgewandelt worden war. Unter den Fenstern floss der Arno, so daß man von den Balkons herunter angeln konnte. Ueber den hier klar und rasch strömenden Fluß weg bot sich die Aussicht auf den stattlichen Berg mit dem in der Geschichte von Florenz oft bedeutsam hervortretenden Kloster von S. Miniato. Der Aufseher des Etablissements, zugleich der Kotherr unserer Reisenden war ein florentiner Original. Seines Berufs war er Goldarbeiter und Commis bei Salvetti, aber seinem nicht bloß beanspruchten, sondern auch anerkannten Range nach galt er für eine Art Nobile, welcher bei öffentlichen Feierlichkeiten, z. B. der erwähnten Huldigung, in gesticktem Hofrock, den Degen an der Seite und einen Livreebedienten hinter sich aufzutreten und neben dem vornehmsten Cavalier seinen Platz einzunehmen pflegte. Von seinen Voreltern sprach er wie von den Angehörigen eines großen Hauses, das aus Gent oder Antwerpen stammend seit Jahrhunderten der geehrten Gilde der florentiner Goldschmiede angehört habe, und „wenn man sich erinnert, daß die altitalienischen Stätteinrichtungen durchaus auf das Zunftwesen gegründet waren, daß die Zünfte namentlich in Florenz den Freistaat regiert hatten und daß der Adel, die Medici's und Pazzi's selbst nicht ausgenommen, vielleicht aus den Zünften hervorgegangen sind“, so dürfte man sich über die Adelsprätension des Signor Adriano B. nicht so sehr wundern, der sich vielleicht mit Grund für vornehmer hielt, als seine reichen Dienstherrn. Dazu kam, daß er sich auch durch feines Benehmen auszeichnete und das Toskanische vortrefflich sprach. Seine Kostgänger waren nach dieser Seite hin seine Schüler.

Unsere jungen Schriftsteller besuchten Bibliotheken und Kunstsammlungen, trieben Geschichte und Literatur des Landes und benützten nach Kräften, was sich ihnen für die Zwecke ihres Journales bot. Bei der Sitzung einer gelehrten Gesellschaft in der Magliabecchischen Bibliothek lernte Reh-

fues die bekannte Corilla <sup>1)</sup> kennen und bemerkt über sie in der Autobiographie: „Diese Frau gefiel uns sehr durch ihr einfaches, anspruchsloses Wesen, das weit von der unruhigen Gefallsucht der berühmten Frauen entfernt war, welche das unangenehme Gefühl, sich überlebt zu haben, nicht bemeistern können. Von früheren Vorzügen liefs sie nur noch Einen blicken, ohne Zweifel, weil sie ihn nicht verbergen konnte: ihr Schielen. Man wundere sich nicht darüber, dafs ich was bei uns für einen Naturfehler gilt hier einen Vorzug nenne. Schon die Alten verehrten eine schielende Venus und von dem Schielen der Corilla wurde erzählt, dafs der Mann, auf den sie während der Stegreifgefänge ihrer Jugend den schielenden Blick geworfen, unfehlbar der heftigsten Liebe verfallen sei“. — Eine andere florentiner Bekanntschaft war Philipp Hackert: „Als Künstler genofs er keine grofse Geltung mehr und hörte man die deutschen Künstler in Rom, so hatte er eine solche auch nie verdient. Keiner aber bedachte, was die Kunst, was die Landschaftsmalerei in Italien und in Rom namentlich gewesen war, als Hackert dort auftrat. Er ist der Erste gewesen, welcher auf das Studium der Natur drang, der die Eigenthümlichkeit der italienischen Natur begriffen, aufgefaßt und mit Glück dargestellt hatte. Die am lautesten über ihn loszogen, liefsen es sich am wenigsten einfallen, dafs ihre eigene Bildungsstufe ohne ihn nicht möglich gewesen wäre. Und dann beurtheilten sie ihn auch nach den Bildern, die er zuletzt fabrikmäfsig arbeitete, weil jeder vornehme Engländer ein Paar Gemälde von Hackert mit nach Hause bringen wollte. Dazu kam der Neid, welcher selten verzeiht, wo ein Mann sich über seinen Stand erhoben hat und es auch in den Aeuferlichkeiten darstellt. Er selbst sah ihre Grillen, ihren Cynismus mit Verachtung an und mochte auch gegen Manchen den Beutel zu fest geschlossen gehalten haben. Die grofsen Werke seiner besten Jahre, die in den Palästen von St. Petersburg und in den innern Gemächern von Caserta hängen, waren seinen jugendlichen Tadeln unbekannt geblieben. Philipp Hackert war ein gesellschaftlich liebenswürdiger Mann, dem man den Künstler nicht mehr ansah, wenn er sein Atelier verlassen

---

1) Maddalena Morelli aus Pistoja.

hatte. Er erschien dann als der feine, geschliffene, behagliche Weltmann, der überall zu Hause und willkommen war“. Ihm verdankte Rehfuës die Bekanntschaft mit Madame Fabbroni, bei welcher sich Alles, was im damaligen Florenz auf Geist und Gelehrsamkeit Anspruch machte, zu versammeln pflegte; sodann mit der Gräfin Albany, der Wittwe des letzten Prätendenten von England und innigen Freundin Alfieri's. Letzterer war kurz vorher gestorben; der Gräfin machte die Uebersetzung der beiden jungen Deutschen große Freude; sie schenkte Rehfuës einige nicht in den Buchhandel gekommene und mit den Autographen des Verfassers versehene Schriften ihres verewigten Freundes und „heimlich angetraut gewesenen Gatten.“

In diesen florentiner Aufenthalt fällt ein Abenteuer, welches leicht zu unangenehmen Folgen hätte führen können: „Die Gruppe der Niobe“, berichtet die Autobiographie, „ist bekanntlich in einem eigenen Saale der Galerie sehr würdig aufgestellt und ohne Vergleichung das bedeutendste antike Kunstwerk, welches Florenz besitzt. Gewöhnlich war der Saal verschlossen. Ich liefs mir ihn dann öffnen und bat den Aufseher, die Thüre wieder abzuschließen und mich allein zu lassen, weil ich einige Stunden hier zubringen möchte. Wenn es Essenszeit war, wo die Galerie geleert wurde und bis zum andern Tag verschlossen blieb, so kam er, öffnete mir den Saal und wir verließen miteinander das Gebäude. Einmal aber geschah es, daß er mich vergaß. Erst mein Appetit erinnerte mich, daß es Zeit sei nach Hause zu gehen, und meine Uhr bestätigte die Mahnung. Ich pochte und pochte an der Thüre, aber vergeblich, und beruhigte mich endlich mit der Hoffnung, daß mein Mann sich nach der Siefte an seinen Gefangenen erinnern würde. Eine Stunde verging nach der anderen, und Alles blieb still. Ich suchte an den Fenstern, ob ich nicht rufen könnte, aber ich sah nur eine Reihe von Dächern tief unten liegen und keine Möglichkeit mich mit Jemand zu verständigen. Allmählich sank die Sonne, tiefer und immer tiefer die Dämmerung, die in Italien der Nacht nicht fern ist. Ich resignirte endlich in dem Gedanken, die Nacht hier zuzubringen. Es wurde mir jedoch nicht leicht, und mit jedem Augenblick weiter mehrte sich meine Unbehaglich-



lichkeit. Ich kannte die geheime Geschichte des medicaischen Hauses und eine Szene derselben um die andere, die in diesem Gebäude vorgefallen war, stieg in meinem Gedächtniß auf. Die Skulpturen selbst schienen in der Dämmerung zu wachsen und ein wunderbares Geisterleben um mich herum zu beginnen. Der Hunger mochte auch das Seinige beigetragen haben — es wurde mir unfählich unheimlich zu Muth. Endlich meinte ich in der Entfernung eine Thüre gehen zu hören; ja ich erkannte bald Schritte, die sich zu nähern schienen. Aber auf einmal kamen sie mir so heftig vor und es däuchten mir die Schritte mehrerer Personen zu sein. Jetzt durchflog mir der Gedanke den Kopf, daß ich für einen Dieb genommen werden könnte; denn die Schränke des Saals enthielten auch noch kleinere Kunstfachen. Mit Heftigkeit ward der schwere Schlüssel in das große Schloß gestoßen und die Thüre ging auf. Welch ein schneller Uebergang zur Freude, als der Aufseher eintrat und mich tausendmal um Verzeihung bat“.

Der behagliche und anregende Aufenthalt in Florenz näherte sich rascher, als die Freunde gedacht, seinem Ende. Sie hatten sich getäuscht, wenn sie annahmen, Ungers Honorar für die Zeitschrift würde hinreichen, für zwei Personen die Kosten des Aufenthalts zu decken, und zwar für ein Paar lebhaft junge Männer, die dem Genuß nicht entsagen wollten und die Kunst des Sparens noch nicht erlernt hatten. So beschloß denn Tschärner nach Hause zurückzukehren, Rehfuës aber machte noch einen Besuch in Livorno, wo er mit dem dänischen Gesandten von Schubart und dem Consul Bartholdy bekannt wurde, und ging im November wieder nach Rom; bevor wir jedoch auf diesen zweiten längeren Aufenthalt in Rom näher eingehen, geben wir aus der Biographie noch eine Stelle über Rehfuës' Verhältniß zu dem scheidenden Freunde und seine damaligen literarischen Pläne und Richtungen.

„Die Trennung von Tschärner“, heist es dort, „fiel mir außerordentlich schwer; das Verhältniß zwischen uns war das angenehmste gewesen und nie durch die geringste Wolke getrübt worden. Bei der großen Verschiedenheit zwischen uns Beiden ergänzten wir uns gewissermaßen, und ein längeres Zusammenleben und Zusammenbleiben würde uns

Beiden sehr gut bekommen sein. Er arbeitete für die Masse der Leser zu gründlich und ich für die Besseren unter ihnen vielleicht zu flüchtig. Ich wußte die Stoffe besser zu suchen und zu finden und für unser Bedürfnis zuzuschneiden; er verstand es, das Verschiedene systematisch zusammenzustellen und unter Hauptgesichtspunkte zu ordnen. Er befaß eine besondere Gewandtheit in rythmischen Uebersetzungen aus einer Sprache in die andere und hatte das Technische frühe schon in einer Uebersetzung von Glovers Leonidas geübt. Allmählich wurde Jeder von uns mehr Einfluß auf des Andern Arbeiten ausgeübt und wir Beide dadurch gewiß gewonnen haben.

„Das Schlimmste war, daß wir uns immer bestimmte Vorbilder vor Augen stellten, nach denen wir arbeiteten; ich insbesondere war erst durch die Matthiäson'schen Reisebriefe und dann durch die Werke von Brydone auf die Briefform gekommen. Ich hielt sie für die einzig mögliche für den Reisebeobachter; und in der That erscheint sie auch die natürlichste, wenn man sich auf Reisen entfernten Personen mittheilen will. Ich bedachte aber nicht, daß diese Form, wenn sie festgehalten werden soll, eine Menge Sprachwendungen und Breiten nöthig macht, die eigentlich nicht zur Sache gehören und, um die Monotonie zu vermeiden, einen Aufwand von Geist und Wissen erfordert, der wieder nicht zur Sache gehört und die Darstellungen in das Breite und oft in das Vage treibt. Wenn ich jetzt (1843) noch einen Blick in meine „Briefe über Italien“ werfe, die zuerst in der Zeitschrift dieses Namens erschienen sind, so kann ich mich nicht genug über die nachsichtsvolle Anerkennung wundern, welche sie selbst bis in die neueren Zeiten gefunden haben. Für mich selbst würde es eine schwere Aufgabe sein, sie noch einmal zu lesen.

„Auser jenen Werken hat Merciers Gemälde von Paris einen bedeutenden Einfluß auf mich ausgeübt. Ich bin auch hier in der Wahl nicht glücklich gewesen. Dieses Haschen nach dem Pikanten, diese Jagd nach Geist und Kontrasten verträgt sich nicht mit der Einfachheit und Treue der Darstellung. Am wenigsten hat vielleicht mein „Gemälde von Neapel dadurch gelitten.“ Zum Plan eines andern und größeren Werkes, mit dem ich mich lange ge-

tragen, bin ich durch das Buch des Abbé Barthélemy über Griechenland veranlaßt worden. Ich wollte die Glanzperiode Roms unter Pabst Leo X. ungefähr in ähnlicher Weise schildern und nur durch die Charaktere der verschiedenen Berichterstatter und den Wechsel der Darstellungsformen mehr Leben, Bewegung und Individualität in das Ganze bringen. Ein deutscher Cardinal aus dem truchfessischen Hause war zum Mittelpunkt des Werkes bestimmt. In seinem Hause, um seine Person sollte sich die ganze damalige politische und sociale Welt, alles literarische und artistische Treiben der Epoche bewegen. Ein Bruchstück davon arbeitete ich in Livorno aus, eine Conversation am Hofe von Urbino, die ich mit großer Freiheit in der Behandlung aus dem Cortigiano des Grafen Castiglione gewählt hatte. Ich bin dem Gedanken an die Ausführung dieses Plans lang treu geblieben und habe ich ihn erst aufgegeben, als ich in das Geschäftsleben trat, welches sich nicht mit der Lösung von Aufgaben vertrug, die eben so viel tiefe wissenschaftliche Forschungen, als Manchfaltigkeit in den Formen der Darstellung verlangte.“

Am 12. November 1803 war Rehfues wieder durch die Porta del Popolo in die ewige Stadt eingefahren und verlebte darin den ganzen Winter von 1803 auf 1804.

Es fand Thorwaldsen mit seinem Basrelief, Entführung der Briseis, und Koch mit seinen Dantecompositionen beschäftigt. Obwohl über diese beiden Männer, sowohl was ihre künstlerischen Leistungen, als was ihre Persönlichkeit betrifft, unendlich viel geschrieben worden, können wir uns doch, selbst auf den Vorwurf hin, wir trügen Eulen nach Athen, nicht verfahren, die sie betreffende Stelle aus Rehfues' Autobiographie einzuschalten:

„Thorwaldsen wohnte mit Koch in einem Hause und übte auf diesen einen künstlerischen Einfluß aus, welcher ihm und vielen Andern von großem Nutzen gewesen ist; denn Thorwaldsen befaß die wunderbare Gabe in jedem künstlerischen Bestreben auf den ersten Blick das Wahre und Falsche zu unterscheiden, mit wenigen treffenden Worten aufmerksam zu machen und seine Bemerkungen dankbar aufgenommen und befolgt zu sehen. Die Natur hat diesen Mann wie vielleicht keinen andern zum Künstler bestimmt

und ausgerüstet. Bei einem geringen Grad von Bildung hatte er doch einen so richtigen Takt in Allem was zur Kunst gehört, ein so sicheres Auge und Urtheil, um das Schöne und Fehlerhafte zu erkennen, einen so glücklichen Griff in der Wahl seiner Gegenstände, des Augenblicks ihrer Darstellung und in der Ausführung selbst einen Grad von technischer Gewandtheit und Beharrlichkeit, daß die großen Resultate eines langen Lebens und einer nie gestörten Gesundheit nur dadurch erklärbar sind. Koch beschäftigte sich um diese Zeit schon mit den Compositionen von Dante und hier war ihm Thorwaldsens Rath, Auge, Hand von dem größten Nutzen, denn dieser verbesserte die Fehler seiner Zeichnung, die bei so vielen nackten Figuren in den kühnsten Stellungen große Schwierigkeiten hatte. Er zeichnete aber auch ganze Figuren in diesen Compositionen und namentlich war dieses in der grandiosen Composition des Guido von Montefeltre, wie sich der heilige Franz vergebens mit dem Satan um den todten Mönch streitet, der Fall. Der Böse ist ganz von Thorwaldsen und zwar nach dem Modell von Koch selbst gezeichnet, der ihm dafür stand und ihm nicht nur seinen fleischigen Körper, sondern auch die teuflischen Grimassen, in denen er sich gar häufig vor dem Spiegel übte, zum Muster lieh. Um ein Andenken von beiden Künstlern zu besitzen ließ ich dieses Blatt vor ein Paar Jahren durch Koch's Schwiegersohn Wittmer aus dessen Carton copiren. Ich gewann dadurch ein schönes, mir noch durch eine dritte Persönlichkeit werth gewordenes Bild, vermißte aber die ursprüngliche Großartigkeit der Composition, welche nur in dem Heiligen, dem Satan und dem Leichnam bestand. Koch hat später einen Zug von Mönchen und einige Engel und Teufel hinzugefügt, um die Ohnmacht von Himmel und Kirche in dem Tod ohne Reue auszudrücken. Das Bild hat dadurch eine Reihe charakteristischer und lieblicher Gesichter gewonnen; aber die ursprüngliche Größe des künstlerischen Gedankens ist verloren gegangen.

„Koch befand sich in dieser Zeit gewissermaßen im Naturzustand und gefiel sich in einem Grad von Rohheit, der oft alles Maas der Duldung überschritt. Bei warmem Wetter fand man ihn selten anders als im bloßen Hemde,

ohne ein anderes Kleidungsstück vor der Staffelei sitzen; und dann schimpfte er doch in den ungemessensten Ausdrücken, daß Niemand von seinen Arbeiten Notiz nehme, Niemand ihm Freunde zuführe. Er sah darin nur Cabale anderer Künstler und Ungeschmack der Reisenden. Als wir ihm zuletzt mit der größten Mühe begreiflich gemacht hatten, daß er auch um das Wohlwollen Anderer bemüht sein, daß er sich in eine Positur setzen müsse, um Fremde mit Anstand in seinem Atelier empfangen zu können, und besonders, daß er in den Häusern, in welchen die meisten Fremden aus- und eingingen, bekannt zu werden suchen müsse, zeigte sich, daß er nur einen einzigen Rock hatte und sich dieser in einem so schlechten Zustand befand, daß man ihn darin unmöglich irgendwo vorstellen konnte. Endlich brachten wir es bei ihm zu einer etwas anständigeren Kleidung und nun führten wir ihn bei dem Baron von Humboldt, dem nachherigen Minister, in die Abendgesellschaft ein. Da war es aber wahrhaft komisch anzusehen, wie unbequem sich der Aermste in seinem neuen Anzug fühlte. Er erinnerte mich an die englischen Matrosen, die ich oft in Livorno in den Fiakers der Stadt herumfahren sah. Die Burche kletterten bei Wind und Sturm die Mastbäume auf und nieder; aber in dem erbärmlichen Fuhrwerk, das auf dem ebensten Boden von einem halbverhungerten Pferde gezogen wurde, hielten sie sich mit beiden Händen fest, um nicht aus dem Wagen zu fallen.

„Koch lebte damals fast ganz allein in Dante's göttlicher Komödie, die für ihn zum Lese-, zum Lehr-, zum Erbauungsbuch geworden war. Man konnte ihn weder auf der Straße noch in dem Osterien — denn außer dem Atelier habe ich ihn fast nirgends als dort gesehen — begegnen oder er hatte seinen Dante in einer schweinsledernen Kleinfolio-Ausgabe unter dem Arm und oft rief er mir grinsend schon von weitem auf der Straße das Wort zu:

*Pape Satan, Pape Satan, Aleppo,*

an dessen Erklärung die alten Commentatoren so viel Gelehrsamkeit und so viel Scharfsinn verschwendet haben. Seine Lage war sehr dürftig; er lebte um diese Zeit fast allein von den wenigen Gouachegemälden nach Dante, die ihm ein Engländer in seinem Vaterland verkaufte. Es war mein heifsester Wunsch,

ihn in die Lage zu versetzen, daß er den ganzen Dichter componiren und seine Compositionen in Kupfer gestochen herausgeben könnte. Ich setzte mich mit Freund Schulthesius in Livorno darüber in Verbindung, weil Poggiali eine Prachtausgabe von Dante herauszugeben beabsichtigte. Poggiali schien auch Lust zu haben, sich mit Koch einzulassen, und eine mündliche Verabredung sollte das Nähere festsetzen. Koch gieng nach Livorno, kam aber bald unbefriedigt zurück. Wahrscheinlich war viel von ihm gefordert und zuwenig dafür geboten worden. Eine seiner Compositionen radirte er für die Zeitschrift Italien; sie scheint aber in Deutschland wenig bemerkt worden zu sein.

„Um die Zeit, da ich wieder nach Rom kam, fing Koch erst an in Oel zu malen; bis dahin hatte er sich mit Compositionen in bloßen Umrissen, mit Radirungen und mit Gouachemalereien beschäftigt. Auch hier kam ihm das Glück zu Hülfe. Im nämlichen Hause wohnte der Maler Schick von Stuttgart, ein Künstler, dessen früher Tod einer der größten Verluste ist, welche die Kunst seit Carstens betroffen haben. Seine zwei größten und bewundertesten Arbeiten: Apoll unter den Hirten und das Opfer des Noah kaufte der Freiherr von Cotta, von dem sie in den Besitz des Königs von Württemberg gekommen sind. Eine herrliche Mutter Gottes mit dem Kind war im Grund nur Porträt der Freifrau von Humboldt, und ich habe es noch vor einigen Jahren bei ihrem Gemahl in Tegel gesehen.

„Schick gieng Koch in seinen ersten Oelmalereien treulich an die Hand. Sein erstes Bild war wenn ich nicht irre, die Ruth auf dem Aehrenfelde. Ich habe daselbe, welches den ganzen idyllischen Charakter des Buchs ausdrückt, später in der Sammlung von Thorwaldsen in größerem Umfang ausgeführt gesehen. Koch hatte den landschaftlichen Theil, der in dem herrlichsten Geist von Pouffin, aber mit heitrem Colorit ausgeführt war, selbst gearbeitet; die Gruppe der Personen aber auf dem Vordergrund war, mit Beibehaltung von Koch's Composition, von Schick gemalt worden. Ich stehe nicht an, dieses Bild für den Edelstein in Thorwaldsens Sammlung zu erklären, und wünsche der Stadt Kopenhagen zu seinem Besitz wahrhaft Glück.

„Den meisten Umgang hatte ich in diesem Winter mit dem Maler Müller, dem sogenannten Teufelsmüller, wie er in Rom hieß, dem Aeltesten unter allen deutschen Künstlern daselbst, der zwar Winkelmann nicht mehr gesehen, aber Goethe's Aufenthalt in Rom erlebt hatte. Seine Körpergestalt, die in der Jugend ganz hübsch gewesen sein mag, hielt sich noch ziemlich gut und war nur etwas steif in den Beinen geworden. Auch sein Gesicht mag in der Jugend nicht übel gewesen sein, obgleich die Formen sehr klein waren und die schwarzen Augen außer dem Schielen einen etwas unheimlichen lauernden Ausdruck hatten. Ich lernte ihn in dem Hause einer deutschen Familie kennen, die zu der bayerischen Gesandtschaft gehörte, und wir waren so gern dort gesehen, daß wir die Nachmittage gewöhnlich bis spät in die Nacht in ihrer Mitte zubrachten. In dieser langen Zeit trug Müller die Kosten der Unterhaltung fast allein und obgleich sie beinah nur in Erzählungen bestand, so war sie doch meistens sehr ergötzlich und oft wirklich sehr interessant. Er entlehnte seine Erzählungen meist aus den Novellen der ältesten italienischen Literatur; immer waren es ähnliche Geschichten, die er selbst im Leben und aus dem Munde Anderer, welche sie selbst erlebt, aufgefaßt. Er hatte sich den weitschweifigen, aber behaglichen Ton von Boccaccio ganz zu eigen gemacht und bewies durch sein Beispiel, daß die Breite seines Vorbilds nicht ohne Anmuth ist. Merkwürdig in dieser Unterhaltung war, daß sich Müller nie wiederholte und nie um eine neue Erzählung in Verlegenheit war. Dennoch dauerten dieselben den ganzen Winter hindurch täglich wenigstens sechs Stunden lang. Wenn sie sich nicht immer natürlich an das Gespräch angeschlossen hätten, würde ich geglaubt haben, daß er sich jeden Tag vorbereitet, wenigstens mag er sich, was er so erzählte, des Abends angemerkt haben. Die Aufmerksamkeit, die er fand, verführte ihn zu der Thorheit, sich in die junge hübsche Frau des Hauses zu verlieben und mich für das Hinderniß der Erfüllung seiner Wünsche anzusehen. Schon manche seiner Erzählungen war nicht ohne Berechnung sowohl in Bezug auf den Gegenstand seiner Anbetung, dessen Sinnlichkeit er aufzuregen suchte, als auf einen Nebenbuhler gewesen, dessen Lächerlichkeit er schilderte.

Alles dieses ist mir erst klar geworden, nachdem ich Rom verlassen. Er richtete eine Klatfcherei an, die fogar einen unangenehmen Briefwechsel zwischen dem beleidigten Gatten und mir veranlasste, jedoch zur Aufklärung der Sache führte und die Folge hatte, daß Müller die Thüre plötzlich für seine Besuche verschlossen fand, während mein Verhältniß noch weit inniger wurde als früher. Es hat mir immer leid gethan, daß ich durch ein im Grunde so albernes Mißverhältniß von diesem Mann getrennt wurde, der wenn er gleich nur das Wenigste, wozu die Natur ihn bestimmt, aus sich gemacht hatte, doch immer eine originelle Persönlichkeit geblieben ist. Er hat in seiner Jugend zwischen dem Dichter und dem Maler geschwankt, vielleicht nach dem Kranz von beiden gestrebt und ist dadurch beider verlustig geworden. Von seinen schriftstellerischen Werken erschien noch bei seinen Lebzeiten eine Anzahl in drei Bänden, die außer seinen in der frühesten Periode der deutschen Literatur gedruckten Gedichten mehrere Arbeiten enthält, die viele Jahre lang handschriftlich in seinem Pult gelegen. Ich habe aber Mehreres darin vermist, das ich in seinen Handschriften gelesen und was mir damals wenigstens weit besser als alles Andere schien. Von seinen Kunstarbeiten ist nie etwas zum Vorschein gekommen, als ein Karton, der, wenn ich nicht irre, eine Szene in der griechischen Unterwelt darstellte. Viele Jahre lang hatte er von einem großen Kunstwerk gesprochen, das er in Arbeit habe, aber nie etwas davon sehen lassen. Die derbsten Neckereien hatten diese Zurückhaltung nicht überwinden können und man fing allmählich an zu glauben, daß an der ganzen Sache nichts sei. So mochte es zwanzig und längere Jahre gedauert haben, als er auf einmal von selbst wieder davon zu sprechen anfang und versicherte, daß er mit nächstem den großen Karton so weit habe um ihn sehen lassen zu können. Und wirklich es kam so weit. Er bestimmte Tag und Stunde und lud Thorwaldsen nebst einer Anzahl anderer Künstler darauf ein. Mit nicht geringen Erwartungen erschienen die Geladenen und als sie alle versammelt waren, öffnete Müller die Thüre seines Ateliers. Thorwaldsen an der Spitze traten sie ein und stellten sich vor den großen Karton. Kein Laut war hörbar und Müller ergötzte sich schon an dem



gewaltigen Eindruck, den sein Werk auf solche Kenner hervorgebracht habe. Da sprang Thorwaldsen auf einmal mit dem Kopf voran durch den Karton durch. Die übrigen Künstler folgten ihm lachend und Müller selbst war genial genug nicht zurückzubleiben<sup>1)</sup>. Von nun an war nicht mehr von eigenen Kunstwerken zwischen ihm und Anderen die Rede. Er beschränkte sich darauf den Künstlern mit seinem guten Rathe nützlich zu sein; denn er hatte für fremde Arbeiten den sichersten Blick und ein ächtes Kennerurtheil und machte bei vornehmen Personen den deutschen Cicero, dessen Stelle seit Reitzensteins Tod gewissermaßen unbesetzt geblieben war.“

Oefter in Thorwaldsen's und Schweickle's, meistens aber in Müllers Begleitung sah auch Rehfuës die Kunstsammlungen Roms und gedenkt mit dankbarer Anerkennung der kurzen und treffenden Bemerkungen, durch welche ihn Müller bei solchen Besuchen angeregt und gefördert habe. Eine Anregung und Förderung anderer Art fand Rehfuës in dem Kreise Wilhelms von Humboldt. Dieser nahm an seinen literarischen Bestrebungen freundlichen Antheil und bestimmte ihn namentlich zur Uebertragung zweier damals in Italien Aufsehen machender Werke: Cuoco's „Plato in Italien“<sup>2)</sup> und dessen „Geschichte der Gegenrevolution in Neapel.“ Rehfuës begann auch mit der Bearbeitung ersteren Werkes, überließ jedoch die Fortsetzung dem Bildhauer Keller aus Zürich,

---

1) Ein ähnliches, nicht eben feines kritisches Verfahren wird auch von Cornelius erzählt, der in einen Carton von Plattner, Hagar und Ismael darstellend, gesprungen sein soll, um den Künstler zu bedeuten, daß die Mittelpartheie des Bildes in keinem Verhältniß stehe zu den Seitenpartheien, auf denen sich die beiden Figuren befanden. Das Urtheil Tintoretto's über des jüngeren Palma letztes Gericht im Marcuspalast, es würde sich mehr durch Wegnehmen, als durch Zusetzen verbessern lassen, war hier gewissermaßen in Scene gesetzt.

2) *Platone in Italia*. Den Gedanken zu diesem Werk gab die Stelle Cicero's *de senectute*: *Platonem Atheniensem Tarentum venisse, L. Camillo, App. Claudio consulibus, reperio*; es schildert den Aufenthalt Plato's in Italien (um 406 p. u. c.) in Briefen des Philosophen und seines Schülers Kleobulus an ihre athenienischen Freunde und giebt in lebhafter farbiger Darstellung mit manchen geistvollen Bemerkungen und Reflexionen ein umfassendes Gemälde der politischen, religiösen, socialen Zustände Süditaliens in der angegebenen Periode. Cuoco war ein Rechtsgelehrter in Neapel.

„der über seine aus der Muschel emporsteigende Venus nicht wegkommen konnte und, um seine Familie zu ernähren, die Schriftstellerei ergriffen hatte.“ Durch Rehfues mit einer Vorrede versehen erschien „Plato in Italien“ jedoch erst 1811, bei Cotta, nachdem Professor Firnhaber zuvor die ungenügende Leistung Kellers überarbeitet hatte.

Humboldt vermittelte auch für Rehfues die Verbindung mit deutschen Literaturorganen, namentlich der Jenaer allgemeinen Literaturzeitung, und suchte ihn für Herausgabe eines „gelehrten Italiens,“ nach Art von Ersch' „gelehrtem Frankreich“ zu gewinnen. Humboldt selbst hatte schon Vieles zu diesem Zwecke gesammelt und bot seine Materialien zu freier Benutzung an. Die eigenthümlichen Zustände des italienischen Buchhandels erschwerten jedoch die Ausführung des Vorhabens, und für den regen strebsamen Geist unseres jungen Schriftstellers hatte eine bibliographische Arbeit, welche ohne die mühsamste, von Ort zu Ort, von Buchladen zu Buchladen stets zu erneuernde Sammlerthätigkeit keinen Erfolg versprechen konnte, auf die Dauer wenig Reizendes. Es blieb daher bei einem Versuch über die neueste Literatur Siciliens.

In Humboldt's Hause lernte Rehfues außer Zoega auch Fernow kennen, dessen edle Persönlichkeit ihn besonders ansprach, wie sehr er auch durch den Künstlerkreis, in welchem er gewöhnlich lebte, gegen denselben eingenommen war. Beim Grafen Moltke wurde er mit dem gelehrten Cardinal Borgia bekannt und besuchte ihn dann öfter in seinem Palazzo in der Nähe der Piazza Navona. Der Cardinal wünschte von ihm eine archäologische Abhandlung über ein Stück seiner Sammlung und wollte sie auf seine Kosten ins Italienische übersetzen und drucken lassen, aber dem wohlwollenden Gönner war kein längeres Weilen im Kreis seiner Bücher und Kunstschätze vergönnt: Borgia begleitete den Pabst Pius VII. zur Kaiserkrönung nach Paris, starb jedoch auf der Reise in Lyon, von Rehfues tief beklagt, der ihm in den Ital. Misc. (Bd. III. St. 3. S. 164—165) einen warmen, die Tugenden und Verdienste des Abgeschiedenen rühmend anerkennenden Nachruf widmete.

Dem Karneval des Winters 1804 fehlte sein Hauptreiz, das Mokokoloseft; sonst hatte er noch ganz das Ansehen,

wie er von Goethe beschrieben worden; dagegen genoß unser Reisender in der heiligen Woche den Anblick der Kreuzbeleuchtung von St. Peter, welche späterhin, wie es hieß, des unanständigen Benehmens der Engländer wegen verboten wurde.

Während des Karnevals machte Rehfuës bei einem Gastmahl eine eigenthümliche, aber nicht uninteressante Bekanntschaft. Dieses Gastmahl, schreibt er in der Autobiographie, „wurde von der italienischen Gattin eines Engländers gegeben, welcher sich in Rom häuslich niedergelassen hatte. Es bestand außer unserer Wirthin bloß aus Männern. Die meisten waren Mönche und die übrigen Künstler. Ein Freund, der mich in dem Hause aufgeführt hatte, versicherte mich, daß außer mir schwerlich ein Mann am Tische wäre, der nicht in genauer Verbindung mit der Wirthin gestanden. Die Frau gefalle sich darin, von Zeit zu Zeit Alle um sich zu versammeln, die sich ihrer Gunst erfreut hätten. „So eben richtete sie,“ sagte er, „den matten schwärmenden Blick auf Sie, der ihren guten Willen, Sie den Uebrigen gleichzustellen, deutlich verrathen.“ Und wer war diese Frau nach der Versicherung meines Freundes? Goethe's Faustine in den römischen Elegieen.“

Inzwischen hatten in den journalistischen Unternehmungen, welche Rehfuës den längeren Aufenthalt in Italien ermöglichten, Veränderungen von Bedeutung stattgefunden. Unger in Berlin verlangte schon nach dem ersten oder zweiten Hefte der Zeitschrift „Italien“, als sich der Absatz noch gar nicht beurtheilen ließ, der Umfang der Hefte sollte von zehn auf acht Bogen herabgesetzt werden, wodurch natürlich die Einnahme der Redakteure um ein Bedeutesndes geschmälert wurde. Man ließ sich dies gefallen, fühlte jedoch bald, das Ungern die ganze Sache lästig geworden. Auch liefen die Wechsel so unregelmäßig ein, daß sich Rehfuës, um nicht in Verlegenheiten zu gerathen, an seine Eltern wenden mußte, die sofort mit größter Bereitwilligkeit Creditbriefe sandten. Mit dem eilften Hefte brach Unger die Zeitschrift ab; Rehfuës aber wandte sich, ohne den Muth zu verlieren, an Cotta und forderte ihn auf, die Fortsetzung in erweitertem Maasse zu übernehmen. Cotta ging sogleich auf den Vorschlag ein, und so entwickelten sich im Anschluß an die

bereits bestehenden „englischen und französischen Miscellen“ die „italienischen Miscellen“ mit einem monatlichen Honorar von 150 Thalern. Cotta verband mit diesen drei Unternehmungen einen höheren Zweck: Diese Miscellen waren eigentlich nur die Vorbereitung für eine andere und grössere Unternehmung; er sicherte sich durch dieselben eine Reihe Berichterstatter für die Tagesgeschichte, die Literatur und die Kunst von drei Ländern, auf welche das Auge des gebildeten Deutschlands gerichtet ist, und betrachtete die drei Journale als dereinst zusammenzuschmelzende Grundlage für sein „Morgenblatt“.

Rehfues' nächstes Reiseziel war die Insel Sicilien. So verließ er Rom und traf am 8. April 1804 in Neapel ein. Der Numismatiker Ritter Calcagni, mit welchem er hier bekannt wurde, verfaß ihn so reichlich mit Empfehlungsbriefen, daß fast kein Dorf auf dem von den Reisenden gewöhnlich eingeschlagenen Wege lag, in welchem er nicht einen oder anderen Brief abzugeben gehabt hätte. Seine Reisegefährten waren Schinkel, dessen Bekanntschaft er bereits in Rom gemacht, ein zweiter berliner Architekt Steinmeier und der liefländische Maler Karl Grafs. Am Abend des 2. Mai verließen sie auf einem österreichischen Kauffahrteischiffe die Rhede von Neapel und landeten am 10. in Messina.

Diese sicilianische Reise ist für Rehfues immer eine der liebsten Erinnerungen geblieben, und er kann in der Autobiographie kaum der Versuchung widerstehen, aus der Lebensbeschreibung noch einmal eine Reisebeschreibung zu machen. Die Schilderung der Insel, welche er in seiner Schrift über den „neuesten Zustand“ derselben niedergelegt hat, gehört zu dem Lebendigsten und Frischesten, was er jemals geschrieben, und noch in „*Scipio Cicala*“ hat er von den damals aufgenommenen Eindrücken vielfach Gebrauch zu machen gewußt. Wir beschränken uns deshalb auch hier auf Mittheilung einiger Scenen, deren Rehfues als „seltener Lebensereignisse“ Erwähnung thut, sowie einige seiner Beobachtungen über Persönlichkeiten von politischer und literarischer Bedeutung, mit welchen er auf dieser Reise bekannt geworden ist.

Zu jenen „seltenern Lebensereignissen“ gehört ein Sonnenaufgang vom Aetna aus betrachtet:

„Wir hatten,“ erzählt unser Autobiograph, „die Nacht in der sogenannten Ziegenhöhle zugebracht und uns einige Stunden vor Sonnenaufgang auf den Weg gemacht, um die eine Spitze des Bergs mit den Trümmern des Philosophenthurms zu erreichen. Höchst ermüdet langten wir auf denselben an und harreten des großen Schauspiels, welches sich uns im Sonnenaufgang eröffnen sollte. Allmählich begann es zu dämmern und im Osten des Meeres unten ward ein gelblicher Lichtstreif sichtbar, dessen Ränder sich allmählich mit Purpur säumten. Bald malten sich die Purpurstreifen auf dem gelben Grund. Da hob sich plötzlich, wie in Wallungen, ein dicker Nebel aus dem Meer empor und verhüllte in der kürzesten Zeit die Nähen und Fernen bis auf unsere Höhe herauf. Unsere Blicke blieben auf den östlichen Punkt gerichtet und allmählich wurde die große rothe Sonnenscheibe hinter dem Nebelflor sichtbar. Schon war ihre Farbe feueriger geworden, als der Nebel wieder dichter wurde und die Sonne vor unseren Augen bedeckte. Eine gute Weile dauerte es so, als plötzlich zwei ungeheure Purpursäulen den Nebel durchbrachen und mehrere Sekunden lang uns durch ihren herrlichen Anblick in Erstaunen setzten. Noch immer kämpften die Nebel dem mächtigen Gestirn entgegen und thürmten sich in so gewaltigen Massen auf, daß die Säulen, die allmählich feueriger geworden waren, unseren Blicken wieder entzogen wurden. Aber nicht lange, so sank der Nebel in einem einzigen Augenblick wie ein Vorhang nieder. Die Sonne stand in ihrer ganzen Herrlichkeit über der Linie des Horizonts, und Näh' und Fernen lagen in der vollen Klarheit des Tages vor uns. Wir überfahen die ganze Insel wie in der Vogelperspektive und erkannten eine Menge größerer Orte im Land und an den Küsten. Indem wir uns noch über einen der entferntesten Punkte stritten, ob es nicht Trapani sei, erhob sich ein frischer Wind und mit ihm an der halben Höhe des Bergs ein Nebel, welcher sich plötzlich wie ein Rad um ihn herumdrehte und sich im Drehen immer weiter in die Höhe wand. In Kurzem schwang sich das Nebelrad fast um unsere Füße und im Augenblick begann es leicht zu hageln. Ehe wir uns noch gefaßt, hatte der Nebel Land und Meer wieder bedeckt und trieb sich der Schnee, der nun in großen

Flocken fiel, in wildem Gewirr durch einander. Der Führer mahnte, daß das schöne Wetter auf der Höhe vorbei sei, und wir traten unsern Rückweg an.“

Ein reizendes Abenteuer begegnete unserem Wanderer in Nicolosi: „Unter den Kindern, die sich neugierig um uns versammelt hatten, befand sich ein Mädchen von vier bis fünf Jahren, welches mich durch seine Schönheit, durch den Geist und das Gemüth, die in seinen Augen ausgedrückt waren, auf eine wunderbare Weise anzog. Ich suchte mich mit ihm, soweit es mir in der sicilianischen Mundart möglich wurde, zu verständigen, und es gewann sogleich Zutrauen zu mir. Es erzählte mir von seinen Geschwistern, und ich fragte es, ob es mit mir in die weite Welt ziehen wollte. Mit Lebhaftigkeit ergriff es den Gedanken und schmiegte sich an mich, als ob es sich schon als mein gehörig betrachtete. Ich beschloß auf der Stelle, aus dem Scherz Ernst zu machen, und verlangte von dem Kinde, daß es mich zu seinen Eltern führen sollte, denen ich es abzuhandeln gedachte. Meine Reisegefährten lachten erst über den wunderlichen Einfall; als ich aber bei meinem Gedanken blieb, fing Graß an, mir die ernstlichsten Vorstellungen zu machen und mir die Gefahr zu zeigen, mich in meinem Alter, auf einer Reise in der Fremde, mit einem Kinde zu belasten, das ich doch nicht bei mir behalten könnte und mit dem ich, wenn es erzogen wäre, vollends in der größten Verlegenheit sein würde. Es lag so viel gesunder Verstand in Allem, was er sagte, daß ich nicht widerstehen konnte; aber es wurde mir schwer, mich von dem lieblichen Kinde zu trennen.“

Hören wir nun auch, in welcher sinnigen Weise Rehfuß nach dem Verlauf von vierzig Jahren auf dieses Jugendabenteuer zurückblickt: „Dieses Kind,“ fährt er fort, „hatte grade das Alter, welches um diese Zeit die Frau hatte, welche mir zum Glück meines Lebens bestimmt war. Oft wenn meine Fantasie mit dem Vorfall in Nicolosi spielte, stellte sich mir der Gedanke dar, ob sich mir nicht in diesem Kinde schon das Bild meiner künftigen Lebensgefährtin gezeigt hätte. Ich habe in dieser ein so großes und seltenes Geschenk von der Vorsehung erhalten, daß ich nicht Beziehungen genug zu finden weis, um sie so früh als möglich an mein Lebensschickfal zu knüpfen.“

In Catania verweilte Rehfuës zehn Tage. Die letzten Ritter des Malteferordens hatten in dieser Stadt eine Zufluchtsstätte gefunden, nachdem unter dem Großmeister Hompesch die Insel Malta so unrühmlich verloren gegangen war. An ihrer Spitze stand der jüngst durch den Papst zum Großmeister erhobene Giovanni Battista Tomasi, und Rehfuës wurde ihm durch einen Bekannten, den Obrist-Lieutenant und Komthur von Rechberg, vorgestellt. „Der Großmeister,“ schreibt Rehfuës, „war ein so rüstiger Greis von 72 Jahren, daß ich ihm wenig über fünfzig hätte geben mögen, und soll in seiner Jugend ein sehr schöner Mann gewesen sein. Im Anfang war das Gespräch etwas trocken; allein Herr von Rechberg brachte ihn auf das Seewesen und nun wurde Alles Feuer und Leben an ihm. Er hatte seine Laufbahn in der Marine gemacht und war bis zu der höchsten Würde in derselben emporgestiegen. Die Säuberung des mittelländischen Meeres von den Korsaren der Barbarei schien der Plan, welcher ihn ausschließend beschäftigte. Es lagen auch einige maltesische Fahrzeuge im Hafen, deren Kapitäne seinen gewöhnlichen Umgang bildeten<sup>1)</sup>.“

In Palermo lernte Rehfuës den Astronomen P. Piazzi kennen. „Welch ein schönes Loos,“ heist es über ihn in der Autobiographie, „welch ein schönes Loos hatte der Pater Piazzi in seinem den Wissenschaften geweihten Orden gefunden! Auf der hohen Plattform des königlichen Palastes lag seine freundliche Wohnung und neben ihr seine Sternwarte oder der Tempel der Venus Urania, wie die Fürstin von Belmonte sie zu nennen pflegte. Und in der That hatte die Himmlische hier auch den würdigsten Priester. Dem Pater Piazzi war jenes seine und gefällige Wesen, jene Art von geistlich-weltmännischem Benehmen eigen, das ich am häufigsten bei Jesuiten der alten Schule gefunden. In seinem Gesicht lag ein Ausdruck von Kränklichkeit, der seiner Freundlichkeit eine Art von Verklärung gab, welche ganz zu dem Dienste des irdischen Himmels paßte, dem er sein Leben gewidmet hatte. Ich habe sein Bild immer sorgfältig in

---

1) Interessante und ausführliche Mittheilungen über den Großmeister und die damaligen Zustände des Ordens finden sich in der Zeitschrift *Italien*, Heft X. S. 154 ff. und im 6. Brief des Buchs über Sicilien.

meinem Innern zu bewahren gesucht und die Zeit hat es eher verschönert, als entstellt.“ Eine andere literarische Bekanntschaft machte Rehfuës in dem Abbate Meli, „dessen Gedichte in sicilianischer Mundart sich neben das Lieblichste stellen dürfen, was die Literatur aller anderen Völker hervorgebracht hat. Eine mittlere nicht unkräftige Gestalt, ein pockennarbiges, aber für sein Alter recht frisches Gesicht und groÙe schwarze stark heraustretende Augen mit dem Ausdruck von entschiedener Energie des Willens lieÙen die Anmuth und Zartheit nicht vermuthen, die in seinen Gedichten liegt. Herder hat mehrere davon mit groÙem Glück in unserer Sprache nachgebildet; aber die Musik der sicilianischen Mundart gieng dabei natürlich verloren. Auf der ganzen Insel fang man die kleineren Gedichte; Männer von reiferem Alter wollten jedoch den Fischeridyllen den Vorzug geben<sup>1)</sup>. Diese Gedichte und die ähnlichen Idyllen der Neapolitaner verdienten überhaupt in Deutschland bekannt zu werden. Sie enthalten viele Züge, welche man für reine Nachklänge griechischer Dichtung aus den besten Zeiten halten könnte.“

Des Ritters Calcagni Empfehlungsbriefe hatten den Reisenden auch die Paläste der GroÙen geöffnet, unter denen wir Monsignore Airoldi<sup>2)</sup> hervorheben, der sich als eifriger Archäologe eine gewisse Bedeutung erworben hat. „Er war ein frommer und im Leben tadelloser Mann, welcher Künste und Wissenschaften liebte und beschützte, aber in beiden nicht Einsicht genug besaÙ, um gegen die schwersten Täuschungen gesichert zu sein. Bekannt ist, welches freche Spiel der Abbate Vella lang mit dem arglosen Prälaten getrieben hat. Er verfertigte nicht nur eine Menge sarazenischer Münzen, die er ihm theuer verkaufte, sondern schmiedete auch einen *Codex diplomaticus* für die Geschichtsperiode der sarazenischen Herrschaft in Sicilien, und trieb den Betrug soweit, daÙ er arabische Handschriften anderen Inhalts ver-

---

1) Da Meli, bevor seine Gedichte gedruckt wurden, von allen Seiten Gesuche um Abschriften zukamen, was ihn oft gehörig belästigte, so nannten ihn seine Freunde scherzweise *Dammi-'nacopia* (vereinzelte Notiz in Rehfuës' NachlaÙ).

2) Er war *Giudice della Monarchia* und Erzbischof von Heraclea.  
 , Italia III.



fälschte, um sie für die Urschriften der Uebersetzungen auszugeben, die er zuerst der Welt vorgelegt hatte. Die Sache schien für die Geschichte von Sicilien so wichtig und der Ruhm, diese Entdeckung der Welt bekannt zu machen, war so verführerisch für Monsignore Airoidi, daß er eine eigene Druckerei mit arabischen Typen einrichten und die Originaltexte in einem mit vieler Pracht gedruckten Folioband herausgeben liefs. Es dauerte einige Zeit, bevor Zweifel an der Aechtheit dieser Urkunden erhoben wurden; die ersten gingen glaube ich von Tychsen aus und wurden mit aller deutschen Bescheidenheit geäußert. Es wirft ein merkwürdiges Licht auf den damaligen Stand der arabischen Sprachgelehrsamkeit, daß nacheinander mehrere Orientalisten, ich glaube selbst ein Bischof von Aleppo, berufen werden mußten, bis der Betrug außer Zweifel gestellt war. Monsignor Airoidi hatte ihn am theuersten bezahlen müssen. Er ermüdete darum nicht in seinen Bemühungen für Kunst und Wissenschaft und war in denen für das classische Alterthum glücklicher. Die Regierung hatte ihm die Oberaufsicht über die Reste desselben in Val di Mazzara übertragen. Er verwandte die geringen Summen, welche dafür zur Verfügung gestellt waren, für Restaurationen, um den Verfall der Ruinen aufzuhalten. Aber weit ansehnlichere Summen opferte er aus eigenen Mitteln für die Grabungen an den Tempelresten des alten Agrigentum, des heutigen Girgenti. Er hatte in dem Advokaten Lo Presti den rechten Mann gewählt, um diese Arbeiten zu leiten. Lo Presti besafs mäfsige Einsichten in das Fach, aber destomehr Eifer und Liebe für die Sache. Die früheren Reisenden hatten alle den ungeheueren Trümmerhaufen bewundert und ihn für Reste des Jupitertempels erklärt, von welchem Diodor von Sicilien als von dem grössten Tempel der Insel spricht. Es war nicht leicht, diese Masse von der üppigen Vegetation zu befreien, welche sie so viele Jahrhunderte hindurch überwuchert hatte. Aber bald erkannte man auch an den kolossalen Verhältnissen der Postamente, der Säulenschäfte und einiger Kapitäle die Grösse des Gebäudes. Wir kamen gerade nach Girgenti, als die Grabungen die Form desselben in seinem Grundrifs herausgestellt hatten. Auch waren Stücke von Figuren gefunden worden, die von der Grösse der Kolosse vom Monte Cavallo

in Rom gewesen sein mußten und für Reste der ungeheuern Reliefs galten, welche nach Diodors Angaben an den Ost- und Westseiten des Tempels wahrscheinlich in den Giebeln angebracht waren. Schinkel nahm einen Grundriss davon auf, von dem er mir eine Copie schenkte, die ich zu seiner Zeit in der Zeitschrift „Italien“ bekannt gemacht habe.“

„Als ich mich dem Prälaten vorstellte, war eine seiner ersten Fragen, ob wir die Grabungen in Girgenti gesehen. Ich konnte ihm darauf eine Antwort geben, die ihn befriedigte; als ich ihn aber versicherte, daß ich einen Grundriss des Jupitertempels von einem meiner kunsterfahrenen Freunde aufgenommen befäße, konnte er es kaum erwarten, bis ich ihm eine Copie davon gebracht hatte. Die Folge davon war, daß er die sämmtlichen Alterthumskenner von Palermo mit uns zu einer Conferenz einlud, um den Gegenstand näher zu untersuchen. Es war eine ziemlich ansehnliche Versammlung. Sie bestand außer uns vier deutschen Reisenden und dem Engländer Brown, der durch seine Reisen in Egypten bekannt geworden ist, aus lauter Geistlichen. Wir saßen um einen großen Tisch herum und der Prälat wie billig obenan. Er hatte den Plan des Tempels und die Berichte von Lo Presti vor sich liegen und eröffnete die Sitzung mit einem ziemlich weitläufigen Vortrag über die Geschichte der Grabungen, in der er seine eigenen Verdienste nicht vergaß, ihrer jedoch mit großer Bescheidenheit gedachte. Um der Discussion ein weiteres Feld zu eröffnen, nahm er es zuerst für zweifelhaft an, ob diese Trümmer wirklich von dem Jupiterstempel herrührten, welchen Diodor beschreibt. Es wurde daher aus seiner Bibliothek eine Folioausgabe des Geschichtschreibers hervorgeholt und die betreffende Stelle darin nachgefucht. Der gelehrte Prälat hatte sich vorbereitet und führte das Wort fast allein; nur Schinkel machte einige treffende Bemerkungen von seinem Standpunkt aus, und ich konnte mehrere etwas vage Ausdrücke der lateinischen Uebersetzung durch Vergleichung des Grundtextes genauer bestimmen. Nur hie und da fiel einer der Geistlichen mit einem Ausbruch seiner ehrfurchtsvollen Bewunderung für die stupende Gelehrsamkeit des Prälaten ein, welchem die Uebrigen dann pflichtschuldigst beistimmten. Uns Andern kam die Sache

komisch vor und wir ließen unsern Muthwillen aus, indem wir, nachdem wir erst den Fazella aus der Bibliothek gefordert, die *Italia sacra* und ein Buch weiter um das andere verlangten, um alle früheren Angaben über die Tempel von Girgenti zu vergleichen. Bald hatten wir vor und um den gelehrten Prälaten eine wahre Mauer von Folianten aufgeführt, so daß er für die übrige Gesellschaft nicht mehr sichtbar war. Glücklicher Weise trat nun der Haushofmeister herein und verkündigte Sr. Excellenz, daß aufgetragen sei. Wir folgten ihm in den Speisesaal, wo wir ein wahrhaft fürstliches Gastmahl einnahmen.“

Nach Neapel zurückgekehrt fand Rehfues dort den Ritter Landolina den Vater, für welchen in Syrakus der Sohn Don Mario unseren Reisenden die bekannte Gaftfreundschaft erwiesen hatte. Durch den Tod la Vega's war die Stelle eines Aufsehers über die Ausgrabungen in Pompeji frei geworden, und Landolina bewarb sich um dieselbe; sein Wunsch ging jedoch nicht in Erfüllung, vielleicht weil der König schon einem Anderen eine Zusage gemacht, vielleicht aber auch, weil Landolina gleich so Vielen der Edelsten seiner engeren Heimath in den Verdacht liberaler und revolutionärer Gesinnung gerathen war. Rehfues befreundete sich innig mit dem trefflichen, für alles Schöne so begeisterten Landolina und hat noch einige Jahre lang, nachdem er Italien verlassen, mit ihm Briefe gewechselt. Einen Ausflug, welchen er mit Landolina nach der Insel Ischia gemacht, möge die Autobiographie erzählen:

„Fürst Moriz von Lichtenstein <sup>1)</sup> befand sich damals mit seinem Adjutanten, dem Grafen von Attems, in Ischia, um die Bäder für die Wiederherstellung ihrer durch Kriegsstrapazen und Wunden zerrütteten Gesundheit zu gebrauchen. Ich war ihm in Neapel bekannt geworden und hatte die freundliche Einladung erhalten, ihn mit einigen andern Freunden in Ischia zu besuchen. Dieser Einladung zu entsprechen fuhren wir hinüber nach der Insel und Landolina schloß sich uns an, um den Epomeo zu untersuchen. Wir

---

<sup>1)</sup> Geb. 1775, gest. 1819, k. k. Generalfeldmarschalllieutenant, ein Freund der Literatur, dessen auch Goethe in seinem „Ausflug nach Zinnwalde und Altenberg“ (im Juli 1813) als eines Gönners gedenkt.

nahmen ein eigenes Boot, wählten die Nachtkühlung zur Ueberfahrt und machten uns Punsch. Fröhlich und wohl-gemuth sangen und jubelten wir, während das Fahrzeug sanft auf der ruhigen Fluth dahinglitt. Auf einmal rief Landolina, der den Blick nach dem Vesuv gerichtet hatte: „Eine Eruption, eine Eruption!“ Wir fahen hin; aber das Feuer schien uns so unbedeutend, daßs wir es für Fackeln von Reisenden hielten, welche den Berg in der Nacht bestiegen hatten. Unserer Meinung nach mußte die Eruption mit einer gewaltigen Explosion beginnen, die das ganze Land erhellte und mit Schrecken erfüllte. Aber Landolina hatte den Aetna von Jugend auf vor Augen gehabt und kannte die Natur der Vulkane besser. Er bestand darauf, daßs sich der Krater ohne Explosion ergossen habe. Und wirklich blieb uns auch bald kein Zweifel mehr übrig, daßs er Recht hatte. Die Feuerchlange verlängerte sich an dem Berg herab und wurde zusehends breiter; aber immer war es in dieser Entfernung kein großartiger Anblick. Wir ließen uns wenigstens dadurch nicht vom Trinken und Jubeln abhalten. Landolina wandte jedoch den Blick nicht mehr von dem Berg und als wir in Ischia angekommen, miethete er die Barke, die uns gebracht hatte, um sogleich mit derselben nach Torre dell' Anunziata zu fahren und den Vesuv zu besteigen. Ich sage es mit tiefer Beschämung: wir jüngeren Männer ließen den braven wissbegierigen Greis allein ziehen.“

„Dieser Ausbruch des Vesuvs wurde durch seine Dauer und seinen ruhigen Verlauf merkwürdig. Die Lava ergoß sich aus verschiedenen Höhen, schob sich aber meist ganz langsam vorwärts, so daßs man selbst den Schaden, den sie auf dem reichlich bebauten Boden anrichten konnte, durch Grabung von Kanälen, welche sie in unfruchtbare Schluchten ableiteten, verhütete. Ich sah sogar in einem Weinberg, durch den sie ihren Lauf nahm, auf beiden Seiten des Gluthstroms ruhig die Weinlese halten. Die Besuche des Vesuvs wurden in diesem Sommer eine Mode, welche selbst die Neapolitaner mitmachten. Oft wenn wir um Mitternacht das Theater verließen, fuhren wir noch nach Portici oder Torre dell' Anunziata, um den Berg zu besteigen und die Aenderung der vulkanischen Szenerie zu betrachten. Ich darf sie in der That so nennen, denn so oft ich oben war,

fand ich Alles verändert. Ein Schauspiel aber, das ich hier in den ersten Zeiten der Eruption genoß, wird sobald nicht wieder gesehen werden. Ich hatte um Mitternacht die mittlere Höhe des Bergs von Torre dell' Anunziata aus erreicht, als sich mir der wunderbarste Anblick vor Augen stellte. Aus dem Kamm des Kraters ergoß sich ein ziemlich ansehnlicher Lavastrom in fast senkrechtem Fall von bedeutender Höhe herunter und fiel auf ein kleines Plateau, das sich von drei Seiten in steilen Wänden niedersenkte. Hier theilte sich der Strom in drei Arme und bildete ebenso viele Feuerkaskaden, die in einen Gluthsee stürzten, welcher ein kleines, von allen Seiten geschlossenes Thal ausfüllte.“

Der Aufenthalt in Neapel sollte übrigens für Rehfuës nach mancher Seite hin von Bedeutung werden und auf sein künftiges Leben dauernd einwirken. Das erste, in diesem Betracht für ihn wichtige Ereigniß war die Ankunft des damaligen Kronprinzen, nachherigen König Wilhelm von Württemberg.

„Dieser Prinz lebte schon mehrere Jahre, in schwerstem Zerwürfniß mit seinem Vater, im Ausland und meistens in Paris. Er hatte ein hübsches Mädchen von Stuttgart, die Tochter angesehenen und braver Eltern, entführt, hatte sich erst nach Berlin und von da nach Wien begeben und sich wahrscheinlich an beiden Höfen bald überzeugt, daß er im Nothfall schwerlich Schutz gegen seinen Vater und noch weniger finanzielle Hülfe finden würde. So hatte er sich zuletzt nach Paris gewandt, wo er an dem Hofe des damaligen ersten Consul Bonaparte zu einer Zeit, in der sich die deutschen Fürsten noch nichts von ihren späteren Wallfahrten dahin träumen ließen, sehr willkommen war. Manche haben behaupten wollen, daß die Bonapartistische Familie damals schon Pläne gehabt habe, ihr Schicksal durch Familienbande mit den alten Fürstenhäusern zu verknüpfen und daß darum der protestantischen Geistlichkeit von dem ersten Consul der gemessene Befehl ertheilt worden sei, dem Prinzen die Trauung, für die bereits Alles angeordnet war, zu verweigern. Vermuthlich waren damit auch noch andere Inquisitionen von Seiten der Regierung an den Prinzen selbst verbunden; die Trauung unterblieb wenigstens, und das Liebesverhältniß löste sich bald nachher ganz auf. Wahr-

scheinlich um der Kaiserkrönung Napoleons aus dem Wege zu gehen, vielleicht aber auch, um die geheimen Agenten zu sprechen, welche die württembergische Landschaft (der ständische Ausschufs) in Geldsachen für ihn nach Neapel geschickt, hatte der Prinz die Reise nach Italien unternommen.“

Rehfuës hielt es für angemessen, sich dem Prinzen als seinem künftigen Landesherrn vorzustellen und ihm seine Dienste anzubieten. Diese wurden mit Dank angenommen; Rehfuës befand sich während der ganzen Anwesenheit des Kronprinzen in dessen Gefolge, begleitete ihn bei Besichtigung der Stadt und ihrer Umgebungen und speiste täglich an der kronprinzlichen Tafel. In Stuttgart, wo Rehfuës' schriftstellerische Arbeiten nicht unbeachtet geblieben waren, wurde dieses Verhältniß bald bekannt und rief am Hofe des damaligen Kurfürsten, nachherigen Königs Friedrich große Mißstimmung hervor; es ist nicht unwahrscheinlich, daß Rehfuës' Berufung an eine Cadettenschule, welche damals in Stuttgart errichtet wurde, in Folge seines Verhältnisses zum Kronprinzen nicht erfolgt ist.

Um dieselbe Zeit kam auch Kotzebue mit seinem Schwager Krufenstern nach Neapel und überbrachte Rehfuës ein Empfehlungsschreiben von Humboldt aus Rom. Kotzebue befand sich grade auf dem Höhenpunkt seines Lebens als Dramatiker wie als Opfer russischer Gewaltherrschaft, für welches sich nach dem im Jahre 1801 erschienenen „merkwürdigsten Jahre seines Lebens“ im ganzen gebildeten Europa die lebhafteste Theilnahme geäußert hatte. Die Königin Marie Karoline von Neapel, geborene Erzherzogin von Oesterreich, welche von Wien aus fortwährend über die literarischen Zustände Deutschlands unterrichtet wurde, empfing den berühmten Reisenden mit ausgezeichnete Gunst und hatte dafür die Ehre, daß Kotzebue ihr seine in Neapel gearbeiteten „Stricknadeln“ in Handschrift überreichte!!

Für einen jungen Schriftsteller ist jeder Besuch einer literarischen Celebrität ein Ereigniß und führt leicht zu Ueberschätzung derselben. So erging es auch Rehfuës mit Kotzebue. Er trug sich mit dem Gedanken, den vielfachen Angriffen auf dessen dramatische Arbeiten eine Ehrenrettung entgegenzustellen, und begann damit, dieselben zu lesen und

Bemerkungen darüber niederzuschreiben; mit dem besten Willen brachte er es jedoch nicht über ein halbes Dutzend Bände hinaus. Die Wiederholung derselben Charaktere und Situationen, die Flachheit der ersteren, die Unbedeutendheit der letztern, die Trivialität des Humors und Witzes, die Frivolität der Weltanschauung und die stete Wiederkehr der nämlichen Effectmittel widerten ihn bald an und so unterblieb zum Glück für Rehfuës die beabsichtigte Ehrenrettung. Ueber Kotzebues Wesen schreibt er in der Autobiographie:

„Er war einfach und natürlich in seinem Benehmen und weit entfernt von der Sucht vieler Norddeutschen, welche den Mund nicht öffnen zu dürfen glauben ohne ein witziges Wort oder eine neue Ansicht von sich zu geben. Aber ich darf auch nicht verhehlen, daß ich unter so vielen merkwürdigen Gegenständen, die wir zusammen sahen, nicht eine einzige Bemerkung von ihm gehört habe, welche den tieferen Beobachter und eigenthümlichen Denker verrathen hätte. Er war überhaupt kein Mann, der sich durch eine imponirende Persönlichkeit, durch Witz, Beredtsamkeit und umfassendes Wissen geltend machen konnte. Es ist bekannt, wie sehr er sich vor dem Wasser fürchtete, das er für seinen gefährlichsten Feind ansah. Einen ähnlichen Zug habe ich auf dem Ausfluge erlebt, den ich mit ihm und den Seinigen nach dem Vesuv machte. Wir rasteten wie gewöhnlich bei dem Einsiedler und nahmen einige Erfrischungen zu uns. Als es Zeit war nach dem Aschenkegel aufzubrechen, erklärte er, daß er mit seiner Frau uns hier erwarten würde. „Einmal muß der Krater doch zusammenstürzen,“ sagte er. „Wer bürgt mir dafür, daß es nicht in dem Augenblick geschieht, wo ich oben stehe?“ Er liefs Krusenstern und mich allein hinaufsteigen, beschrieb aber die Reise in seinem Buche, als ob er mit uns gewesen wäre.“

Durch Kotzebue wurde Rehfuës mit der vertrautesten Freundin der Königin, der Gräfin Zichy, bekannt und fand in deren Hause freundliche Aufnahme. Die Gräfin blieb oft Jahre lang in Neapel und hatte sowohl hier, als in Caperta und Portici eine Wohnung in der Nähe der Monarchin, auf welche ihr ein bedeutender Einfluß zugeschrieben wurde. Die Zustände am damaligen neapolitanischen Hofe waren

höchst unerfreulich: „Die blutigen Reactionen welche nach der Vertreibung der Franzosen durch Ruffo und Nelson Statt gefunden, hatten die Verhältnisse der ersten Familien des Reichs zu dem Hofe zerrüttet. Man maß der Königin Vieles bei, was die Rachfucht der Lady Hamilton allein verschuldete, die auf den Admiral Nelson den unbeschränkten Einfluß ausübte und jetzt alles Unangenehme, das ihr seit Jahren in Neapel widerfahren war, vergalt. Bekanntlich hatte sie eine Vergangenheit, welche der Ritter Hamilton nicht in Vergessenheit bringen konnte, wenn er sie auch zu seiner Gemahlin machte. Es ist unglaublich, wie viel Böses man der Königin nachsagte. Diese wußte, wie man in jeder Familie über sie dachte, und liefs es die Glieder derselben wenigstens dadurch fühlen, daß sie sich ihrer Person nicht mehr nähern durften.“

Zu den hohen Personen, welche um diese Zeit Neapel besuchten, gehörte auch der damalige Kurprinz von Bayern, der spätere König Ludwig I. Die Königin wünschte die Vermählung deselben mit einer ihrer vielen Töchter, und die Gräfin Zichy stand ihr mit Rath und That bei. Wir wissen, daß Rehfuës während seines Aufenthalts in Rom vielfach mit einer Familie, die zur bayerischen Gesandtschaft gehörte, verkehrt hatte. In diesem Umgang waren ihm mancherlei Mittheilungen über Bayern gemacht worden, und er hatte sich eine ziemlich genaue Kenntniß von der Lage der Dinge in München, von dem Charakter, der Vergangenheit, dem geheimen Leben und Treiben der maßgebenden Persönlichkeiten, sowie von den verschiedenen Interessen, die sie bewegten, zu verschaffen gewußt. Aus gleicher Quelle wußte er Vieles über den Prinzen und seine Umgebung, so daß er mehr als jeder Andere im damaligen Neapel über die bayerischen Verhältnisse Auskunft zu geben vermochte. Er war somit für die Gräfin und durch sie für die Königin der Mann des Augenblicks.

Für den hohen Gast, den Gegenstand dieser Pläne und Berathungen, erschöpfte man sich in Festlichkeiten jeder Art und namentlich wurde ihm zu Ehren eine Ausgrabung in Pompeji veranstaltet, für die aber zuvor Alles, was gefunden werden sollte, mit schlauer Berechnung seiner Liebhabereien vorbereitet worden war. So befand sich darunter ein Topf



mit altpompejanischem Mehl, aus welchem fogleich ein antiker Pfannenkuchen gebacken wurde.

Da sich, wie eben bemerkt worden, die Nachrichten, welche die Gräfin durch Rehfues erhalten, als die erschöpfendsten und zugleich genauesten erwiesen, wünschte die Königin ihn persönlich kennen zu lernen, und so wurde er zu einer Audienz auf Abends elf Uhr im Palaß zu Neapel befohlen. „Man führte mich,“ erzählte er in der Autobiographie, „in einen sehr großen und hohen Vorfaal, welcher schlecht beleuchtet war, und bemerkte mir, daß ich hier die Befehle Ihrer Majestät abwarten sollte. Ich harrete geraume Zeit, als man mir sagen liefs, ich müßte mich gedulden; der König sei so eben von der Jagd zurückgekehrt und hätte der Königin seinen Besuch ankündigen lassen, der übrigens von kurzer Dauer sein würde. Es währte auch nicht lange, so hob sich der Vorhang der entferntesten Thüre. Einige Pagen und Läufer traten mit langen Wachskerzen, wie sie bei Prozessionen getragen werden, ein; der Monarch folgte ihnen, und ein ähnlicher Schweif von Kerzenträgern schloß den Zug. Ferdinand IV. war ein großer stattlicher Mann mit einer gewaltigen Nase; er trug sich schon etwas gebückt und ging auf ein langes spanisches Rohr gestützt einher, als ob er sehr ermüdet gewesen wäre. Langsam ging der Zug in ziemlicher Entfernung an mir vorüber. Er hatte für mich in der halben Dämmerung des großen Saales etwas Schauerliches; denn der Charakter dieses Fürsten schien seit seiner Rückkehr aus Sicilien ganz anders geworden, als man ihn früher gekannt haben wollte. Vieles von den grausamen und ungerechten Handlungen, welche man gegen die Anhänger der Franzosen ausgeübt hatte, wurde ihm persönlich zur Last gelegt; wenigstens soll er dabei eine Härte und Unversöhnlichkeit gezeigt haben, die seinem Herzen ebenso wenig Ehre machten wie seinem Verstand. Es war mir, als ob die Geister der Cirillo's, der Caracciolo's und anderer ausgezeichneten Männer, die er mehr als Undankbare gegen seine Person, denn als Verräther am Vaterland hinrichten liefs, über ihm schwebten. Ueberhaupt soll er von da an weit selbständiger geworden und besonders der Einfluß der Königin sehr gesunken sein. Diese war erst viel später nach Neapel zurückgekommen

und Acton, obgleich ihre Creatur, hatte die Gunst der Umstände benützt, um sich selbst gegen seine Gönnerin in Freiheit zu setzen. — Der Besuch Sr. Majestät dauerte allerdings sehr kurz und der geisterhafte Zug kam wieder zurück.“

„Ich wurde nun in die Gemächer der Königin gerufen und fand sie an einen Marmortisch gelehnt meiner wartend. In meiner Erinnerung steht sie als eine kleine Gestalt mit blassem Gesicht und großen Augen, in einem weissen matronenmäßigen Anzug. Von dem Gespräch ist mir nur noch so viel im Gedächtniß geblieben, daß es sich nach den ersten und gewöhnlichen Fragen der Fürsten auf den Standpunkt der Regierungen gegenüber den Völkern bezog und namentlich der Grundsatz, daß die Fürsten in ihren Handlungen die Urtheile der Unterthanen nicht beachten, sondern mit ihrem eigenen Gewissen im Reinen sein müßten, ausgesprochen wurde. Sie führte dafür eine ziemlich weitläufige Stelle aus den Werken von Friedrich dem Großen an, welchen sie sehr zu bewundern und in seinen Schriften zu studiren schien. Ich kann die Unbekümmerniß nicht genug beklagen, mit der ich unterlassen habe, das Gespräch gleich nachher niederzuschreiben. Daß die Fürstin bemüht war, mir einen hohen Begriff von ihrem Verstand und ihrer Bildung beizubringen, war der Haupteindruck, den sie auf mich machte und der mir auch geblieben ist.“

Die Hauptschwierigkeit in Bezug auf die beabsichtigte Heirath lag in der Convention, welche die bayerische Regierung mit Kaiser Paul in der malteser Angelegenheit abgeschlossen hatte. Ein geheimer Artikel dazu hatte eine Vermählung des bayerischen Thronfolgers mit einer russischen Großfürstin festgesetzt, und es stand nicht zu erwarten, daß man in München die Verbindung mit einem so mächtigen Hause ohne sehr erhebliche Motive fallen lassen würde. Rehfuës verdankte die Kenntniß Herrn von Rechberg; im Kreise der Königin von Neapel wußte man nichts davon, und die Gräfin stutzte nicht wenig, als ihr Rehfuës von diesem Hindernisse sprach. Die Damen verloren jedoch nicht den Muth, sondern trafen die Anstalten zu einer sofortigen Mission an den bayerischen Hof. Manche Persönlichkeit wurde in Vorschlag gebracht; der einen fehlte diese, der andern jene nothwendige Eigenschaft — schließlich

machte man Rehfues den Antrag, die Sendung zu übernehmen, und er ging darauf ein. Am 7. Februar 1805 reiste er in einer bequemen königlichen Kalesche von Neapel ab und war am 20. d. M. in München. Nachdem er sich dort eiligst, der Vorschrift gemäß, mit Zopf, Puder und Schnallenschuhen versehen, liefs er sich beim Grafen Montgelas melden, überbrachte ihm die neuesten Nachrichten über das Wohlbefinden des Kronprinzen und meldete zugleich, dafs er Befehl habe, einen Brief der Königin von Neapel zu eigenen Händen Sr. Majestät des Königs<sup>1)</sup> zu überreichen. Montgelas versprach ihm die Befehle seines Herrn einzuholen und Rehfues sogleich davon Kenntnifs zu geben. Erst nach einigen Tagen erhielt dieser ein Schreiben des Ministers, worin die zur Audienz anberaumte Stunde mitgetheilt wurde. „Ich erschien,“ heifst es in der Autobiographie, „zu der bestimmten Zeit und der Graf hatte mir kaum noch ein Paar Worte sagen können, als der König schon aus einem Seitenzimmer eintrat. Ich erkannte Se. Majestät erst durch die Vorstellungsworte des Ministers, überreichte das Schreiben der Königin und beantwortete die Fragen, welche über das Befinden der königlichen Familie an mich gemacht wurden. Mit dem Wunsch, dafs ich den Grafen von der Zeit meiner Rückreise benachrichtigen möchte, indem er mir ein Schreiben an Ihro Majestät die Königin mitgeben wolle, entfernte sich der Monarch.“

„Meine nächste Zusammenkunft mit dem Minister benützte ich, um ihm den eigentlichen Zweck meiner Reise zu eröffnen. Er hielt mir gleich die Convention mit Rußland entgegen und überliefs mir selbst zu urtheilen, welchen Erfolg meine Mission haben könnte. Er wollè zwar die Sache dem König vortragen, könne aber nicht verhehlen, dafs er unter diesen Umständen durchaus keine Gründe zu finden wüfste, um sie bei Sr. Majestät zu befürworten. Der Monarch sei allerdings sehr gerührt durch die Aufnahme, welche der Prinz in Neapel gefunden; auch möchte er beinahe glauben, dafs der Vater die Verbindung, wenn sie in den eigenen Wünschen des Sohnes wäre und von diesem

---

1) Resp. Kurfürsten; denn Bayern wurde erst durch den Frieden von Preßburg (26. Dezember 1805) Königreich.

dringend gefordert würde, gewifs als ein Glück für diesen ansehen und auf Mittel bedacht sein werde, die Verabredung mit Rußland aufzuheben. Von besonderem Dank, welchen der Graf zu erwarten hätte, wagte ich gar nicht zu sprechen. Man hielt diesen damals in München für außerordentlich reich und maß ihm ein Vermögen von neun Millionen Gulden bei. Ich hatte vom ersten Anfang an nicht auf Erfolg meiner Mission gehofft und setzte die Versuche bei dem Grafen von Montgelas nur fort, um sagen zu können, daß ich alle mir zu Gebot stehenden Mittel erschöpft hätte.“

Ueber die letzte Audienz bei Max Joseph schreibt Rehfues: „Es war Morgens bei guter Zeit in der königlichen Residenz selbst, wo ich durch eine dunkle Treppe in einen Saal geführt wurde, um den Monarchen zu erwarten. Er trat auch gleich aus den Gemächern heraus, übergab mir den Brief an die Königin, sagte mir noch das Verbindlichste für sie und wenige freundliche Worte für mich — damit war meine Mission beendet.“

Am 10. April war Rehfues wieder in Neapel.

Hier hatten sich unterdessen die Umstände geändert. Der bayerische Kronprinz hatte durchaus keine Geneigtheit an den Tag gelegt sich der ihm zugedachten Prinzessin zu nähern; und so hatte die Königin schon den vorher so eifrig betriebenen Plan aufgegeben, bevor ihr Rehfues das Scheitern seiner Bemühungen mittheilen konnte. Er hatte noch eine Audienz in Portici, worüber aber keine näheren Mittheilungen vorliegen, und scheint von da an zur Königin in keiner direkten Beziehung mehr gestanden zu sein; es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß ihm trotz des Scheiterns jener Sendung Aussichten auf Verwendung im neapolitanischen Hof- oder Staatsdienst eröffnet worden sind. Die Erzählung seiner diplomatischen Mission schließt er mit folgender Characteristik der vielgenannten und vielgeschmähten Fürstin:

„Sie war eine Frau von hohem Geist, von einem sicheren Blick in die Zukunft Italiens und von klarer Erkenntniß der Mittel, seinem Unglück vorzubeugen. Schon zu einer Zeit wo man das gefährlichste, aber oft auch einzige Mittel der Völker, ihre Unabhängigkeit zu bewahren, noch nicht erprobt hatte, sah sie den Volkskrieg als die Waffe an,

welche dem Umsichgreifen der französischen Macht allein mit Erfolg entgegenzusetzen sei. Sie rechnete vorzüglich auf Pabst Pius VII., dem sie sein ganzes Schicksal mit prophetischem Geist vorausagte, wenn er sich nicht an die Spitze der großen Volksbewegung stellen wollte. Sie hatte es mit einem schwachen Charakter zu thun, der vielleicht auch nicht einmal für eine solche Rolle geeignet war, zeigte aber wiederholt, daß sie ihr Königreich durch den Fanatismus zu schützen verstand. Es war ein großes Unglück für diese Fürstin, daß sie in eine Zeit solcher politischen Erschütterungen gefallen. In Tagen der Ruhe und des gegenseitigen Vertrauens würde sie in reifem Alter sehr wohlthätig auf die Regierung eingewirkt haben, deren Fehler sie alle wohl kannte. So traten grade jetzt die Tage ein, wo der Thron das Volk fürchtete und das Volk das Vertrauen zu ihm verlor. Die französischen Doktrinen hatten vielfachen Eingang in Neapel gefunden und die meisten ausgezeichneten Köpfe des Landes, deren Zahl nicht gering war, hegten Gefinnungen, welche sich mit dem Fortbestand der monarchischen Regierungsform nicht vertrugen. Da der König sich nichts um die Regierung zu bekümmern und einzig seinen Jagd- und Fischereiliebhabereien und seinen verborgenen Freuden in San Leuce zu leben schien, so fiel alles Gehäßige, was von Oben ausging, auf die Königin. Es ist auch nicht zu läugnen, daß sie die schlechte Meinung, welche sie von ihren eigenen Unterthanen hatte, nicht immer sorgfältig genug verbarg und daß sie namentlich durch den Vorzug, welchen sie den Ausländern bei Besetzung der wichtigsten Stellen gab, das Volksgefühl tief verletzt hat. Der Haß gegen sie wurde aber auch recht planmäßig angeregt und unterhalten. Man setzte gegen sie die nämlichen Gerüchte in Umlauf, mit denen man das Glück ihrer königlichen Schwester Marie Antoinette von Frankreich und zum Theil den französischen Thron untergraben hat. Nicht nur wurde ihr häusliches und sittliches Leben auf das Roheste angegriffen, sondern man maß ihr auch den Plan bei, daß sie das Königreich an das österreichische Haus bringen wollte. Ja man ging so weit, sie zu beschuldigen, daß sie selbst den Tod ihrer zahlreichen Kinder herbeigeführt habe. Das unwissende Volk glaubte es, als sie im Geiste der neuen Er-

ziehungsmethode ihre Kinder abhärten und die Prinzen bei warmem und kaltem Wetter ohne Kopfbedeckung, in leichter Kleidung und selbst ohne Strümpfe in bloßen Schuhen gehen liefs und der Kronprinz das Opfer einer gewöhnlichen Kinderkrankheit wurde. Ein niederträchtiger Schmierer jener Zeit, welcher sich Bürger Gorvani nannte, hatte in einem Buch von mehreren Bänden alle skandalösen Hofgeschichten von Italien gesammelt und von der Königin von Neapel diese Abscheulichkeiten mit einer empörenden Zuversicht erzählt. Sie war die zärtlichste, die liebendste Mutter und diese Verläumdung hat ihr, wie mich die Gräfin von Zichy oft versicherte, allein wehe gethan. Ueber alle andern Vorwürfe hatte sie sich mit Verachtung weggesetzt.“

Den Beweggrund zu seiner Uebersiedelung von Neapel nach Rom im Mai 1805 giebt Rehfuës in seiner Autobiographie nicht an; nach seinem durch den Legationsrath von Kölle verfaßten Nekrolog in der Beilage zur augsburger „Allgemeinen Zeitung“ (1843 No. 301) hätte eine Ehrensache, bei welcher er sich „ausnehmend energisch und muthig“ benommen, ihm einen Wechsel des Ortes „räthlich“ gemacht.

Die Schilderung seines dritten Aufenthalts in Rom eröffnet Rehfuës mit folgender pikanter Erzählung:

„In meinem Scipio Cicala ist ein Frauencharakter aufgeführt, welcher die verschiedensten Urtheile erfahren hat. Mehrere meiner Freunde stellten ihn dem Höchsten gleich, was die Poesie geschaffen; Andre glaubten mich hoch zu ehren, indem sie in ihm eine veredelte Philine erkannten. Es fehlte aber auch nicht an solchen, die ihn für ein zu kühnes Fantasiebild hielten, und die Frauen insbesondere sprachen ihm das Recht der Existenz ab.

„Nun, und diese Narcissa ruht auf dem Boden der Wahrheit und ist von mir nur etwas modifizirt und verschönert worden. Ich machte sie zu einer Orientalin, um das Wilde, was in der kühnen Natur sich ausdrückte, durch die Abstammung von Beduinen zu motiviren. Diese Narcissa habe ich in Rom gekannt und sie war es hauptsächlich, die meinen jetzigen Aufenthalt daselbst angenehm und interessant machte. Das wunderbare Wesen, von dem ich rede, lebte in einer angesehenen Stellung zu Rom und hatte sich bald aus dem

leeren Treiben der höheren Gesellschaft zurückgezogen. Mit ungewöhnlichem Sinn für Kunst und Poesie begabt, liebte Narcissa die Kunst über Alles und umgab sich nun mit einem Kreis von jungen Männern von gleicher Neigung und Liebe. Gewöhnlich trieben wir uns den Tag über zu Fuß in der Stadt umher, besuchten Kirchen, Galerien, Kunstwerkstätten und Märkte, wie sie uns gerade begegneten. Wo wir unterwegs etwas Gutes zu essen sahen, wurde es gekauft, mitgenommen, noch am nämlichen Tag oft in unserer Gegenwart zugerichtet und in der Küche selbst verzehrt. Manchmal kehrten wir in den Niederlagen *a la ripetta* ein, wo die köstlichsten marinirten Fische und die besten spanischen Weine zu haben waren; aber bald war es fest zur Regel geworden, daß wir entweder über den Platz am Pantheon zurückkehrten, wo das herrlichste Geflügel und Wild verkauft wurde, oder über den Fischmarkt unter dem Portikus der Julia, wo man die Wahl unter der größten Mannigfaltigkeit der frischesten Seefische hatte.

„Gewöhnlich brachten wir auch die Abende bis spät in die Nacht um Narcissa versammelt zu und thaten uns in dem köstlichen Orvietoweine gütlich. Ich kann nicht sagen, daß in diesen Symposien immer das gehörige Maß gehalten wurde; aber unsere liebenswürdige Wirthin wußte ihre Leute zu zügeln und uns im rechten Augenblick nach Hause zu schicken. Sie blieb immer Herrin über sich selbst und ihr Benehmen; und wenn auch Humor und Laune in ihr wechselten wie das Aprilwetter, so wich doch die Anmuth nicht von ihr und erschien sie nur in immer neuen und seltsam chamäleonischen Wandlungen. Eines Abends wurden wir mitten im fröhlichsten Gelage durch ein Erdbeben unterbrochen, welches so stark war, daß die Gläser überflossen und nahezu umfielen. Sie allein blieb ruhig. „Was ist's denn mehr als ein Erdbeben?“ sagte sie. „Nur Schade, daß es nicht stärker ist, um aus dieser heiligen Stadt eine vollständige Ruine zu machen. Die Peterskirche müßte ein prächtiges Stück darin abgeben, wenn sie so in einem Augenblick wie der Jupitertempel zu Girgenti umgestürzt würde.“

„Ich führe dieses Wort nur an, um zu zeigen, wie Narcissa die Dinge immer auf ihre Spitze trieb; das Nämliche

würde sie in einem solchen Augenblick in der Peterskirche selbst ausgesprochen haben, mit der vollkommensten Zuversicht, daß ihre Person mitten unter diesen Trümmern unverletzt bleiben würde. Schönheit und Verstand waren in ihren Augen über alles Andere bevorrechtet. Wie manches kühne, ja große Wort sagte sie den Bettlern, indem sie ihnen ihr Almosen ins Gesicht warf. Es war ihr unmöglich etwas auf die gewöhnliche Weise zu thun und Vieles wäre höchst verletzend für sie selbst und für Andere gewesen, wenn nicht ein treffendes Wort und ein Blick voll Seele und Anmuth es begleitet hätte. Die Männer überhaupt mußten die schonungslosesten Wahrheiten von ihr hören und die Frauen behandelte sie als gutmüthige Kinder.“

Außer mit Narcissa und dem alten Freunde Koch verkehrte Rehfuës während dieses Aufenthaltes in Rom mit dem Franken Wagner<sup>1)</sup>, welcher sich durch „faunenhaften Frohsinn“ und „derben Witz“ auszeichnete. „Er war damals“, heisst es in der Autobiographie, „noch Maler und ich weiß nicht, ob er wahrhaft für seinen Ruhm gesorgt hat, als er zur Bildhauerkunst überging. Allerdings schien ihm der Sinn für die Farben etwas zu fehlen; aber es war doch nicht in dem Grade der Fall, daß sein Colorit fehlerhaft geworden wäre. Ich erinnere mich seines Porträts von Narcissa<sup>2)</sup> welches auch von dieser Seite nichts zu wünschen übrig liefs. Aber wie edel, wie reich, wie vortrefflich gezeichnet seine Figuren, wie wahr und doch schön der Ausdruck von Charakter, von Stimmung und Leidenschaft in seinen Köpfen! Ist denn Pouffin kein großer Maler, wie leicht er auch im Colorit zu übertreffen war?“

Rehfuës wohnte diesen Sommer wieder in der Villa di Malta, aber diesmal im schönsten Theile derselben, welcher auf der einen Seite den Ueberblick über ganz Rom und auf

---

1) Johann Martin (von) Wagner, geb. 1777 zu Würzburg. Er war am 31. Mai 1804 nach Rom gekommen und blieb dort bis 15. Juni 1808. S. Urlichs, Joh. Martin v. Wagner. Ein Lebensbild, Würzburg 1866. S. 6.

2) Bei Urlichs a. a. O. 7 wird aus dieser Zeit des Porträts „der schönen Frau von Widder“, in welchem Bilde der landschaftliche Hintergrund besonders gelungen, Erwähnung gethan. Sollte in dieser schönen Frau von Widder Narcissa zu suchen sein? Ihr Mann soll zur bairischen Gesandtschaft gehört haben.



der andern die Aussicht auf die Villa Medicis gewährte, zur Linken durch den Quirinal mit den herrlichen Pinien des Gartens von Colonna und zur Rechten durch die genannte Villa begrenzt. Im Mittelpunkt der herrlichen Zwischenlinie erhob sich die Kuppel von St. Peter; weiter verlor sich der Blick in die Ferne der Campagna und glaubte nicht selten den Silberfaum des Meeres zu erkennen; der Monte Mario schloß die herrliche Aussicht. „Damals“ schreibt Rehfuës in der Autobiographie, „damals war mein Leben wahre Dichtung; aber es fiel mir nicht ein, einen Vers zu machen. Muß denn das Leben selbst ohne Dichtung sein, wenn dem Menschen das Bedürfnis nach ihr recht fühlbar werden soll?“ Ausflüge in die Umgebungen Roms, zum Theil in Gesellschaft der fesselnden Narcissa, trugen dazu bei, diese frische poetische Stimmung zu nähren und zu erhöhen. Rehfuës' „Gemälde von Tivoli“ in den „Briefen aus Italien“ ist die literarische Frucht eines dieser Ausflüge.

Bevor wir mit unserem Reisenden die ewige Stadt verlassen, müssen wir eines Ereignisses Erwähnung thun, welches an sich vielleicht unbedeutend, für uns dadurch Bedeutung erhält, daß es auch Rehfuës damalige und auch noch spätere religiöse und poetische Lebensauffassung ein gewisses Licht wirft; wir wollen ihn selbst über den Vorgang berichten lassen, dessen Erzählung er noch folgende Reflexion vorausschickt:

„Im Leben kommen so viele Fälle vor, in welchen der Mensch, seine Rettung, wenn er mit dem Zufall nicht ausreichen kann, nur jener höheren Hand beimessen muß, die über uns waltet. Wir würden eine Menge Fälle sammeln können, wenn wir in dem entscheidenden Augenblick Besonnenheit genug befäßen, alle einzelnen kleinen Umstände wahrzunehmen. Einen solchen habe ich noch von diesem meinem Aufenthalt in Rom zu berichten.

„Da wir Narcissa's Gesellschaft gewöhnlich sehr spät in der Nacht verließen, so machte ich oft nachher allein oder mit Andern Spaziergänge durch die Stadt bei Mondenschein. Rom gewinnt alsdann eine ganz andere Ansicht, so daß man zweifelhaft werden kann, ob man die nämlichen Gegenstände vor sich hat, die man am Tage gesehen. Das Mondlicht ist heller und die Schatten sind schwärzer als bei uns im Nor-

den und je gröfser die Massen sind, desto gewaltiger ist der Eindruck, welchen sie in den schroffen Uebergängen von Licht und Schatten hervorbringen. In einer solchen Nacht hatte ich die Strafse nach dem Monte Cavallo genommen, um den herrlichen Anblick zu genießen, wie sich die sogenannten Colosse, die Gruppen von Kastor und Pollux, in dem klarsten Mondhimmel abschnitten. Ich war allein und setzte mich auf die hohen Trottoirs vor dem Quirinal. Meine Blicke waren nach dem herrlichen Kunstwerke emporgerichtet und ich genoß diesen Anblick mit voller Seele. Endlich schlief ich ein. Wie lang ich geschlafen haben mag, weifs ich nicht; aber ich wurde durch eine Stimme geweckt, die mich bat, nach Hause zu gehen. In dem Ton dieser Stimme lag etwas unbefchreiblich Sanftes und Seelenvolles und die Gestalt, von der sie kam, schnitt sich in ihrem schattigen Umrifs in dem klaren Horizont ab wie ein Genius. Ich erkannte wenigstens nichts von Kleidung an ihr.

„Halb wachend und halb träumend erhob ich mich und ging langsam nach Hause. Der Vorfall kam mir ganz natürlich vor und ich dachte nicht mehr daran, bis ich am andern Tag zufällig hörte, dafs in der Nacht zuvor in der Nähe der Colosse vom Monte Cavallo ein Mord vorgefallen sei. Ich bin weit entfernt, hier ein übernatürliches Ereignifs erlebt haben zu wollen. Ich war, als ich geweckt wurde, wirklich nicht bei voller Besinnung und wer weifs, ob ich nicht wachend geträumt habe? Bedeutung hat das Ereignifs darum immerhin für mein Leben.“

Wir würden diesen Vorfall nicht erwähnt haben, wenn er nicht wie gesagt, für Rehfuës' tief wurzelnde Ueberzeugung von dem Walten einer Vorsehung ein Zeugniß ablegte — eine Ueberzeugung, welcher er auch in der Einleitung zu seiner Autobiographie Ausdruck verliehen hat, wenn er sagt:

„So oft ich die Ereignisse meines Lebens in ihrer natürlichen Entwicklung auseinander prüfte, bestätigte sich mir die Ueberzeugung, dafs die Vorsehung mit besonderem Wohlwollen darüber gewaltet hat. Schon in der ganzen Grundlage meines Schicksals fand ich diese liebevolle Gewalt wirken, und wenn mein Dasein einige Berechtigung

haben sollte, eine Spur von sich zurückzulassen, so darf ich es den Elementarbedingungen beimessen, unter denen ich geboren und erzogen bin etc.“

Was Rehfuës' literarische Thätigkeit betrifft, so fällt in diesen römischen Aufenthalt, neben den Arbeiten für die „Miscellen“, die Herausgabe einer Sammlung italienischer Novellen, über deren Entstehung uns die Autobiographie Näheres berichtet: „Der Professor Kiefewetter aus Berlin war nach Neapel gekommen und hatte mir einen Empfehlungsbrief von dem Freiherrn von Humboldt gebracht. Bei näherer Bekanntschaft mit diesem frischen und energischen Mann sagte er mir, daß er Miteigenthümer der Quienschen Buchhandlung in Berlin sei und gern für diese etwas von mir in Verlag nehmen möchte. Ich hatte nichts fertig, als eine Reihe von Novellen, die ich den ältesten italienischen Novellieri gleichsam nacherzählt hatte. Es schien mir unmöglich, daß das deutsche Publikum den breiten Erzählungston dieser aus dem Leben selbst herausgegriffenen Geschichten ertragen würde. Die meisten bedurften überdies beträchtlicher Milderungen um nicht anstößig zu sein. Ich wollte überhaupt ein amusantes Buch daraus machen, und mußte zwanzig, dreißig Jahre nachher oft darüber lachen, wenn ich diese Geschichten gleichsam als neue Entdeckungen in der alten Literatur der Italiener in aller ihrer Breite und Weitschweifigkeit und mit der ganzen Uebersetzungspedanterie der Vossischen Schule nachgebildet wieder zu Markt gebracht sah. Ich erhielt für mein Duodezbandchen ein ansehnliches Honorar, welches mir Kiefewetter gleich in Neapel ausbezahlt hat.“ Die Vorrede des Werkchens ist datirt Rom 1805.

Ein Zusammentreffen von äußeren Umständen scheint Rehfuës zur Heimkehr nach Deutschland bestimmt zu haben. Zwischen seinem Gönner, dem Kronprinzen von Württemberg und dessen Vater, hatte sich ein freundlicheres Verhältniß gebildet, und somit konnte Rehfuës auf Erfüllung seines Wunsches, im Vaterlande eine ihm entsprechende Verwendung zu finden, jetzt mit einiger Sicherheit hoffen. Auch neigten sich die ruhigen Tage, welche auf die Schlacht von Marengo gefolgt waren, ihrem Ende zu, und es schien gerathener, die neu drohenden Stürme in der Heimath,

nicht in der Fremde abzuwarten. Auch Narcissa rüstete sich zur Abreise — so verlief denn auch Rehfues die ewige Stadt, ging über Perugia, Florenz, Venedig nach München und traf am 8. September in seiner Vaterstadt Tübingen ein. „Es war Mitternacht“, so schließt die Autobiographie, „und die Meinigen erschrakten, als so spät noch Lärm gemacht wurde. Desto gröfser war die Ueberraschung und die Freude, als ich alle diejenigen, die ich vor fünf Jahren verlassen, gesund und wohl in meine Arme schliessen konnte.“

A. K.

---

## Metrische Uebersetzungen.

### A. Aus dem Italienischen

des Giacomo Leopardi.

#### Der Traum.

Noch frühe war's. Durch die geschlossnen Läden  
Stahl über den Balkon der erste Schein  
Des Morgenroths sich in mein dunkles Zimmer.  
Da, um die Zeit, wo leichter schon und süßer  
Der Schlummer uns die Wimpern überschattet,  
Stand plötzlich neben mir und sah mich an  
Das Bildniss Jener, die zuerst mich Liebe  
Gelehrt, und dann in Thränen mich verlassen.  
Nicht todt, nur traurig schien sie mir; ihr Aussehn  
Glich dem der Unglücklichen. Ihre Rechte  
Bewegte sie nach meinem Haupt und sprach  
Mit Seufzen: Lebst du und gedenkst noch irgend  
An mich? — Woher, entgegnet' ich, und wie  
Kommst du, geliebte Schönheit? Ach, wie trug ich,  
Wie trag' ich Leid um dich! und glaubte nicht,  
Du könntest darum wissen, und mein Schmerz  
Ward ärmer nur an Trost durch diesen Wahn.  
Doch willst du nun mich abermals verlassen?  
Ich fürcht' es sehr. O sage, wie erging dir's?  
Bist du noch, die du warst? Und was bekümmert  
Die Seele dir? — Vergessenheit umnachtet  
Deine Gedanken, und der Schlaf umhüllt sie,  
Sprach Jene. Ich bin todt. Du schautest mich  
Zum letzten Mal vor Monden. — Bei den Worten

Drang ein unendlich Weh durch meine Brust.  
Und sie fuhr fort: Im Flor der Jahre starb ich,  
Wo Leben uns am süßesten, und eh noch  
Das Herz begriffen, wie so völlig eitel  
Der Menschen Hoffnung. Den herbeizuwünschen,  
Der ihn erlöst von allem Leid, wie liegt's  
Dem kranken Menschen nah! Doch trostlos naht  
Der Tod der Jugend, und ein hartes Schicksal  
Trifft all die Hoffnung, die im Grab erlischt.  
Nicht frommt's zu wissen, was Natur verbirgt  
Den Neulingen im Leben; und um Vieles  
Ist unfahrner Weisheit vorzuziehn  
Der blinde Schmerz. — O Unglücksfel'ge, Theure,  
O schweige, rief ich, schweige! deine Worte  
Zerreissen mir das Herz. So bist du wirklich  
Todt, o Geliebte, und ich leb', und so  
War es verhängt, daß dieser theure Leib,  
Der zärtliche, in bangem Todeschweifs  
Vergehen sollt' und ich behielte diese  
Elende Hülle? Ach, so oft ich auch  
Bedenke, daß du nicht mehr lebst und ich  
Nie in der Welt dich werde wiederfinden,  
Nie kann ich's glauben! Wehe mir! was ist  
Das Wesen, das man Tod nennt? Heut einmal  
Könnst' ich's erfahren und mein wehrlos Haupt  
Dem grimmen Hasse des Geschicks entziehn.  
Jung bin ich noch, doch schwindet und verzehrt sich  
Mein junges Leben wie ein Greifenthum,  
Vor dem mir graut, obwohl mir's noch so fern.  
Doch kaum vom Greifenalter unterscheidet  
Sich meine Blütezeit. — Zum Weinen wurden  
Wir Zwei geboren, sprach sie. Unferm Leben  
Hat nie das Glück gelacht; der Himmel freute  
Sich unfrer Qual. — Wenn denn das Aug' von Thränen,  
Sprach ich, von Blässe das Gesicht verschleiert  
Um deines Scheidens willen, und das Herz  
Mir schwer von Angst ist, sage mir: hat je  
Von Lieb' ein Funken oder Mitleid gegen  
Den armen Liebenden dein Herz bewegt,  
So lang du lebstest? In Verzweiflung damals,

Dann wieder hoffend lebt' ich Tag' und Nächte;  
Am leeren Zweifel müdet heut die Seele  
Sich ab. Drum wenn auch nur ein einzig Mal  
Du Leid gefühlt um mein verdüftert Leben,  
Verbirg mir's nicht, ich flehe, und Erinnerung,  
Jetzt da die Zukunft unfrem Leben fehlt,  
Sei mir ein Trost. Und sie: Getröste dich,  
Unglücklicher! Ich war an Mitleid nie  
Dir karg, so lang ich lebte, noch auch jetzt;  
Denn elend war auch ich. Beklage nicht  
Dies unglücklichste von allen Mädchen. —  
Bei unfrem Leiden, bei der heißen Liebe,  
Die in mir lodert, rief ich, bei dem holden  
Namen der Jugend, unfrem Tage früh  
Verlorner Hoffnung: o vergönn' es, Theure,  
Dafs ich die Hand dir fassen darf! — Da reichte  
Sie sanft und traurig sie mir hin. Und als ich  
Mit Küffen sie bedecke und, erbebend  
Von bittrem Weh und Wonne, an die Brust,  
Die wallende, sie drücke, Brust und Antlitz  
In feuchte Glut getaucht und mir im Halfe  
Die Stimme stockt, wankt schon der Tag vorm Auge.  
Und sie darauf, in meine Augen zärtlich  
Die ihren heftend: Freund, vergiffest du,  
Sprach sie, dafs ich von jedem Reiz entblöfst bin?  
Und doch umsonst, Unglücklicher, in Liebe  
Bebst und erglühst du? Aber nun lebwohl;  
Denn unfre armen Seelen, unfre Körper  
Sind ewiglich getrennt. Nicht mehr für mich  
Lebst du und sollst du leben. Deinen Schwur  
Zerriß das Schickfal. — Da in meiner Angst  
Aufschreien wollt' ich, und vergehend fast,  
Die Augen schwer von hoffnungslosen Thränen,  
Erwacht' ich aus dem Schlaf. Vor meinen Blicken  
Stand sie noch immer, und noch immer glaubt' ich  
Ihr Bild zu sehn im schwanken Strahl der Sonne.

---

**Sappho's letzter Gesang.**

Du sanfte Nacht und du, verschämter Strahl  
Des späten Monds, und du dort überm Felsen  
Aufglänzend aus des Waldes stummen Wipfeln,  
Du Tagesbote, die ihr meinen Augen,  
Eh ich das Schickfal kannt' und die Erinny's,  
So lieb und hold erschien: nun tröstet nimmer  
Ein wonnig Schauspiel mein verzweifelnd Herz!  
Nur dann belebt mich langentwöhnte Freude,  
Wenn durch den Aether schwimmend und die Fluren,  
Die bang erzittern, sich der Strom des Südwind's  
Mit Wogen Staubes wälzt, und wenn der Wagen,  
Zeus' schwerer Wagen über unfern Häuptern  
Hindonnernd durch die finstern Lüfte fährt.  
Durch Klippen nur und tiefe Klüfte möcht' ich  
In Nebelwolken wandeln; mich ergötzt  
Erschreckter Heerden Flucht, das dumpfe Brausen  
Der hochgeschwellten Flut  
Am schwanken Ufer und der Wellen Wuth.

Schön ist dein Kleid, erhabner Himmel; schön  
Bist du, thaufrische Erde. Ach, von aller  
Endlosen Schöne nicht den kleinsten Theil  
Verliehn die Götter und das tückische Schickfal  
Der armen Sappho. Ein verachteter  
Und läßt'ger Gast in deinem stolzen Reiche,  
Natur, hebt die verschmähte Liebende  
Umsonst zu deinen Reizen Herz und Augen  
Um Hülfe flehend auf. Mir lacht nicht mehr  
Das sonnige Erdenrund, der Morgenglanz  
Am Himmelsthor; mich grüßt nicht der Gefang  
Der buntgefiederten Vögel, nicht das Rauschen  
Der Buchenwipfel; und wo unterm Schatten  
Der Hängeweiden feinen reinen Schoofs  
Der klare Bach erschließst, entzieht er meinem  
Unsichern Fusse die geschmeid'gen Wellen,  
Als wär' ich ihm verhaßt,  
Und flieht am blumigen Ufer hin in Haft.



Welch ein Vergehn, welch arge Missethat  
Hat mich befleckt vor der Geburt, daß mich  
Der Himmel und das Glück so finster ansehn?  
Was frevelt' ich als Kind schon, wo das Leben  
Noch Nichts von Sünde weiß, daß so beraubt  
Der Jugend, so entblättert durch die Spindel  
Der unerbittlichen Parze, meine Blüte  
Verdorren muß? Ach, unbedachte Worte  
Spricht deine Lippe! Unfre Loose lenkt  
Geheimer Schicksalschluss. Geheim ist Alles,  
Nur unser Schmerz nicht. Ausgesetzte Kinder,  
Zum Weinen nur geboren; das Warum  
Ruht in der Götter Schooß. O Sorg' und Hoffnung  
Der grünen Jugend! Nur der äußern Bildung,  
Dem holden Schein nur gab der Vater Macht  
Ueber die Menschen; manneswür'd'ge Thaten,  
Gefang und Geistesfülle —  
Was frommen sie in reizlos schlichter Hülle?

So sterb' ich denn! Sein schlechtes Kleid abstreifend,  
Soll nackt mein Geist hinab zum Hades flüchten  
Und föhnen so die harte Schuld des Himmels,  
Der blind das Loos vertheilt. Und du, an den  
Mich lang vergebne Liebe, langes Hoffen  
Geknüpft und ungestillter Sehnfucht Wahnsinn,  
Du lebe glücklich, wenn ein Sterblicher  
Je glücklich lebt! Nicht mit dem süßen Saft  
Aus seinem kargen Faß besprengte Zeus mich,  
Nachdem mir alle Täuschungen und Träume  
Der Jugend hingeschwunden. Jeder frohte  
Tag unfres Lebens muß am schnellsten fliehn.  
Krankheit beschleicht uns, Alter und der Schatten  
Des eif'gen Todes. Siehe nun, von allen  
Erhofften Palmen, allem Freudenwahn  
Bleibt nur der Abgrund, und der tapfre Geist  
Verfällt des Hades Macht,  
Dem Reich des Schweigens und der düstern Nacht.

---

## Die Blauamsel.

Herab von jenes alten Thurmes Zinne  
Singst du ins Feld hinaus, einsamer Vogel,  
Und erst des Tags Verscheiden macht dich stumm.  
Der süsse Wohllaut schweift durch dieses Thal;  
In Lüften glänzt ringsum  
Der Lenz und zieht frohlockend durch die Fluren,  
Dass uns der Anblick zärtlich rührt die Brust.  
Du hörst die Schaafse blöken, Rinder brüllen,  
Die andern frohen Vögel um die Wette  
In tausend Kreisen schwärmen unterm Himmel,  
Frohlockend dieser Zeit, der Luftgeweihten.  
Du blickst von fern nachdenklich ins Getümmel;  
Nicht an Gefährten, Flügen  
Und heiterm Spiel magst du Gefallen finden.  
Du singst — und so entschwinden  
Dir deine wie des Jahres Blütezeiten.

Wie ähnlich, ach, verrinnt  
Mein Tag dem deinen! Muntrer Scherz und Lachen,  
Die stets der Jugendzeit Gespielen sind,  
Und du, der Jugend holde Schwester, Liebe,  
Du bittre Seufzer unfrer reifern Tage,  
Mich rührt ihr nicht, warum? ich weifs es nicht;  
Ja, euch entflöh' ich gerne;  
Fast allen Menschen ferne,  
Fremd meinem Heimathort,  
Seh' ich, wie meines Lebens Lenz verstreicht.  
Sie pflegen diesen Tag, der nun sich neigt,  
In unserm Städtchen festlich zu begehn.  
Horch, wie durch klare Luft das Glöckchen tönt,  
Horch, wie dazwischen oft aus Eisenröhren  
Ein Donnern fern von Haus zu Haus erdröhnt.  
Des Ortes Jugend heut  
In ihren Feierkleidern  
Verlässt die Häuser, wandelt hier- und dorthin  
Und schaut und läst sich schaun und ist vergnügt.

Ich geh' in Einsamkeit  
Hinaus hier diesen abgelegnen Pfad.  
Ach, alle Lust und Freude  
Vertag' ich auf die Zukunft, und indess ich  
Den Blick ins Helle lenke,  
Trifft mich die Sonne, die von fernen Bergen  
So klar herüberfieht  
Und scheidend mir zu sagen scheint: gedenke,  
Wie bald die sel'ge Jugendzeit entflieht.

Du, einsam Vögelchen, wenn sich zum Abend  
Das Leben neigt, das dir die Sterne gönnen,  
Wirft nicht beklagen dies  
Dein stilles Dasein; denn aus der Natur  
Blüht euch all euer Glück.  
Doch ich — läßt mein Geschick  
Mich zur verhafsten Schwelle  
Des Greifenthums gelangen,  
Wo diesen Augen, stumm für fremde Herzen,  
Die Welt verödet dünkt, der nächste Tag  
Noch trauriger, als alle, die vergangen —  
Wie wird mir diese Zeit,  
Einsam verfäumt, wie werd' ich selbst mir scheinen?  
Vor Reue werd' ich weinen  
Und ach, umsonst nach ihr zurückverlangen!

---

### Nachtgesang eines wandernden Hirten in Asien.

Was machst du, Mond, am Himmel? Sag, was machst du,  
Du ewig stiller Mond?  
Am Abend erst erwachst du  
Und wanderst durch die Oede, und dann ruhst du.  
Wardst du's nicht satt, von Neuen  
Die immergleichen Pfade hinzugehen?  
Entleidet dir's noch nicht, kann dich noch freuen,  
Die Thäler hier zu sehen?  
Wie ähnlich doch dem deinen

Ist eines Hirten Leben!  
Früh muß er sich erheben,  
Die Heerde treiben übers Feld und sieht  
Heerden und Au'n und Quellen;  
Dann ruht er müd' bis an des Abends Schimmer,  
Andres erhofft er nimmer.  
Sag mir, o Mond: uns Andern  
Was frommt uns dieses Leben,  
Und euer Leben euch? Sag, wohin zielt  
Mein kurzes Schweifen hier  
Und dein unsterblich Wandern?

Ein Greis, grau und gebrechlich,  
Nur halb bekleidet, barfuß,  
Den Rücken unter schwerer Last gebeugt,  
Der über Berge keucht,  
Durch Klüft' und Klippen, tiefen Sand und Hecken,  
Im Sturm, im Ungewitter, wenn die Luft  
Glüht oder eisig glaftet, —  
Er läuft und läuft und haftet,  
Setzt über Ström' und Sümpfe,  
Fällt hin, steht wieder auf, eilt mehr und mehr,  
Zerfetzt, blutrünstig, bis er endlich anlangt,  
Wohin der Weg und dessen  
Vielfache Mühsal einzig hingelenkt:  
Zum unermessnen Abgrund, —  
Und stürzt hinab, zu ewigem Vergessen.  
O keuscher Mond, so leben  
Wir unser Menschenleben.

Schwer tritt ein Mensch ans Licht,  
Und tödtlich oft ist das Geborenwerden.  
Von Leiden und Beschwerden  
Wird er empfangen. Gleich zum Anbeginne —  
Wie sich die Eltern beide  
Mühen, ihn ans Dasein tröstend zu gewöhnen!  
Und wächs't er dann, so pflegen  
Sie hülfreich allerwegen ihn und wollen.  
Mit Wort und That den Schwachen  
Ermuthigen zum Leide,

Mit feinem Menschenloos ihn auszuföhnen.  
Nichts Süßes kann den Söhnen  
Die Elternforge thun, als sie bewachen.  
Allein warum entfachen  
Den armen Lebensfunken,  
Wenn Trostes wir bedürfen, daß wir leben?  
Warum, wenn Leben Pein,  
Verdammt man uns zum Sein?  
O reiner Mond, das eben  
Ist unser Menschenleben.  
Du aber bist nicht sterblich,  
Und wirfst kaum Acht auf meine Klage geben.

Doch du, einsame, ew'ge Wandlerin,  
Gedankenvolle, du vielleicht verstehst,  
Was dieses Erdenleben,  
Dies unser Leiden soll und unser Bangen,  
Was unser Tod bedeute, dieses letzte  
Erblaffen unsrer Wangen,  
Dies von der Erde Schwinden und Entschweben  
Aus jedem Kreise, der uns traut umfassen.  
Du sicherlich verstehst  
All das Warum der Dinge, was der Morgen  
Für Frucht bringt und der Tag  
Und dieser stumm endlose Lauf der Zeit;  
Du weißt, du sicher, welchem holden Lieb  
Der Lenz zulächeln mag,  
Wem gilt des Sommers Glut und was bezwecken  
Des Winters eif'ge Schrecken;  
Du weißt ja tausend Dinge, deren Kunde  
Dem schlichten Hirten tief verborgen blieb.  
Oft wenn ich dich betrachte,  
Wie stumm du dastehst überm öden Plan,  
Deß ferner Umkreis an den Himmel grenzt,  
Oder wie du mir folgst,  
Wenn ich die Heerde treibe facht voran  
Und seh' die Stern' erglänzen dicht und dichter,  
Frag' ich mich in Gedanken:  
Wozu so viele Lichter?  
Was soll das weite Luftmeer, jener tiefe

Endlose Aether? Was bedeutet diese  
Gewalt'ge Einsamkeit? Und ich, was bin ich?  
So grübl' ich bei mir selbst; und für dies Haus,  
So grenzenlos und herrlich,  
Für seine zahllos wimmelnden Bewohner,  
Dann für so vieles Mühn, so vieles Regen  
Der Wesen all, die Erd' und Himmel faßt,  
Umkreisend ohne Raft,  
Um zu dem Ausgang stets zurückzukehren,  
Vermag ich weder Grund  
Noch Zweck zu ahnen. Aber dir gewis,  
Göttliche Jungfrau, ist dies Alles kund.  
Mir ist nur das bewußt,  
Dafs von dem ew'gen Kreisen  
Und meinem schwachen Sein  
Vielleicht ein Andrer Luft  
Und Vortheil hat; mir ist das Leben Pein.

O meine Heerde dort, wie bist du glücklich,  
Weil du dein Elend schwerlich wohl verstehst.  
Wie muß ich dich beneiden,  
Nicht blofs, weil von Beschwerden  
Beinah befreit du gehst,  
Und aller Müh'n und Fährden  
Und jeder höchsten Angst so bald vergiffest,  
Nein, mehr noch, weil die Zeit dir nimmer lang wird.  
Wenn du im Schatten lagerst, auf der Wiese,  
Still und zufrieden bist du  
Und bringst in solcher Weise  
Den langen Sommer ungelangweilt hin.  
Und ich auch sitz' im Schatten hier, im Feld,  
Doch Ueberdrufs befällt  
Mein Herz, und stachelnd wühlt in mir ein Weh,  
Dafs ich, hier ruhend, ferner bin als je  
Von Ruh' und Raft und Frieden.  
Und dennoch wünsch' ich Nichts  
Und hatte nie zum Weinen Grund bis heut.  
Was dich ergötzt und freut,  
Ich weifs es nicht; doch hast du dein Behagen.  
Mir ist nicht Viel bechieden

An Glück; doch darum klag' ich nicht allein.  
Nur, wenn du sprechen könntst, möcht' ich dich fragen,  
Warum, o liebe Heerde,  
In Mufse jedes Thier  
Sich fröhlich mag begnügen,  
Und mich ein Ekel faßt, so still zu liegen?

Vielleicht wenn ich mit Flügeln  
Mich über Wolken schwingen  
Und einzeln all die Sterne könnte zählen,  
Oder dem Donner gleich auf Bergen schweifen,  
Wär' ich beglückter, meine traute Heerde,  
Und würde Nichts, o Mond, zum Glück mir fehlen.  
Doch irrt vielleicht der Sinn,  
Der neidisch blickt nach andern Loosen hin.  
Vielleicht in Wieg' und Hürde  
Und welchen Stand der Einzle mag erwählen  
Ist Allen gleich das Leben eine Bürde.

---

### Der Sonnabend auf dem Dorfe.

Die junge Dirne kehrt, sobald die Sonne  
Sich neigt, vom Feld nach Haus,  
Ihr Bündel Gras zu Häupten, in der Hand  
Von Rosen und Viole einen Strauß,  
Und freut sich schon, daraus  
Morgen am Sonntag wieder  
Den Schmuck für Haar und Mieder zu gewinnen.  
Mit ihren Nachbarinnen  
Sitzt vor der Thür das Mütterchen und spinnt,  
Und schaut gen Abend, wo der Tag verglüht;  
Und plaudert von den eignen jungen Tagen,  
Wo sie am Feiertag sich auch geputzt hat  
Und schlank noch und geschwind  
Am Abend dann zu tanzen pfleg mit Denen,  
Die ihrer schönsten Zeit Gefährten waren.  
Schon aus der Höhe sinkt  
Tiefblaue Dämmerung, und die Schatten fallen

Von Dächern und von Hügeln,  
Da silbern jetzt der neue Mond erblinkt.  
Und nun beginnt die Glocke  
Den Festtag einzuläuten,  
Und bei dem Klange zieht es  
Wie Trost in alle Seelen.  
Die Knaben, die in Haufen  
Dort auf dem Platze jauchzen  
Und hier- und dorthin laufen,  
Wie lachen sie und lärmern!  
Indessen kehrt zu seinem dürrt'gen Tisch  
Der Pflüger pfeifend heim  
Und denkt bei sich an seinen Ruhetag.

Dann, wenn erloschen jedes Licht ringsum  
Und alles Andre stumm,  
Hörst du den Hammer klopfen, hörst die Säge  
Des Zimmermanns, der wacht  
In der verschlossnen Werkstatt und beim Lämpchen  
Sich spudet, dafs die Arbeit  
Noch fertig werde, eh der Tag sich röthet.

Dies ist der liebste Tag von allen sieben,  
Voll Hoffnung, voller Wonne.  
Es bringt die neue Sonne  
Aufs Neue Leid und Müh', und Jeder mufs  
Die alte Last von Neuem weiter schieben.

Du muntre Knabe, dies  
Dein Blütenalter gleicht  
Solch einem heitren Tag, so klar und froh,  
Und wenn er dann entfloh,  
Hast deines Lebens Sonntag du erreicht.

Geniefs ihn, Kind; gar süfs ist diese Zeit,  
Und Jeder lebt sie gerne.  
Mehr will ich dir nicht sagen. Doch dafs ferne  
Dir noch dein Sonntag, sei es dir nicht leid!  
Paul Heyse.



## Metrische Uebersetzungen.

### B. Aus dem Deutschen.

Sieben Kapitel aus Heine's

### Atta Troll.

---

#### Caput I.

Giace in fondo de la valle,  
D'alti monti circondato,  
E dal cupo mormorio  
Di cadenti acque cullato,

Cauteretz, il picciol borgo  
Da le candide casette.  
Stan ridendo sui balconi  
Belle donne e giovinette:

E giù guardan nella piazza,  
Dove, in mezzo a folta schiera,  
Balla al suono de la piva  
Un bell' orso e un' orsa nera.

Atta Troll sono e la Mumma,  
La sua sposa, le due fiere  
Danzatrici. I Baschi ammirano,  
Gongolando di piacere.

Sembra un' nobile Spagnolo  
Atta Troll danzando; ma  
Non ha grazia nè decoro  
La pelosa sua metà.

E par, quasi direi, ch'ella  
Il cancàn balli a momenti,  
Che la Grande Chaumière un moto  
De le sue reni rammenti.

Anche il prode conduttore,  
Che la tien per la catena,  
Par che avverta nella danza  
L'atto sconcio della schiena;

E ogni tanto colla frusta  
Le accarezza la persona;  
E la nera Mumma brontola,  
Sì che il monte ne rintrona.

Porta questo conduttore  
Sei Madonne sul berretto,  
Onde egli è contra i nemici  
E i pidocchi anche protetto.

La coperta d'un altare  
Sulle spalle ha per mantello,  
E sott' essa tien nascoste  
Le pistole ed il coltello.

Fù da giovin frate, poscia  
Capobanda di ladroni:  
Unì alfin sotto Don Carlos  
Ambedue le professioni;

Quando poi questi fuggire  
Co' suoi prodi cavalieri  
Fù costretto, e i paladini  
Sì cercàro altri mestieri.

Scenapanski autor si fece;  
Ed il nostro, preso il vol,  
Se n'andò girovagando  
Colla Mumma ed Atta Troll.

E a ballare per le piazze  
Fra le turbe indi li mena:  
Ond' è ch'oggi Cauteretz  
Atta Troll vede in catena.

Atta Troll, che, già signore  
Delle selve, ebbe sua stanza  
Nelle libere montagne,  
Or nel piano al volgo danza.

E per poca vil moneta  
Egli danza, egli che un dì  
In sua nobile possanza  
Re del mondo si sentì.

Balla e pensa i giovani anni,  
La perduta signoria;  
Ed un grido mal represso  
Dell' uscir trova la via.

Tristo egli è come il Re Moro  
Di cui Freiligrath cantò,  
E mal danza, come ei male  
Il tamburo un dì suonò.

Ma le risa eccita invece  
Di pietà. Su dal balcone  
La Giulietta ride ai salti  
De la sua disperazione.

La Giulietta è una Francese  
Senza cuor, che vive fuori,  
Sol pel mondo; ma il suo volto  
Tutti incanta ed inamora.

I suoi sguardi sòn raggianti  
Dolci reti, ove, qual pesce  
Preso, il cuore si dibatte  
E s'affanna e più non n'esce.

## Caput II.

Se un Re Moro indispettito  
Dia gran colpi e tali e tanti  
Sulla pelle d'untamburo,  
Ch'essa alfin crepi e si schianti,

Ciò farà timpani e cuori  
Senza dubbio vibrar forte:  
Ma pensate un po' se un orso  
Abbia rotte le ritorte!

Cessan tosto e suoni e risa,  
E via 'l popolo raccolto  
Dalla piazza urlando fugge,  
E le dame han bianco il volto.

Per l'appunto: la catena  
Atta Troll oggi ha spezzato,  
E via corre per le anguste  
Strade come indemoniato.

Gli fa largo ognun: d'un balzo  
L' erme rupi egli guadagna;  
Guarda in giù sdegnosamente,  
E scompar nella montagna.

Soli in mezzo della piazza  
Restan l'orsa e il conduttore.  
Getta questi il suo cappello,  
Ed invaso da furore,

Sopra saltavi, e calpesta  
Le Madonne, e mette in brani  
La coperta, e maledice  
Agli iniqui, disumani

Sconosciuti orsi! Atta Troll  
Sempre forse ei non trattò  
Come amico, e da se stesso  
A ballar non gl'insegnò?

Atta Troll tutto a lui deve,  
Fin la vita: ricusato  
Non ha egli cento talleri  
Per la pelle dell' ingrato?

Su la Mumma, ch' è il ritratto  
D'un dolor muto e pensoso,  
E diritta in supplice atto  
Sta dinanzi al furioso,

Egli, a suon di bastonate,  
Sfoga alfin la rabbia insana;  
E la chiama fin Cristina,  
Donna Munoz, e puttana.

Questo avvenne un dopo pranzo  
D'un bel giorno estivo ardente;  
E la notte che a quel giorno  
Seguitò fu sorprendente.

Mezzo quasi io ne passai  
Sul balcon. Presso a me stava  
La mia bella Giulietta,  
E le stelle contemplava.

E la sua cara Parigi  
Sospirando, disse: Oh quelle  
Che si specchian ne' rigagnoli  
Là d'inverno, oh son più belle! —

### Caput III.

E il mio canto un sogno strano,  
Senza scopo, al par d'amore,  
De la vita, del creato,  
De l'istesso creatore.

Corra o trotti, o de le favole  
Verso il regno ergasi a volo,  
Obbedire al suo capriccio  
Il mio pegaso vuol solo.

Virtuosa ed util brenna  
Di borghesi egli non è;  
Nè destrier che in guerra sbuffi  
E la polve alzi col piè.

No: ferrate d'or le zampe  
Ha l'alato mio corsiere,  
Ha le redini di perle,  
Ch'io vagar lascio a piacere.

Or mi porta ove tu vuoi,  
Sovra i poggi al ciel sorgenti,  
Ove muggian le cascade  
I lugubri avvertimenti;

Ne le quete umili valli,  
Ove, al piè de le pensose  
Querci, sgorgan de le favole  
Le fontane misteriose.

Bagnar gli occhi di quell'onda  
E le labbra indi m'assenti,  
Di quell'onda ch'ai mortali  
Apre gli occhi apre le menti.

Cade il velo, ecco; dischiusa  
Ogni grotta ecco m'appare:  
Atta Troll veggo, e lo sento  
Ne la sua grotta parlare.

Cosa strana! Questa lingua  
Non m'è nuova. Or dove, or quando  
L'ho sentita? Ne la mia  
Patria, forse? Io mi domando.

#### Caput IV.

Ronscisvalle, allor che l'alto  
Nome tuo l'orecchio intende,  
A me in cuor s'apre l'azzurro  
Vago fior de le leggende!

Sfavillar veggio gli antichi  
Cavalier ne l'armatura,  
E guardarmi co' grandi occhi,  
Ond' io tremo di paura.

Già la pugna fra' pagani  
E i campioni arde di Cristo;  
E squillar d'Orlando il corno  
Disperato odesi e tristo.

Ne la valle, non lontano  
Da la breccia, che il guerriero,  
Per avere al proprio scampo  
Sempre libero un sentiero,

Furioso colla buona  
Durlindana apri nel masso,  
(E conserva chiari i segni  
De'gran colpi anch'oggi il sasso).

In un orrido burrone,  
Cui difendono dal sol  
Folti abeti, sta nascosa  
La caverna d'Atta Troll.

Là in mezzo a la famiglia,  
Dalla fuga si riposa,  
Da' disagii dell' antica  
Vita errante, tempestosa.

Come è dolce il rivedersi!  
Qui ritrova egli la prole  
Che a lui Mumma partoria,  
Quattro figli, due figliuole.

Due ben lustre orsatte, bionde  
Come figlie di pastore  
Protestante; bruni i maschi;  
Nero l'ultimo, il minore.

Ma non ha che un solo orecchio:  
Della mamma il prediletto  
Era, ed essa un di scherzando  
Gli staccò l' altro di netto.

E un ragazzo di gran testa,  
Un ginnastico finito;  
Nel far salti e capriole  
Quanto Massmann erudito.

E, com' esso, ama soltanto  
La sua lingua. I gerghi strani  
Ei non volle apprendere mai  
Degli Elleni, de' Romani.

Come Massmann parimente,  
Il sapone egli ha in orrore,  
Questo lusso di toelette,  
Buono al più per le signore.

Di destrezza il più grande atto  
Nel montar l'albero ei fa,  
Che dal fondo del burrone,  
Della rupe al sommo va.

Della rupe al sommo, dove  
Alla sera la famiglia  
Si raduna attorno al padre,  
E con esso il fresco piglia.

Ama il vecchio allor narrare  
De la sua vita gli eventi,  
Le città ch'ei vide e gli uomini,  
E i suoi lunghi patimenti.

Come il figlio di Laerte;  
Ma con tal diversità,  
Ch'egli, l'orso, viaggiò, sempre  
Colla sua nera metà.



Atta Troll oggi racconta  
I successi colossali,  
Che in passato la sua danza  
Procacciogli fra mortali.

Vecchi e giovani, egli afferma,  
Lo acclamavano ammirando,  
Mentre al suono de la piva  
Per le piazze iva ballando.

E le dame, intenditrici  
Sopra tutti delicate,  
Con furor l'applaudivano,  
Gli lanciarian dolci occhiate.

Vanità d'artista! Il vecchio  
Con suo gran compiacimento  
Pensa ai dì ch'era dal pubblico  
Ammirato il suo talento.

Si riscalda in tal pensiero,  
E provar col fatto vuole  
Che non son vanto bugiardo,  
Sono il ver le sue parole:

E si leva, e sulle zampe  
Posteriori il corpo eretto,  
Ecco danza la Gavotte,  
Il suo ballo prediletto.

Muti i figli di stupore,  
Tengon gli occhi in esso intenti,  
Mentre al chiaro de la luna  
Ei fa salti sorprendenti.

. . . . .  
. . . . .  
. . . . .

## Caput VIII.

Qualche onesto cittadino  
Sa talor cattivo odore,  
Mentre d'ambra profumato  
E il valletto del signore.

Col sapon nero si lava  
Più d'un' anima gentile,  
Mentre il vizio altorno spande  
I più grati odor d'Aprile.

Non vorrai dunque, o lettore,  
Arricciare il naso, io spero,  
Se la tana d'Atta Troll  
Un giardin non è davvero.

Fra la nebbia de' fetenti  
Vapor gravi or resta meco,  
Dove il padre arringa il figlio,  
Come un duce il popol Greco.

„Figlio, figlio, o tu del padre  
Giovinetta ultima prole,  
Quà t'appressa e ascolto porgi  
A le mie gravi parole.

Perniciose al corpo e all'alma  
Son dell' uom le opinioni;  
Tienti in guardia: un uom fra tutti  
No, non v'è che sia de' buoni.

I Tedeschi anch'essi, nostri  
Antichissimi parenti,  
Sono anch' ei degenerati,  
Essi un tempo sì innocenti.

Or professan l'ateismo,  
Non han fede, non han Dio. —  
Tu da Feuerbach e Bauer  
Tu ti guarda, o figliol mio.

Non ti fare un ateo, un orso  
Senza téma del Signore. —  
Oh sì, sì, questo universo  
Ebbe certo un creatore.

Son la luna, il sol, le stelle  
Colla coda, od anche senza,  
L'alma luce ove si specchia  
La divina onnipotenza.

E la terra anch' essa e il mare  
Della sua gloria ragiona:  
A lei rende onore e laude  
Ogni bestia, ogni persona.

Fin l'insetto, che nel mondo  
Peregrino erra fra i peli  
Del canuto pellegrino,  
Loda ei pure il re de' cieli.

Maestoso sotto l'ampio  
Costellato padiglione  
Siede un orso colossale  
Sopra un aureo seggiolone.

Senza macchia, e come neve,  
Bianco e lucido è il suo pelo:  
Porta in capo una corona  
Onde par fiammeggi il cielo.

E il suo viso un' armonia,  
Dove raggia il gran pensiero  
Creator. Lo scettro ei muove,  
E suonar s'odon le sfere.

A'suoi piè stan gli orsi santi  
Che nel mondo assai patiro  
Rassegnati. e nelle zampe  
Han la palma del martiro.

Talor s'alza, come invaso  
 Dallo spirito, un di loro,  
 Ed un altro appresso, ed ecco,  
 Ecco danzan tutti in coro:

Una danza tutta grazia  
 E ispirato a leggiadria,  
 Onde l'anima s'esalta,  
 E dal corpo uscir vorria.

Potrò io tanta letizia,  
 Io non degno un dè godere,  
 E passar da questi lunghi  
 Guai nel regno del piacere?

Potrò, ebbro di celeste  
 Voluttade e trionfante  
 Nella palma, un dì danzare  
 Al signor del cielo innante?"

. . . . .  
 . . . . .

## Caput XI.

Nelle bianche, da la brezza  
 Mattinal vesti agitate,  
 Le montagne treman come  
 Baiadere addormentate.

Ma le sveglia il sol co' baci  
 Tosto, e poi che l'ha spogliate  
 D'ogni vel, co' raggi abbraccia  
 La lor bella nuditate.

Per cacciare all' orso usciti  
 Eravamo al far del giorno  
 Io con Lascaro; arrivammo,  
 Ch' era appunto mezzogiorno,

Presso il ponte che di Francia  
Mena al barbaro Occidente,  
Alla Spagna, indietro mille  
Anni ancor da ogni altra gente.

Di mille anni indietro a gli altri  
Son i barbari Spagnoli;  
Mentre: miei del Norde sono  
Cento addietro, cento soli.

Della Francia il sacro suolo  
Mi doleva abbandonare,  
Questa patria dell' uom libero,  
De le donne a me si care.

Sopra il ponte uno Spagnolo  
Trito e povero sedea;  
Ne' suoi panni la miseria,  
Nel suo volto si leggéa.

Pizzicava colle scarne  
Dita un vecchio mandolino;  
L'aspre note in suon di scherno  
Ripetéa l'eco vicino.

Si piegava egli talora  
Verso il borro, e sghignazzava:  
Indi il canto con più forza  
Ed il suono ripigliava.

Io passai dicendo: Oh guarda  
Caso strano che si dà!  
La pazzia sta qui sul ponte,  
Che di Francia in Spagna va.

E costui forse l'emblema  
Del commercio di pensieri  
Fra i due popoli? O soltanto  
Una mostra degli Iberi?

Arrivammo verso sera  
A una misera osteria,  
Mentre appunto un' olla potrida  
Sulla mensa si servia.

Io garbauzos grossi e duri,  
Come ciottoli mangiai.  
Niuno stomaco tedesco  
Li saprà digerir mai.

Non migliore il letto, pieno  
Tutto quanto d'animali.  
Oh dell' uomo son le cimici  
I nemici capitali!

Più terribile di mille  
Elefanti è una sola  
Cimicetta piccolina  
Che ti sta fra le lenzuola.

Ti convien tranquillamente  
Sopportar la sua puntura:  
Se l'ammazzi, è peggio; il naso  
Col suo puzzo ti tortura.

Oh! un duello coll' insetto  
Che per brando ha il suo fetore!  
Un duello colla cimice  
Oh, non v' ha cosa peggiore!

. . . . .  
. . . . .

#### Caput XIV.

Sul pendio de la montagna  
Le cui cime il sole indora,  
Un villaggio, quasi nido  
D'augeletti, sporge fuori.

Io lassû con gran fatica  
E pericolo arrivai.  
Tutti i vecchi eran fuggiti:  
Solo i bimbi ci trovai.

Graziosi fanciulletti,  
Con cappucci di colore,  
Recitavan ne la piazza,  
La commedia dell' amore.

Seguitar senza turbarsi  
Il lor gioco; ed io l'amante  
Topolino inginocchiarsi  
Alla gatta vidi innante.

Si fa sposo. Allor la moglie  
Sgrida, morde; e alfine irata  
Se lo mangia. Morto il topo,  
La commedia è terminata.

Mi trattenni con quei bimbi  
Tutto il giorno quasi: ed essi,  
Conversando, mi richiesero  
Chi foss' io, cosa facessi.

„La Germania, o cari, io dissi,  
E la terra dov' io nacqui.  
Ci son molti orsi; ed agli orsi  
Io cacciar sempre mi piacqui.

A più d'un la pelle intera  
Io dal corpo ho là strappata;  
Ma talvolta m'ebbi ancora  
Qualche ruvida zampata.

Finalmente un di fastidio  
Invincibile mi prese  
Di pagnar sempre con quelli  
Stupidi orsi del paese;

E men venni quà, sperando  
Miglior caccia ritrovare.  
Vo' col nobile Atta Troll  
Le mie forze misurare.

Questi è un nobile avversario  
Contro il qual vincere è gloria.  
In Germania dovei spesso  
Arrossir della vittoria.“

Allor ch'io mi congedai,  
Féro un cerchio intorno a me,  
E cantaro i bimbi in coro:  
„Girofflino, girofflè.“

Poi la bimba più piccina  
Vispa e franca s'avanzò,  
Mi fé quattro riverenze,  
E guardandomi cantò:

„Quando incontro il re per via  
Io gli fo due riverenze;  
E se incontro la regina,  
Jo le fo tre riverenze.

Ma se il diavol con le corna  
Vien per caso incontro a me,  
Gli fo quattro riverenze —  
Girofflino, girofflè.“

Girofflino, girofflè,  
Ripetè dei bimbi il coro,  
Ed intorno alle mie gambe  
Ripigliàr la danza loro.

Ne la valle io scesi, e come  
Pispigliar d'augelli, a me  
Venìa sempre il dolce canto:  
Girofflino, girofflè.

G. Chiarini.



## Uebersicht der politischen Lage Italiens.

„Glückliche Völker haben keine Geschichte“, heisst es; und überblickt man die letzten sechs Jahre des italienischen Staatslebens, so wäre man fast versucht, das italienische Volk ein recht glückliches zu nennen: denn Nichts dramatisch-aufregendes unterbricht die Einerleiheit seiner politischen Zustände; und kein greller Ton von Licht oder Schatten hält den Blick des Beschauers mehr auf eine oder die andere Stelle des Gemäldes gefesselt. Doch würde der künftige Geschichtschreiber des jungen Königreichs seine Aufgabe nur halb verstehen und folglich nur unvollkommen erfüllen, wenn er an dem Jahre 1876 rasch wie an den jüngstverflossenen vorüberginge. Es ist allerdings kein Jahr blendender Großthaten oder erschütternder Schicksalschläge, aber es hat den Abschluß einer nicht gleichgültigen Entwicklung gesehen: nur die Zukunft kann sagen, ob es auch der Ausgang einer neuen Entwicklung gewesen sein wird. Viele glauben es zuversichtlich; Andere fürchten einen Stillstand; noch Andere erwarten gar eine rückgängige Bewegung. Für uns kommen nur die Thatfachen in Betracht: diese Thatfachen sind die Herstellung des Gleichgewichts im Staatshaushalte und die Auflösung der Partei, welche sechzehn Jahre lang, d. h. seit seinem Bestehen, das Königreich beherrscht hat.

Von Anfang an schloß diese Partei die Elemente der Auflösung in sich, aber so lange eine gemeinsame Aufgabe die Mitwirkung aller dieser Elemente unerbittlich in Anspruch nahm, wenn sie im Sinne der Partei erledigt werden sollte, hatte die negative Macht derselben keinen Spielraum. Ein Theil dieser Aufgabe war aber gelöst, als Rom und der Kirchenstaat im Jahre 1870 dem Königreich zufielen und so die materielle Einheit hergestellt war, ohne einen Conflict mit dem Auslande hervorgerufen zu haben. Der andere Theil der Aufgabe fand seine Lösung erst, als der Finanzminister am 15. März 1876 der Kammer anzeigen konnte, daß der jährliche Ausfall im Etat gedeckt sei, ohne daß neue Lasten oder bedenkliche Ersparnisse dazu erforderlich seien. Sofort fühlten sich die einzelnen Gruppen, welche die parlamentarische Mehrheit bildeten, frei, ohne Gefahr für den jungen Staat, das ungeduldig ertragene Parteijoch abzu-

schütteln. Diese Freiheit benutzten sie denn auch ohne Zeitverlust und am 18. März befand sich die bisherige Mehrheit in der Minderheit. Die Folge war, daß die bisherige Minderheit berufen ward, eine Regierung zu bilden — zum ersten Male seit 1859.

Der Gegensatz beider Parteien beruhte anscheinend nur auf dem Wie, nicht auf dem Was; da dieß erreicht war, hätte man glauben sollen, der Gegensatz müsse verschwinden; und in der That wird es der neuen Regierung schwer sein, eine wesentlich andere Politik als die ihrer Vorgänger zu verfolgen. Nächst den persönlichen Beziehungen, welche überall den Kern der Parteien bilden, war es ja nur die verschiedene Ansicht über den Weg, auf welchem jene nationalen Aufgaben gelöst werden mußten, die beide Parteien von einander schieden. Die Eine meinte Cavour, die Andere Garibaldi fortsetzen zu müssen: d. h. die große Mehrheit glaubte durch abwartende Mäßigung, kluge Benutzung der Umstände, Rücksichtnahme auf die Mächte, Hülfe des Verbündeten von 1859, das Ziel verfolgen zu müssen; die Minderheit drängte zu augenblicklicher Vollendung des Begonnenen, zu rücksichtslosem Dreinschlagen, zu muthigem Wagen mit eigener Kraft. So schienen denn auch, als das Ziel erreicht war, nur noch Denk- und Umgangsgewohnheiten, daraus entstandene Korporationsinteressen und das Temperament die gemäßigte Mehrheit von der leidenschaftlichen Minderheit zu trennen. Freilich wurden allerhand Meinungsverschiedenheiten geltend gemacht, um die Fortdauer des Gegensatzes zu rechtfertigen, so namentlich in Bezug auf Steuer- und Verwaltungsreformen; der unausgesprochene Grund blieb indeß immer der, daß die Aufrichtigkeit der Bekehrung der ihrem Ursprung nach republikanischen Linken zur konstitutionellen Monarchie bezweifelt wurde, daß man sie im Verdacht hatte oder verdächtigte, sich des Königthums nur zur Erlangung der Einheit bedient zu haben, aber stets mit der geheimen Absicht, sich des Mohren zu entledigen, wenn er seine Schuldigkeit gethan. Selbst der Uebergang eines ehemaligen Ministers der gemäßigten Partei, des ganz monarchisch gesinnten Piemontesen Rattazzi, des gewandtesten und erfahrensten Parlamentariers seit Cavour, hatte diesen Verdacht nicht ganz zu zerstreuen vermocht. Indessen war doch mit ihm ein regierungsfähiger Führer

für die Minderheit gefunden. Auch kam er nicht allein. Ihm folgten wirkliche Staatsmänner monarchischer Gesinnung, wie der jetzige Ministerpräsident Depretis, der jetzige Unterrichtsminister Coppino, beide schon früher Mitglieder gemäßigter Cabinette. Für den Augenblick indess war die Wirkung nur eine Befestigung der durch diesen Abfall verminderten alten Mehrheit. Angesichts der nähergebrachten Möglichkeit einer Regierung der Linken rückte sie zusammen und vergafs die inneren Zwistigkeiten. Da starb Rattazzi und schon andern Tages begann die Zuchtlosigkeit des gemäßigten Lagers, die im März 1876 mit seiner vollständigen Auflösung enden sollte: man fühlte sich sicher, als der gefährliche Gegner entrückt war, und in dem Gefühle der Sicherheit liefs man seinen persönlichen Stimmungen freien Lauf. Nur die Nothwendigkeit, das Gleichgewicht im Staatshaushalte herzustellen, hielt die verschiedenen Gruppen noch eine Weile leidlich, wenn auch locker zusammen. Als auch dies Ziel erreicht schien, war kein Haltens mehr. Zwei neue Gruppen, das zahlreiche linke Centrum und die sogenannten „Toskaner“ oder „Liberisten“, d. h. die Politiker, welche die äufsersten Consequenzen der Smith'schen Wirthschaftslehre auf alle Zweige des Staatslebens angewendet wissen wollen, — lösten sich los von der Partei und gingen offen auf die andere Seite über. Damit sank die Schaafe: die Linke ward zum ersten Male berufen ein Ministerium zu bilden. Wohl mußte sie zu Männern greifen, die eben wie Depretis und Coppino früher schon in Ministerien der gestürzten Partei gewesen, oder zusarblosen Fachmännern, die keinerlei politische Vergangenheit hatten, aber sie stellte auch Männer wie Mancini, den ersten Redner der gemäßigten Linken, und ausgezeichnete Mitglieder der alten, sogenannten Actionspartei, der Garibaldi'schen, fast republikanischen, Gruppe, der Linken *sans phrase*, Nicotera und Zanardelli. Sie sind's, welche der Regierung eigentlich erst Farbe gaben und ihre Besitzergreifung des Staatsruders zu einem Ereignifs stempelten. Es wäre thöricht und ungerecht, wollte man behaupten, diesen Bewegungen des parlamentarischen Regierungspersonals entsprächen keine Strömungen in der Nation, so wenig sie sich auch für Politik interessieren mag, so fremd sie auch dem politischen Personal gegenüber steht.

Eine Partei, ſelbſt wenn ſie ſo viele Offiziere zählt und ſo oft das Commando wechſelt, als die gemäßigſte Partei, bleibt nicht ungeſtraft ſechzehn Jahre am Ruder. Sie ſelbſt erſchlafft im Ausüben des Amtes und die öffentliche Meinung wird ihrer müde. Zahlreiche Intereſſen werden geſchädigt, viele Eitelkeiten verletzt und ſie ſammeln ſich an: buchen alle unausbleiblichen Mißgriffe und Mißerfolge, alle unvermeidlichen Härten und Schwächen und treten am Ende mit dieſem Sündenregiſter vor den ſorglos gewordenen Sünder, Rechenschaft zu fordern. Iſt dieſs immer und überall der Fall — man denke nur an den Ausbruch des Toryismus in England vor kaum drei Jahren — ſo mußte es noch mehr der Fall ſein in Italien, wo ſo lange mit rücksichtsloſer Energie auf das Ziel des Gleichgewichtes im Staatshaushalt hatte hingearbeitet werden müſſen; ein Ziel, welches mit kleinen Erſparniſſen nicht erreicht werden konnte, mit groſſen Erſparniſſen, wie die Reduktion der Armee und der Flotte nicht erreicht werden durfte, deſſen, wenn auch ſpäte Erreichung aber die langſame Zunahme des öffentlichen Reichthums nicht erlaubte mit Sicherheit vorauszuehen. Steuern auf Steuern mußten auferlegt werden; die Zahl und Höhe aber der Steuern trieb naturgemäß zum Streben, ſich ihnen auf jede Weiſe zu entziehen, was denn wiederum eine ſtrengere, rücksichtsloſere Erhebung der Steuern herausforderte. Dazu kam die natürliche Enttäuſchung: das geträumte Elyſium des einigen Italiens entſprach wenig den gehegten Jugenderwartungen: der Wohlſtand, die Macht, das politiſche Leben blieben beſcheiden. Die Feinde der beſthenden Ordnung, die wenig zahlreichen, aber energiſchen Republikaner und die überall verbreiteten, wenn auch lauen Anhänger der Kirche, blieſen auf die glimmende Kohle der Unzufriedenheit; der alte eingeborne oder doch eingewurzelte Lokalpatriotismus der Italiener that das Seine und ſo bildete ſich endlich eine mächtige Reaktion des Partikularismus, gegen die Centraliſation, der Privatinterereſſen gegen das Staatsinterereſſe, des alten Italiens, mit ſeinem Schlaf und ſeinen Träumen, ſeinem weltlichen Papſthum und ſeinem Mazzinismus, gegen das neue wache nüchterne profaiſche Italien der Wirklichkeit.

Dieſe Strömung im Schooſe der Nation fand in der

parlamentarischen Coalition der Kryptokatholiken, der Manchester-Männer, der offenen und verkappten Republikaner und der parteilosen Unzufriedenen ihren Ausdruck. Die Gelegenheit durchzubrechen und das zusammen geschmolzene Häuflein der alten Mehrheit wegzuschwemmen, bot die Eisenbahnfrage. Der eingehende Aufsatz, den wir oben über diese Frage bringen, mag zeigen wie dieselbe entstanden ist: hier genügt uns zu erinnern, daß die gestürzte Regierung beschlossen hatte, alle Eisenbahnen des Reiches aufzukaufen und durch den Staat betreiben zu lassen. Die parlamentarische Linke, welche prinzipiell weder für noch gegen den Staatsbetrieb war, sah daß viele und hervorragende Mitglieder der Mehrheit denselben bekämpften; und rasch entschlossen ergriff sie deren Partei. So ward sie Mehrheit: und da weder die ausgesprochenen Republikaner, noch die Kryptokatholiken, weder die neuen Verbündeten von rechts, noch die vom Centrum die Regierung übernehmen konnten, so wurde die eigentliche Linke berufen, ein neues Ministerium zu bilden.

Ein halbes Jahr ist seitdem vergangen; aber noch ist es nicht möglich sich ein Urtheil zu bilden über die Richtung, welche die neue Regierung einschlagen wird. Nur Eines steht fest; sie hat sich als eine streng monarchische bestätigt; und damit ist viel gewonnen; dem Mechanismus des parlamentarischen Schaukelspiels, das unser Jahrhundert als die sinnreichste und wohlthätigste Erfindung der Staatsweisheit betrachtet, ist dadurch freies Spiel gegeben; innerhalb des Hauses beansprucht Niemand mehr die Regierung, der nicht die monarchische Verfassung des Landes anerkannte; was außerhalb des Hauses vorgeht, auf Katholikenkongressen oder Republikanermeetings kann nur noch in offenem Kampfe, nicht mehr durch ein Kammervotum seine Feindseligkeit gegen das Königreich an den Tag legen.

Alles Andre ist noch so unbestimmt wie vor sechs Monaten. Wird die Coalition vom 18. März eine dauernde sein? Werden Neuwahlen ausgeschrieben werden? Wird das Steuersystem des Landes, die Verwaltung, die Justiz reformirt werden, wird die äußere Politik, wird die Kirchenpolitik neue Wege einschlagen? Ja, selbst die Eisenbahnfrage, welche der Linken den Weg zur Regierung gebahnt,

scheint noch unentschieden. Wir sind weit entfernt dieser daraus einen Vorwurf zu machen. Im grossen Ganzen ist die italienische Politik eine nothwendige; und es verriethe eine geringe Kenntniss der Lage, wenn man der neuen Regierung zumuthen wollte, sie solle sich andere Ziele stecken, als eben die nothwendigen. Es handelt sich nur darum zu wissen, ob frische, junge Kräfte diese Ziele nicht mit mehr Energie verfolgen werden, als die etwas ermatteten älteren Kräfte, die sie bei Seite geschoben. Italien kann keine grosse äussere Politik treiben: auf Jahre hinaus kann es nur eine Verhaltensregel haben und die ist sich ferne vom Sturme zu halten; die Frage ist nur, ob diese Haltung mit oder ohne Würde beobachtet wird: der gemässigten Partei ist oft der Vorwurf gemacht worden, dass sie durch allzu-leises Auftreten gesündigt; es ist zu hoffen, dass die radikale Partei nicht allzulaut sprechen wird: sie würde es bereuen, wenn sie sich in die Lage versetzte, ihre Worte mit Thaten unterstützen zu müssen. In den Beziehungen zur Kirche hat sie schon eine ähnliche Erfahrung gemacht: das Verbot aller öffentlichen Prozeffionen ist als ein undurchführbares fast überall übertreten worden und schon nur noch ein Buchstabe. Besseres Gelingen wird das Einschreiten gegen die misbräuchliche und ungesetzliche Wiederherstellung der Klöster haben; denn hier steht die Mehrzahl der Nation hinter der Regierung, und auch das vorige Ministerium — ich sage nicht der vorige Cultusminister — hätte über kurz oder lang einschreiten müssen. Die grosse Mehrheit der Nation ist eben laukatholisch, will in ihren kirchlichen Gewohnheiten nicht gestört sein, verlangt aber auch, dass man sie mit religiösem Fanatismus verschone: das Profelytenmachen ist ihr in der Seele zuwider: das Talleyrand'sche Wort über den unbequemen „Eifer“ ist ihr, wenigstens in religiösen Dingen, aus der Seele gesprochen. Bei dieser Stimmung kann keine Regierung — sie müsste denn eine absolute sein — Syllabuspolitik oder Culturkampf treiben. Die eifrigen Katholiken, die das Land zählt, sind nur eine Minderheit, wichtig als *Appoint* bei einer parlamentarischen Coalition, oder einer nationalen Bewegung: allein sind sie machtlos.

Auch in der Verwaltung wird die neue Regierung bald auf die Wege der alten getrieben werden: in Italien ist die Staatsidee d. h. die Idee von der Ueberlegenheit der allgemeinen

Interessen über die besonderen, noch so ohnmächtig, daß wer nur immer an die Spitze des Staates tritt, sofort seinen persönlichen Vorthail dabei findet diesen zu kräftigen. Er findet aber nur dem Beamtenstand, der den Staat und seine Interessen wirklich vertritt: so muß er ihn stützen, kräftigen um sich auf ihn stützen zu können, von ihm Kraft zu erhalten. Alles Uebrige stützt nicht in Italien: die freien Mächte sind noch zu schwach, zu wenig entwickelt, die Kirche zu mächtig um sich ohne Gefahr auf sie zu verlassen. Auch jetzt, wo eine gegen den Staat gerichtete Strömung neue Männer ans Ruder gebracht hat, müssen diese neuen Männer die Sache des Staates ergreifen: Selbstverwaltung in Italien wäre der nationale Ruin des italienischen Staates, wie der finanzielle Ruin der Provinzen und Municipien. Die neuen Minister sind zu gute Patrioten um nicht zu fühlen — selbst wenn sie sich nicht Rechenschaft davon abgeben — daß die italienische Einheit noch nicht robust genug ist um durch die sogenannte Selbstverwaltung dem Particularismus Thür und Thor zu öffnen. Möchten sie doch dagegen Verfäultes nachholen und den Beamtenstand heben, indem sie ihn verminderten, den Zugang dazu erschwerten, von hoher Bildung abhängig machten, den schweren Dienst besser zu belohnen suchten, vor Allem männlich für die Beamten einstünden vor dem Parlament, wenn sie im Staatsinteresse gehandelt, rücksichtslos sie preisgäben, wenn sie im eigenen Interesse oder mit Uebertretung der Rechte Anderer gehandelt: das soll nicht immer geschehen sein.

Die italienische Justiz wie die italienische Finanzverwaltung bedarf einer tiefgehenden Reform, welche mit der Abschaffung der Geschwornengerichte und der Einkommensteuer zu beginnen hätte. Beides ist unmöglich, einer gemäßigten, sowohl als einer radikalen Regierung. Einstweilen erlaubt der Ruhepunkt, auf dem man angekommen, dem neuen Ministerium zu thun was auch das vorhergehende theils zu thun begonnen, theils wohl gethan hätte, wenn man ihm die Ruhe dazu gelassen, oder es selbst die nöthige Entschliessung dazu gehabt hätte: die Inangriffnahme der kostspieligen und langwierigen Peräquation der Grundsteuer, die Beschränkung der lokalen Steuern, die genauere und billigere Erhebung der Mahlsteuer, sowie Reformen der gerichtlichen Prozedur zu dem Zwecke der Beschleunigung der Criminal-

wie Civilproceffe. — Es ist Grund zu hoffen, daß die ebenso wichtige, von Bonghi begonnene Reform des Unterrichtswesens, vornehmlich des Gymnasialunterrichts, von seinem Nachfolger in demselben Geiste, wenn auch vielleicht nicht mit derselben Energie fortgesetzt werde. Einen größeren Dienst könnte Herr Coppino dem Lande nicht erweisen.

Anders stehts mit den politischen Reformen. Ist es mit ihnen immer und überall ein gefährliches Spiel, so könnte es in Italien geradezu verhängnißvoll werden. Niemand verlangt darnach. Weder das bestehende Wahlgesetz, das den niedersten Mittelstand zur Urne herbeiläßt, noch die Zusammensetzung des Oberhauses, noch ein Ministerverantwortlichkeitsgesetz, noch die Unverträglichkeitserklärung des Deputirtenmandats und eines Staatsamtes, und was der Vorschläge mehr aufgetaucht ist, sind gefühlte Bedürfnisse: öffentliche Meinung und Presse haben die Fragen kaum ventilirt, geschweige daß sie sich dafür erhitzen hätten: wozu also derlei immerhin bedenkliche Experimente wagen? Wozu eine künstliche Bewegung in der Nation hervorrufen? Vielleicht gar das allgemeine Stimmrecht octroyiren, das den Feinden der jetzigen Zustände günstiger sein dürfte als den Freunden? Die Gleichgültigkeit der Nation für alle Politik — vielleicht der Ueberdruß daran — ist größer, als man sich in der etwas eingeschlossenen Atmosphäre von Montecitorio einbildet. Der Gegensatz zwischen dem *pays légal* und dem wirklichen Lande ist zwar nicht so schroff als unter Louis Philipp in Frankreich; dafür geht das Wahlgesetz zu tief; aber der Zusammenhang ist immerhin locker genug: die Nation nimmt wenig Theil an den Kämpfen des Parlamentes: ihr ist's um schnellere und wohlfeilere Rechtspflege, um Minderung der Abgaben, Hebung des Verkehrs, um Eisenbahnen, Straßen u. s. w., nicht um eine Wahlreform oder ein neues Pressgesetz zu thun; und es ist gefährlich, sie mit Politik abspeisen zu wollen, wenn sie nach guter Verwaltung verlangt. Die nächste Zukunft wird zeigen, ob die zur Regierung gelangte Partei diese Gefahr in ihrem ganzen Umfang zu würdigen weiß oder nicht; ob sie einsieht, daß sie sich auf dem Felde der Verwaltungs-, Finanz-, Justiz- und Unterrichtsreformen zu halten hat, d. h. einfach das Werk ihrer Vorgänger mit frischerer Kraft fortsetzen muß, wenn sie dauern und dem Lande dauernde Dienste leisten will.



Wohl muß sie sich des Spottes gewärtigen: wieder und wieder wird man ihr den französischen Refrain singen, daß es nicht die Mühe lohne die Regierung zu wechseln, wenn sie dasselbe thue wie die frühere, wieder und wieder wird man ihr sagen wie der witzige „Pasquino“, Nichts sei geändert, „man mahle nur jetzt mit der Linken“. Ein wichtiger Punkt ist doch erreicht durch die Krise vom März: ein Ministerwechsel hat nichts Beunruhigendes mehr, er ist möglich ohne einen Umsturz der bestehenden Verfassung. Die Geschichte Frankreich's unter Louis Philipp lehrt, wohin es führt wenn alle Regierungswechsel sich innerhalb des Personals einer Partei und ihrer Schattirungen bewegt, von Molé zu Thiers, von Thiers zu Guizot und wieder von Guizot zu Molé übergeht, während die Opposition als regierungsunfähig unthätig gegenüber sitzt, bis ihr die Geduld ausgeht und sie die außerparlamentarischen Mächte zu Hülfe ruft. Die Julidynastie ist darüber zu Grunde gegangen. Die kurze Regierung der italienischen, des Republikanismus verdächtigen Opposition hat diese Befürchtung zerstreut. Es hängt von ihr ab, ihre starke Stellung noch stärker zu machen, indem sie sich durch allgemeine Wahlen an die Nation wendet. Nur die naiven Ignoranten der Bedingungen alles politischen Lebens werden ihr ein Verbrechen daraus machen, wenn sie den ihr zu Gebote stehenden Einfluß benutzt um die Wahlen zu ihren Gunsten zu lenken und sich womöglich der compromittirenden Verbündeten zu entledigen sucht, die ihr am 18. März zum Sieg verholfen. Die natürliche Strömung der Volksmeinung ist gemeinlich einer neuen Regierung günstig und es ist nicht unmöglich, daß die Wahlen eine homogene Mehrheit der Linken in's Haus schicken; jedenfalls wird eine homogene Rechte, wenn auch in der Minderheit, aus der Wahlurne hervorgehen; die Reconstruction der ehemaligen Rechten unter Sella's Führung und mit Aufgeben aller unsicheren Freunde ist schon eine Thatfache: und sie ist nicht minder bedeutsam als die Neubildung einer regierungsfähigen, monarchischen Linken, welche sich durch eigene Kraft ohne die Hülfe von Mittelparteien oder Dissidenten der Gegner am Ruder zu halten weiß. Die parlamentarische Regierung ist ohne Parteien nicht denkbar; die Mittelparteien und Dissidenten aber sind der Tod der Parteien.

Im September 1876.

K. H.

## Anhang.

### Vom italienischen Büchermarkt.

1. Carlo Matteucci e l'Italia del suo tempo di *Nicomede Bianchi*, Roma, Torino, Firenze, Fratelli Bocca. XI u. 595 SS.

Die moderne italienische Literatur ist nicht überreich an guten Biographien. Und doch fehlt es wahrlich weder an Persönlichkeiten, die besonderer Lebensbeschreibungen würdig wären, noch mangelt es unter dem italienischen Volke an Interesse für derartige Werke. Denn ein großer Theil des in Italien fast unerhörten Erfolges, welchen die Ricordi von Massimo d'Azeglio gehabt haben, beruht doch wohl unzweifelhaft auf der Theilnahme, welche das italienische Publikum den persönlichen Geschichten dieses ausgezeichneten und lebenswürdigen Staatsmanns und Künstlers entgegenbringt. Um so mehr freut es uns, die Lebensbeschreibung eines Mannes zur Anzeige bringen zu können, welche nach den verschiedensten Richtungen hin als bemerkenswerth erscheint. Denn das Buch, welches Herr Archivdirector N. Bianchi über das Leben und Wirken seines Freundes Carlo Matteucci, unter Mitwirkung von dessen vortrefflicher Gemahlin, hat erscheinen lassen, schildert nicht nur einen an Charakter und geistigen Fähigkeiten ausgezeichneten Patrioten und Gelehrten, sondern verbindet mit dieser Schilderung auch eine Darstellung der großen Umgebungen, in welchen sich dieses Leben bewegt hat, die für unsere geschichtliche Erkenntniß die werthvollsten Aufschlüsse bietet. Alle, welche die Lebensgeschichte dieses begabten Physikers aufmerksam verfolgen, der heute um die Lösung verwickelter physiologischer Probleme bemüht, morgen über die wichtigsten National-Angelegenheiten mit den hervorragendsten Persönlichkeiten seiner Zeit verhandelt, werden den eigenthümlichen Reiz lebhaft empfinden den gut geschriebene Biographien ausüben, der namentlich im geschickten Verweben des Allgemeinen mit dem Befonderen im Leben ihres Helden besteht. Wir können daher auch nicht in den Tadel einstimmen der von mancher Seite Bianchi getroffen hat: er habe Dinge in den Bereich seines Gegenstandes hinein gezogen die demselben fern lagen. Allerdings giebt er z. B. eine ausführliche, und zwar die erste vollkommen actenmäßige Geschichte der berühmtesten Septemberconvention, mit der Matteucci äußerlich sehr wenig zu thun gehabt hat. Wenn nun aber Bianchi in der Lage war z. B. die intimsten Briefe des Doctor Conneau mitzuthemen, aus denen die persönlichen Ansichten, welche Napoleon III. über die Lösung der kirchenstaatlichen Frage gehegt hat, wie nirgends anders klar ans Licht treten, so konnte eine Erörterung der Italien noch dazu so nah berührenden kirchenpolitischen Angelegenheiten nicht gut vermieden werden. Hätte Bianchi diese Seite der Thätigkeit Matteucci's weniger ausführlich hervorgehoben, so würde er unsrer Meinung nach gerade das Eigenthümlichste seines Helden nicht in der richtigen Weise seinen Lesern zum

Verständniß gebracht haben, da dasselbe in der überaus seltenen Verbindung einer scharfen naturwissenschaftlichen Beobachtungsgabe mit einem freien großen Blicke für die nationalen und kirchlichen Bewegungen und Bedürfnisse seiner Zeit und besonders seines Volkes besteht. Es haben sich zwar wohl manche exacte Naturforscher in unsern Tagen in die politischen Händel eingelassen; aber man wird im Allgemeinen nicht sagen können, daß dieselben hierbei eine besonders glückliche Rolle gespielt hätten. Der Radikalismus, der den meisten von ihnen anhaftet, macht sie allein schon zu einer praktischen Behandlung von Staatsangelegenheiten untauglich. Im Gegensatz zu ihnen finden wir bei Matteucci ein feines und sicheres Verständniß für die historisch gegebene Sache und die allgemeinen Bedürfnisse des Staats und der Gesellschaft. Da er ein Sohn des Kirchenstaats (geb. zu Forlì in der Romagna am 20. Juni 1811) war, und bekanntlich kaum in einem andern Theile der civilisirten Welt der Haß und die Verhinderung unter den gebildeten Klassen der Gesellschaft so verbreitet war als in den ehemaligen Staaten des heiligen Vaters; so wird man es an Matteucci besonders bewundern dürfen, daß er sich in dieser Beziehung eine weniger gereizte vorurtheilsfreihere Anschauung der kirchlichen Verhältnisse und ihrer Träger bewahrt hat. Denn von ihr aus war ihm sein persönlicher und brieflicher Verkehr mit den höchsten Würdenträgern der Kirche und seine Einwirkung auf die römische Frage allein möglich. Schon aus dem einzigen Grunde, daß uns in dem Buch Bianchi's an einem Beispiele gezeigt wird, wie ein wissenschaftlich hochgebildeter, italienischer Gelehrter sich der Schwierigkeit der kirchenpolitischen Fragen für Italien und der Nothwendigkeit, dieselben zu regeln, vollkommen bewußt ist, dürfte unser Werk deutschen Lesern auf Wärmste zu empfehlen sein. Und das um so mehr, als die sittlich religiöse Wärme, welche aus einer ganzen Anzahl der in ihm mitgetheilten Briefe des berühmten Physikers spricht, viele Leser nur angenehm berühren kann.

O. H.

## 2. Daniele Manin e Venezia — Narrazione del Professore *Alberto Errera* — Firenze, successori Le Monnier 1875.

Wie der Titel dieses Werkes andeutet, nimmt sich der Verfasser denselben eher vor durch seine Schrift den Antheil zu zeigen den der große Patriot an den denkwürdigen Ereignissen hatte, welche sich in Venedig vom 22. März 1848 bis zum 24. August 1849 abspielten, als dessen Leben zu schreiben. Diesem Vorfatze, nur die politische Thätigkeit Manins zu berühren getreu, widmet er fast den ganzen Band der genauen, ausführlichen Darstellung der Thatfachen von der Verkündigung der Republik bis zu deren Fall, da sich ja auch das politische Leben Manins vorzugsweise in jenem kurzen aber glorreichen Zeitraume entfaltete und bewegte. Damit aber die Geschichte Manins sowohl als seiner Vaterstadt nicht außer allem Zusammenhang mit dem Vorangegangenen bleibe, fügt er eine kleine aber umfassende Einleitung hinzu, welche die Thatfachen erklärt und die Beweggründe angibt, welche das venetianische Volk dazu bestimmten Manin einstimmig zum Präsidenten jener Republik auszurufen die er erst Tags zuvor proclamirt hatte.

Das Werk besteht aus zwölf Capiteln, von denen elf die politischen Wechselfälle jenes Dramas dessen Held eben Manin war ausschließlich behandeln, das zwölfte aber die Hauptereignisse in Manin's Leben vom Tage seiner Verbannung an bis zu dem seines Todes enthält. Darauf folgt ein kurzer Schluss mit der Beurtheilung der historischen Begebenheiten und des großen Mannes, der dabei die Hauptrolle spielte, und der Band endigt mit einer Sammlung ineditirter Urkunden von großer geschichtlicher Bedeutung.

Diese Arbeit des Professor Errera ist sehr gut durchgeführt; die politische Gestalt Manin's zeigt sich uns darin in ihrem vollen, wahren historischen Lichte, wir können sogar sagen, daß wir fast zu Zeugen seines täglichen Lebens während der Periode der venetianischen Revolution werden. Daß der Verfasser seinen Gegenstand auf das Gründlichste studirt hat, beweisen die äußerst werth-

vollen Documente am Schluß des Buches, sowie die zahlreichen Anmerkungen die, wenn sie nicht selbst irgend eine Urkunde bringen, stets auf Quellen hinweisen, wo man sich die Beweise des Erzählten selbst verschaffen kann. Vielleicht wären dem Verfasser einige Wiederholungen und zuweilen ein wenig Nachlässigkeit im Beobachten der streng chronologischen Folge mit Recht vorzuwerfen; doch liegt dieser Fehler, wenn es überhaupt einer ist, in der Natur einer solchen Arbeit. Hier fand sich der Schriftsteller gegenüber einer complicirten historischen Erscheinung, und sah sich genöthigt, von Zeit zu Zeit zu einer Theilung zu greifen, die ihm nicht erlaubte, der genauen Zeitfolge Rechnung zu tragen, ja ihn sogar zwang, dieselbe bei der Wiederaufnahme der regelmässigen Erzählung zu wiederholen. Die zahlreichen Schwierigkeiten hat Prof. Errera sehr verdienstlich zu beseitigen gewußt. Vor allem die allergrösste, die in seiner eignen Nationalität und in der Natur seines Gegenstandes bestand. Als Italiener und gar als Venetianer hätte er leicht unwillkürlich in den panegyrischen Ton verfallen und sich verlocken lassen können, dem grössten unter seinen modernen Mitbürgern und der glänzendsten Periode seiner Vaterstadt Lobreden zu spenden. Allein er hat sich nicht verleiten lassen, die Objectivität der Begebenheiten durch unzeitgemässe Apologien zu trüben, was in unseren Augen nicht zu den geringsten Vorzügen seiner Arbeit gehört. Er hat wohl gewußt, dafs die schlichte Erzählung genügen würde, Beide zu verherrlichen. Sogar im Anhang, wo der Autor allein persönlich auftritt, bleibt er leidenschaftslos und aufrichtig. In Manin sieht er nicht sowohl das grosse Genie als den grossen Mann, der, von der Natur mit den besten Eigenschaften des venetianischen Volkes ausgestattet, sich zum Dolmetscher seiner Bedürfnisse wie zum Verfechter seiner Rechte zu machen gewußt hat.

A. S.

3. Il Piemonte nel 1850—51—52. Lettere di *Vincenzo Gioberti e Giorgio Pallavicino* per cura di B. E. Maineri. I vol. Milano Rechiedei 1875.

»Manchen wird dieses Unternehmen (die Herausgabe meines Briefwechsels mit Gioberti) unzeitgemäß und unrathsam erscheinen; ich aber glaube das Recht zu haben wie jeder Geschichtschreiber, politische Männer die nicht mehr am Leben sind und sogar die noch lebenden zu beurtheilen, wenn mein Gewissen mir sagt, dafs dieselben gefährlich sind oder werden können«. So schreibt Pallavicino in der Vorrede zu den hundert und elf Briefen, welche obiges Buch bilden, deren Herausgabe er Herrn Baccio Emanuele Maineri anvertraute, von denen aber die Geschichte wenig Vortheil und der Verfasser des »*Primato*« und des »*Gesuita Moderno*« noch weniger Ruhm ernten, und durch welche der Name seines vertrauten Freundes, wie der des »gelehrten, scharfen, fleissigen Schriftstellers der ihm als »Cireneo« dient, gar nichts gewinnen werden. In dieser Sammlung befinden sich in der That neben Briefen, worin von Unwohlsein in Folge des Bandwurms, von Hexenschuss und Zahnschmerzen die Rede ist, auch noch mehrere andere, deren Sinn gänzlich unlösbar wird vermöge gewisser züchtigen Reticenzen, welche von Zeit zu Zeit vorkommen, und eine grosse Anzahl, woraus man sehen kann zu wieviel Kleinlichkeit und Armeligkeit des Geistes und Herzens Partheigefühl, Aerger und ungroßmüthiger Groll führen können. Wenn die Geschichte mit solchen Materialien aufgebaut werden sollte, so könnte man manchen Namen den sie in ihre Seiten eingetragen hat ausmerzen, und es würden schliesslich nur die Anstifter der Verläumdungen von ungerechtem Tadel frei und unbedeckt bleiben. Neue Thatfachen, selbst Anecdoten, finden wir keine; wohl aber individuelle Urtheile.

Was kann es uns angehen wenn Gioberti schreibt: »Cavour ist immer noch municipal wie früher« (Brief 101. S. 325) und wenn Pallavicino in einer Note hinzusetzt (S. 330): »So sagte Gioberti: Heute fagen und wiederholen die Mäfsigen: Cavour hat Italien geschaffen ... armes menschliches Urtheil!« Armes menschliches Urtheil riefen auch wir, als wir im 17. Brief folgende Worte

Pallavicino's lafen: »Wir aber kennen den Cavour; heute weiß und morgen schwarz je nach den Umständen«, und wieder im III. Brief diese von Gioberti »Die Wahrheit ist, daß die elastische Nullität des Asellus (D'Azeglio) in England und Frankreich bekannt zu werden anfängt«...

Wir schließen mit dem Wunsche, daß uns nicht das Schicksal des armen »Cireneo« befallt, den Pallavicino lobt, weil er »die Ueberzeugungen seines Gewissens und die Würde seines Charakters zu bewahren gewusst habe.«

B. A. G.

#### 4. La Critica Moderna di G. Trezza. Firenze, Successori Le Monnier 1874. I Vol.

Das vorliegende Buch ist wiederum ein erfreulicher Beweis dafür, daß man in Italien in neuerer Zeit bemüht ist, auf wissenschaftlichem Gebiete die Verfäumnisse der letzten Jahrzehnte nachzuholen. Der Verfasser desselben steht mit seiner vielseitigen Gelehrsamkeit nicht nur durchaus auf der Höhe der modernen Forschung, sondern er sucht auch noch einen Schritt weiter vorzugehen, indem er die Resultate der verschiedenen Wissenschaften, die auf das geistige Leben der Menschheit Bezug haben, zusammen faßt, um auf diese Weise ein getreues Bild zu erhalten von dem geistigen Zustand, in dem sich unsere Generation befindet. Indem er das Einst mit dem Jetzt vergleicht, die primitivste Stufe des menschlichen Geistes seiner vollkommeneren Entwicklung gegenüberstellt, sucht er uns die Umwandlung vor Augen zu führen, die der menschliche Intellekt im Laufe der Jahrtausende erfahren hat. Der nächste Nutzen, den sich der Verfasser von seinem Werk verspricht, ist der, daß es anregend und fördernd auf das geistige Leben in Italien wirken möge: »der Mangel an wissenschaftlichem Gehalte«, sagt er in der Vorrede, »ist Schuld daran, daß sich bei uns die bloße Rhetorik so breit macht, die entweder von philosophischen Gemeinplätzen strotzt; oder sich in romantischen Dufel verliert oder mit alterswelken Redebäumen verbrämt ist. Hier helfen keine Syllogismen, sondern die einzige wirkliche Arznei ist eine kritische Erziehung, an welche sich die Italiener gewöhnen müssen, wenn sie nicht jeglichen Antheils an dem modernen Leben verlustig gehen sollen.«

Dem Inhalte und der Tendenz nach, ist das Werk also ein rein philosophisches, welches jedoch den philosophischen Fortschritt in einer der speculativen Methode entgegengesetzten Richtung sucht. Während in Deutschland die metaphysischen Studien nur lau betrieben werden und unter den Lebenden kaum ein bedeutender Apostel der transcendentalen Lehren zu nennen wäre, hat sich in Italien und Frankreich eine Gegenströmung gebildet, welche darauf hinaus zielt, der philosophischen Deduktion eine konkretere Form zu verleihen, indem dieselbe nur an der Hand der wissenschaftlichen Forschung, der positiven Erkenntnis also vorgenommen werden soll. Der französische Denker August Comte wurde Gründer der positivistischen Schule, die in Italien zahlreiche Anhänger besitzt; auch unser Verfasser scheint zu denselben zu gehören. In dem Kapitel über die neue Methode sagt er:

»Eine Methode, die von dem Gedanken ausgeht um zu den Dingen zu gelangen, ist eine falsche und ohnmächtige Methode. Sie ist falsch, weil sie sich mit der historischen Genesis des Realen im Widerspruch befindet, indem sie das Reale als einen Reflex des Gedankens ansieht, während doch der Gedanke selbst nur ein Phänomen der Geschichte ist und es nicht möglich wäre, denselben außerhalb der Geschichte zu erklären; sie ist ohnmächtig, weil sie das Reale, da sie es in sich selbst nicht producirt, auch nicht entdecken kann. Das was an dem Gedanken real ist, rührt nur aus der historischen Evolution her. Ihr mögt eure Gedanken, soviel Ihr wollt, syllogisiren, Ihr werdet niemals aus ihnen ein wissenschaftliches Gesetz des Realen herauspressen. Die Wissenschaft entdeckt das Reale, weil sie es nachdenkt, aber sie kann es nur nachdenken, wenn sie es so reproduzirt, wie es ist.« Und an anderer Stelle desselben Kapitels lesen wir:

•Hieraus folgt, daß die spekulative Methode eine widersinnige ist, denn sie setzt einen der Geschichte vorausgehenden Organismus des menschlichen Geistes voraus und verwandelt in ebenso viele stabile und mit dem Menschen gleichzeitig geschaffene Specien jene idealen Formen, welche sich erst als eine Erfahrung vieler Jahrhunderte und vieler Gehirne den Organen mitgetheilt haben. Eine solche Methode, die nichts erzielt, die nichts erklärt, die sich selbst nicht einmal kennt, weil sie sich auf eine falsche Vorstellung der physiologischen Wirklichkeit gründet, müssen wir bei Seite werfen, wie ein altes Instrument, welches nur wirre Töne und Mißlaute von sich giebt.

Der Positivismus hat übrigens für Italien das große Verdienst, daß er mit wirklichen Waffen den verderblichen Einfluß jener philosophischen Schulen bekämpft, die sich an einen starren Dogmatismus anklammern und auf diese Weise den Fortschritt und die Civilisation gefährden.

O.

5. Roma nel Mille. Poema drammatico di G. G. Zamboni. In IX parti. con note storiche. Firenze, Successori Le Monnier 1875.

Das Buch welches wir vor uns haben, ist das Resultat fleißigster Studien, die Versification ist stets vortrefflich, oft sogar anmuthig. Der Verfasser offenbart sich darin nicht allein als verdienstvoller Dichter, sondern auch als vorzüglicher Historiker, von einem wahrhaft staunenswerthen Reichthum an literarischen und wissenschaftlichen Studien. Obgleich von beträchtlicher Länge ermüdet das Stück den Leser nie und die Fülle interessanter, historischer Anmerkungen, neuer Urtheile und philosophischer Betrachtungen über die Begebenheiten, welche das Gewebe des Dramas bilden, halten mit der ungewöhnlichen Fantasie und der Kraft des Gefühls und Ausdrucks vollkommen Schritt. Kann man nun gerade den Dichter in der Wahl der dramatischen Form nicht billigen, so wird man ihm keinesfalls einen epischen Werth absprechen können und indem man darauf verzichtet dieses Drama aufführen zu sehen, es gern als einen nicht unwürdigen Beitrag zum Schatze der Nationallitteratur begrüßen.

Trotz vieler sehr in die Augen fallenden Mängel, wie zum Beispiel einige zu sehr auf den Effekt berechneten Auftritte, anderer in denen ohne beabsichtigte Nachahmung ein gewisser unverkennbarer Faustduft weht, trotz der zuweilen gar zu lang ausgepönnenen, nicht immer gleich kräftig gehaltenen Monologe und einiger etwas harten nicht gerade wohlklingenden Verse wie einiger nicht sehr poetischen Sätze — lauter Fehler, die es leicht wäre in einer zweiten, hoffentlich bald zu erwartenden, Auflage zu verbessern —; ungeachtet der fieberhaften Aufregung, welche dem ganzen Werke innewohnt, die Einbildungskraft des Dichters erhitzt, und seine Feder gewaltsam anspornt, ungeachtet der vorgefaßten Abneigung gegen Priesterchaft und Papstthum durch welche er sich oft zu heftigen Ungerechtigkeiten verleiten läßt, und seine Gefühle wie Ausdrücke eher eine Färbung von wildem Haß als von ghibellinischer, großherziger Entrüstung gewinnen, — beiläufig gesagt ein Fehler der weit schwieriger zu verbessern sein wird als die obigen — dem Allen ungeachtet, kann der Verfasser sicher sein in dem Bewußtsein, daß dieses Buch ihm zum Ruhme gereichen wird, und die Menge der Schriften, welche zur Zeit unser armes Italien überschwemmen, ja zu ertränken drohen, lange überleben wird.

Was den Plan des Dramas betrifft, so können wir hier leider weniger Lob spenden. Gewiß hat Zamboni Recht die streitbare Litteratur aufrecht erhalten zu wollen, damit wir nicht wieder in akademische Kleinkrämerei, oder die duftlosen Blumen des rhetorischen Bombast verfallen. Eine Litteratur aber welche zum Jahre Tausend zurückkehrt, um in den Ereignissen jener poetischen fantasiereichen Zeit nach Begeisterung für die Gegenwart und Bildnissen und Gestalten für die Zukunft zu fischen, scheint uns nicht zu verdienen eine streitbare genannt zu werden.

Was kann uns wohl die, wenn auch meisterhafte Schilderung der Dienst-

fertigkeit der Päpste, der Verworfenheit der Geistlichkeit, der heldenmüthigen Vergeltungen, des Tyrannenhasses oder des Uebermuths fremder Unterdrücker heute frommen? Eine solche Literatur gehört der Vergangenheit an, nicht der Zukunft, geschweige denn der Gegenwart; sie ist die Mythologie italienischer Geschichte, und ihre Zeit ist, Gott sei Dank, für immer vorbei, wie das Bedürfnis zu ihr Zuflucht zu nehmen. Dieser Vorwurf bezieht sich jedoch weniger auf den Werth des Zamboni'schen Gedichts als auf seine Zeitgemäßheit. Denn in literarischer Beziehung kann es als ein Meisterwerk betrachtet werden, das als eine bleibende Zierde unserer Literatur anerkannt wäre, wenn es dreißig Jahre früher erschienen wäre.

D. S.

6. Catullo e Lesbia. Studi di *Mario Rapisardi*. Firenze, Successori Le Monnier. 1875. 8<sup>o</sup>, 321 Seiten.

Wir Deutschen haben bisher in Bezug auf die Alterthumswissenschaft in einer schlimmen Täuschung gelebt. Wir hielten die Leistungen der Meister wie Fr. Aug. Wolf, G. Hermann, Niebuhr, Otf. Müller, Welcker, Bekker, Böckh, Lachmann, O. Jahn und Haupt, um nur die verstorbenen zu nennen, für vortrefflich, und glaubten auf dem rechten Wege zu sein, wenn wir ihnen nach Kräften nachzufolgen suchten.

Sehen wir doch, wie andre Nationen, wie Italien, Frankreich, England und Rußland sich der genannten deutschen Leistungen neidlos freut, und wie die außerdeutschen Philologen gern und dankbar von unserm Willen und Vollbringen Anregung zu eigner Thätigkeit gewinnen.

Herr Rapisardi hat uns diese Illusionen unerbittlich zerstört. Er schont uns nicht. In die Wunden die er unsrer Eigenliebe schlägt, gießt er noch die Lauge seines Spottes, der, es ist wahr, nicht eben fein ist und den wir auch ohne von ihm verletzt zu sein nach reiflicher Erwägung kaum anders als ungezogen nennen könnten. Doch das ist Nebensache, ist Folge eines Mangels an Bildung, für den vielleicht Herr Rapisardi nicht allein die Verantwortung trägt. In der Sache selbst muß er wohl Recht haben. Denn der Ton in dem er redet ist so zuversichtlich wie ihn sonst nur die Wahrheit zu haben pflegt. Wenigstens kann er Recht haben.

Der Raum erlaubt mir nicht eine Probe des forcirten und geschmacklosen Stils zu geben in dem die Vorrede geschrieben ist. Dieselbe enthält nämlich das wissenschaftliche Glaubensbekenntnis des Autors, und eine unzweideutige Kriegserklärung gegen die deutschen Gelehrten und gegen die, welche er S. 69 scimmie italiane (nämlich der dottori tedeschi) nennt. Die Deutschen sind ihm Träger jener dürrn geistlosen Gelehrsamkeit, welche den Wald vor Citaten, Varianten und Konjekturen nicht zu sehen vermag. Ein Leichtes wäre ihm gewesen, seinem Buche durch derlei überflüssiges Beiwerk allgemeinen Beifall zu erwerben, meint Herr Rapisardi. So leicht wie er es sich vorstellt, nun doch wohl nicht. Trotz seiner Verachtung nämlich, die er gegen dergleichen Dinge zur Schau trägt, hat er sich doch hier und da nicht verlagen wollen, in kurzen Proben zu zeigen, was auch er da zu leisten vermöchte. S: 53 z. B. giebt er etliche Etymologien: femina von femur, uxor von utor, mas von Mars, vir von vis; auf S. 247 sagt er: gannire è proprio dei cani, quasi canire, und auf S. 274: vitula non già da vitulus, ma—da vita, o piuttosto da vitolor! Herr Rapisardi vergleicht die nach temi und radici forschenden Etymologen mit jenen nützlichen Hausthieren, welche Trüffeln suchen. Das elegante Bild paßt bei ihm nur zur Hälfte, indem diese seine Etymologien an alles Andre eher erinnern, als an die aller Achtung werthe Trüffel.

Der Verfasser bekennt seine Missachtung gegen quistioni di prosodie, und das ist eine von den wenigen kategorischen Behauptungen seines Buches, bei denen er den Beweis nicht schuldig bleibt. In dem berühmten zweiten Gedicht sagt Catull: Cum desiderio meo nitenti

Carum nescio quid libet iocari

was Heyfe reizend überfetzt:

Wenn mein goldnes Holdchen fo gelaunt ift  
Was Anmuthiges, wie fie liebt, zu fpielen.

Rapisardi, der übrigens die Heyfe'sche Ueberfetzung natürlich nicht kennt, belehrt uns, daß das nitenti hier nicht von niteo fondern von nitor herkommt, und fagt, daß dadurch una vera bellezza dem Dichter wiedergegeben wird. Die pedantifche Profodie freilich weift fchüchtern auf das lange i in nitor hin und zieht es vor, Schönheiten folcher Art von Catull fern zu halten.

Die Abneigung des Herrn Rapisardi gegen abbreviature und citazioni, welche er in der Vorrede bekundet, ift nicht recht verftändlich wenn man fein Buch lieft. In den Röm. Namen wenigftens befeiftigt er fich der fonderbarften Abkürzungen und fchreibt z. B. M. E. Lepido, C. V. Catullo u. A., etwa wie wir lefen F. A. Brockhaus oder T. O. Weigel. Und citazioni? Auch fie fehlen nicht, wenn fie gleich zuweilen unverftändlich und unverftändig find. So fehe ich: T. Livii, Hist. rom; Taciti, Ann., lib. II; Celli Rodigini Antiquae lectiones und unzählige ähnliche, wie fie wohl in den Arbeiten des 16. und 17. Jahrh. vorkommen, aber kein Menfch jetzt mehr fchreibt, da wir von der Anficht ausgehen, daß Citate nicht nur gedruckt fondern auch nachgefchlagen, gefunden und geprüft werden follten. Auch die kuriofe Art, mit der Herr Rapisardi deutliche Namen behandelt und fo Schwab oder fo Schwabius, il Berk Silling Boehrius Helbigius Junglaussenus und felbft il Krebsfo in anmuthiger Abwechslung fchreibt, fei erwähnt. Denn fo unwefentlich das erfeinen mag, fo vervollftändigt es doch unsere Anficht von der Akrbie des Verfaßers fowie von dem Grade feiner Kenntniß der deutlichen Sprache und der deutlichen philologifchen Arbeiten.

In Wahrheit, mit diefer Kenntniß ift's nicht fonderlich beftellt. Die feine Charakteriftik Catull's, welche Mommsen in der Röm. Gefchichte 35, 584 ff. giebt, fcheint Rapisardi ebenfo unbekannt geblieben zu fein wie L. Müllers Ausgabe, Teuffels Röm. Literaturgefchichte, Haupt's Quaestiones Catullianae nebst feiner Ausgabe, Bährens' Analecta Catulliana, und die meifterhafte Ueberfetzung von Th. Heyfe. Wo Rapisardi Haupt, Mommsen und Heyfe citirt — wenn ich mich recht erinnere, widerfährt ihnen diefe Ehre nur Einmal, dankt er das Citat vermuthlich Schwabe's gelehrtem Buche. In diefer Vermuthung beftärkt mich, was ich bei Rapisardi lese p. 127: Senza parlare delle edizioni curate dal Lachmann, dell' Uschner, del Berk, del Klotz, e dello stesso Weife, del Pohl, del Rosbach e d'altri parecchi, che su per giù non si occupano d'altro che delle varianti, disposte sovente in maniera da far perdere gli occhi e la pazienza di chi legge; saltando a piè pari sul libro del Lehmann 'sugli aggettivi composti che occorrono in Catullo ed in altri poeti', non che su quello del Ranke intorno all' artificiosa composizione dei carmi del nostro poeta, tutta robetta da scuola etc. Hat Herr Rapisardi diefe Schriften wirklich gelesen? Meint er mit den ersten Worten die Ausgaben von Lachmann? Dann würde er gefehen haben, daß die in der Anmerkung citirte von 1861 nur ein (durch Haupt pietätvoll beforgter) Wiederabdruck der Ausgabe von 1829 ift. Oder hält er etwa die Schriften von Bergk, Klotz, Weife und Pohl auch für Ausgaben? Wo find denn in den genannten Arbeiten die Varianten fo fchlimm disponirt di far perdere gli occhi e la pazienza di chi legge? Ich wage die Vermuthung, daß Herr Rapisardi mit dem Studium diefer Schriften feinen Augen nicht erheblich gefchadet, wohl aber fehr bald die Geduld verloren hat.

Robetta di scuola nennt er's. Ihm ift's ein Tadel, uns ein Lob. Wir wünfchen den italienifchen Gymnafien recht viel Lehrer, welche mit fo tüchtiger philologifcher Vorbildung, fo viel wahrer Liebe zur Sache, fo viel Arbeitskraft und methodifcher Sicherheit, endlich auch mit fo viel Geduld und Befcheidenheit ausgerüftet find wie die Verfaffer jener von Herrn Rapisardi als robetta di scuola abgefertigten Arbeiten. Wir wünfchen ihnen dagegen keine Lehrer, welche Bücher fchreiben, wie — nun wie? Kurz gefagt: wie Catullo e Lesbia von Mario Rapisardi. In der eben angeführten Stelle gedenkt er fchließlich auch Schwabe's Questiones Catullianae. Was von einigermaßen brauchbaren



Notizen in seinem Buche steht, dankt er Schwabe. Er benutzt ihn, schreibt ihn aus, lobt seinen Fleiß, seine Gelehrsamkeit mit sauerfüßser Miene aber — 'a parer mio, il difetto della critica dello Schwab sta principalmente in questo, che studiando troppo gli accessori più minuti e le quistioni meno importanti, trascura la sostanza e l'insieme. Chi è Catullo? com' era l'anima sua? che cosa ci esprime il suo carmine? Chiuso il libro dello Schwab, non se ne sa più che tanto? Aber Schwabe hat auf p. 3 und 8 ganz ausdrücklich seine Aufgabe dahin abgegränzt, daß er im ersten Bande nur 'de omnibus rebus historicis quarum cognitio ad Catullum plene intellegendum necessaria est, veluti praeter poetae vitam ipsam in primis de temporibus carminum Catullianorum et de personis Catallianis' handeln und sodann im zweiten Bande alles darstellen wolle quae de Catulli poesis indole et arte, de eius genere dicendi, de eius re metrica exponenda erunt. Da nun der zweite Band noch nicht erschienen ist, so ist der einzige Vorwurf der sich gegen Schwabe mit einigem Schein der Berechtigung machen ließe, der, daß er seine Bücher langsam schreibt, langfamer als Herr Rapisardi. Aber das begreifen wir sehr gut —

Dem genialen Geschlecht wird es im Traume beschied.

Zu der stolzen Abneigung gegen Alles eigentlich Gelehrte, welche die Vorrede bekennt, stimmt wie wir sehen das Buch selbst nicht durchweg. La critica, sagte er S. 129, come io l'intento, è piu quistione d'anime che di parole. Trotzdem giebt er S. 89 ff. Quistioni: 1) Quinto o Caio? 2) Sirmione o Verona, in denen von anima nichts zu spüren ist, ebenso wenig wie in 3) Nascita e morte, 4) ordine e divisione dei carmi und 5) Amici e Rivali. Am erträglichsten ist No. 4, wo Rapisardi zu den vielen Versuchen, die Gedichte nach der Zeitfolge zu ordnen, einen neuen hinzufügt, bei dem Zuverlässigkeit des Vortrags ersetzen muß, was ihm an Vorsicht und historischer Methode gebricht. Wenn schon diese bis S. 113 reichenden Quistioni als gänzlich werthlos und dem eignen Glaubensbekenntniß des Verfassers zuwiderlaufend besser weggeblieben wären, so gilt dies in noch höherem Maße von den Varianti S. 233—261 und den darauf folgenden Annotazioni S. 265—321. Die ersteren behandeln Textkritische Fragen, die Annotazioni dienen der Erklärung. Sie zeigen eine so harmlose Unbekanntheit mit der lateinischen Sprache, Grammatik, Metrik und Profodie, mit den allerelementarsten Gesetzen diplomatischer und philologischer Kritik, daß man diese Abschnitte anfangs aus einem gewissen pathologischen Interesse nicht ungern durchmustert. Aber selbst dieses bescheidene Vergnügen wird bald verkümmert durch den ganz unbeschreiblichen Hochmuth des Verfassers, und seine immer wiederkehrenden Ausfälle gegen die Gelehrten, bei denen sein Zorn Gerechte und Ungerechte, Deutsche und Nichtdeutsche (z. B. Scaliger) gleichmäÙig trifft. Die kritischen und exegetischen Bemerkungen sind von der Art, daß wenn Herr Rapisardi sich mit ihnen um die Zulassung zum philologischen Seminar irgend einer deutschen Universität bewerben wollte, er ohne alle Frage zurückgewiesen würde. Und so unwissende Schülerhaftigkeit kennt und liebt die Meister nur, um ihnen die absurdesten Vorwürfe zu machen statt von ihnen dankbar zu lernen! Freilich ist zuzugestehen, daß Scaliger, Lachmann, Haupt und Mommsen keine Lektüre für Herrn Rapisardi sind, noch keine passende Lektüre nämlich. Ernstes Studium einer kleinen lateinischen Grammatik, vielleicht von Ellendt-Seyffert wird ihn auf geraume Zeit hinaus angemessen beschäftigen. Nebenher kann ein gutes Tirocinium poeticum mit leichtfäÙlichen Erläuterungen ihm recht förderlich werden. Auch eine griechische Grammatik könnte ich empfehlen. Aber nach den Proben seines Griechisch, die Herr Rapisardi hie und da mittheilt, wüÙte ich keine, die nicht zu schwer für ihn sein möchte. Und Alles erwogen, rathe ich ihm vom Griechisch ab — er ist im Lateinischen noch zu weit zurück.

Treffen aber unfre bisherigen Bemerkungen nicht lediglich das Nebenwerk des Buches? Die mit anima und sentimento geübte Kritik hat sich vielleicht in den Hauptabschnitten bewährt? Was ist von Cap. I. I tempi di Catullo II. La Vita di Catullo, III. Lesbia, IV. La poesia di Catullo, und von VI. La fortuna dei carmi di Catullo zu halten?

Die Zeit der Wunder ist vorüber. Und wäre es nicht ein Wunder, wenn es dem bisher aus Proben seiner Schrift geschilderten Verfasser gelungen wäre, die genannten Aufgaben auch nur annähernd zu lösen? Das Wunder ist ausgeblieben. Leeres Phrasengeklänge überflutet jede Regung von einfacher redlicher Unterfuchung und Forfchung. Forcirt Geiftreichkeit und ein recht unreifes burfchikofes Wefen im Ausdruck wie im Urtheil paaren fich da mit völlig grund- und haltlofen Hirngefpinnften. Wo alle und jede fichre Tradition mangelt, tritt die Phantafie des Verfaßers fchöpferifch ein. Leider ift fie nicht immer fauber, und wie die Sprache nicht felten durch allerlei Straßensbuben- ausdrücke verunziert ift, fo verweilt der Autor mit Vorliebe beim gefchäftigen Ausmalen bedenklicher Situationen, zu denen Vita und poefia Catulls leider nicht wenig Anlaß geben. Das ärgfte in diefer Art ift die kurze erbauliche Schmutz- novelle aus Clodia's Jugendzeit, welche Herrn Rapisardi's anima und sentimento aus einem von Cicero erwähnten Römifchen Stadtklatfch auf S. 61 f. hervorzuzaubern wufte.

Doch genug. Il cuore umano ha le sue colonne d'Ercole, wie Rapisardi felbft S. 47 in einem, ich glaube, etwas gewagten Bilde fagt. Eines Urtheils über die Ueberfetzung von 27 ausgewählten Gedichten enthalte ich mich, als des Italiänifchen nicht genügend mächtig, um über ihren poetifchen Werth oder Unwerth entfcheiden zu wollen. Bei einigen dünkt mich der leichte lebenswürdige Ton des Originals recht glücklich getroffen.

Es war das ganze Buch des Lesens nicht werth. Und doch habe ich dem Lefer ausführlicher darüber berichten wollen. Was an fich gänzlich werthlos ift, kann als Symptom von Bedeutung fein. Und wenn es wahr ift, daß Herr Rapisardi als Gymnafiallehrer fungirt, fo verdient fein Buch in der That ernftliche Beachtung. Es ift ein bedauerliches Zeichen dafür, daß auch in Italien die Gattung von Halbgebildeten und Verbildeten noch nicht ausgeftorben ift, welche ernten möchten ohne gefät zu haben, welche das Phosphoresziren ihres faulen Gaffenwitzes für das Leuchten des Geiftes, ihre Ignoranz für Tapferkeit, und ihre Noth für eine Tugend ausgeben möchten. Daß dergleichen üble Gefellen für das erkannt werden möchten was fie find, thut noth. Nicht minder erwünfcht ift es, ihnen nicht die bildfame Jugend anzuvertrauen, welche tüchtiger gefchulter Lehrer bedarf, nicht folcher irrlichterirenden Schwarmgeifter. Und fchade wäre es, wenn die edle Begeifterung für die Werke des Alterthums, die in Italien weitere Kreife zieht als bei uns, und für die Jahraus Jahrein gediegene Werke zeugen, im Auslande wegen folcher Machwerke wie Rapisardi's Catull verkannt würde; fchade auch, wenn in Deutschland der Irrthum platz griffe, als ob man in Italien uns Deutchen unfren Eifer für die Alterthumswiffenfchaft mit fo feltfamem Undank und mit fo unwürdigen Schmähungen lohnte, wie fie Rapisardi gegen uns auspricht.

Wer aber verfuchen wollte, den letzten Grund von alle den unfreundlichen Worten zu erkennen, welche Rapisardi gegen die deutſchen Philologen ſchleudert, der denke an ein Sprichwort. Es findet fich nicht in Herrn Rapisardi's Catull, obſchon die große Zahl hübfcher italiänifcher Sprichwörter, der man darin begegnet, eine der wenigen lebenswürdigen Seiten jenes Buches bildet. Es ift kein feines italiänifches, fondern ein ehrliches niederdeutſches Sprichwort und lautet: Se is mich to krumm, fäd' de Voss, da hung de Wurf an'n Balken. As.

7. *Giuseppe Roberti* (Abbate), *Apologia di Dino Compagni* (in risposta al libro „Dino Compagni vendicato etc.“ di *Pietro Fanfani*). Milano 1875. S. S. 109.

Wie Scheffer-Boichhorft's Angriff auf Dino Compagni befonders durch gefchichtliche Argumente geführt wurde, fo der Fanfani's durch philoſophiſche. Nur letztere hat ſich Herr Abbate Roberti vorgenommen zu widerlegen, denn das kurze Kapitel (15), welches zu beweifen fucht, daß die Kapelle San Bernardo innerhalb Palazzo Vecchio im Jahre 1301 ſchon beftand, ſteht ganz ver-

einzel. (Im Uebrigen sei bemerkt, daß damals auch eine andere Kapelle dieses Namens existirte.) Was nun die Dino vorgeworfenen Neologismen betrifft, so scheint es dem Verfasser der vorliegenden Schrift ziemlich vollständig gelungen zu sein, seinen Gegner zu widerlegen, indem er für fast alle jene sogenannten Neologismen und Gallicismen zahlreiche Beispiele von unbestrittenen Autoren des Trecento anführt. Auch die Vertheidigung des Styles von Dino Compagni, als eines trecentistischen, ist eine glückliche zu nennen; obgleich es in solchen Fragen immer schwer ist Beweise zu geben. Es ist eben eine Sache des Gefühls; und wir können durchaus Herrn Scheffer-Boichhorst nicht beipflichten, wenn er, gegen Herrn von Reumont, behauptet, das Gefühl habe in der Wissenschaft Nichts zu sagen. Es handelt sich ja hier nicht um exacte Wissenschaft, sondern um historische. Wohl mochte F. A. Wolf Widersprüche und Planlosigkeit in der Ilias auffinden und nachweisen, aber sein »Gefühl« hätte ihn gehindert, selbst wenn er keine historischen Notizen über die Existenz der homerischen Gedichte in Pindar gehabt, jene Gedichte als eine Arbeit des alexandrinischen Zeitalters anzusehen. Nun ist aber das Cinquecento in einem ähnlichen Verhältniß zum trecento, wie die alexandrinische Zeit zur homerischen; und wer nur das geringste »Gefühl« in der Weltanschauung und der Sprachgewohnheit des XIV. Jahrhunderts hat, wird nimmer mehr glauben können, daß die Cronaca zur Zeit Bembo's geschrieben sein sollte. Herr Roberti beruft sich in Allem auf Autoritäten und in der That muß zugegeben werden, daß in Sachen des Sprachgefühls die angezogenen Autoritäten Redi's, Salvini's, Marucelli's, Monti's, Perticari's, Giordani's Leopardi's, Gherardini's, Ambrosoli's, Capponi's und vieler Anderer, die er anzieht, wohl die Autorität Herrn Fanfani's aufwiegen. Was den künstlerischen Werth der Cronaca anlangt, so ist Herr Roberti, wie früher K. Hillebrand, im Anrufen der Autoritäten wohl etwas zu weit gegangen: wenn in Italien Ranalli, Vannucci, Nanucci und Fanfani selber, ehe er die Falschheit der Cronaca entdeckt zu haben glaubte, in Frankreich Fauriel und Ozanam, in Deutschland Schloffer, Gervinus und Dönniges Dino mit Sallust verglichen haben, so beweist das noch wenig, weil es auf individuellem Dafürhalten beruht. Auch kommt darauf gar nichts an; denn ein Cinquecentist wäre ebensogut, ja besser als ein Trecentist im Stande gewesen, Sallust's Compositionsweise nachzuahmen. — Die Frage der Codices, die wichtigste von Allen, ist von Herrn Roberti leider ungenügend behandelt; (Kap. 8 und 9) er begnügt sich einige Bemerkungen von del Lungo zu entlehnen, und geht dann zu Allgemeinheiten über, wie daß auch von anderen Trecentisten nur Handschriften aus dem XV. Jahrhundert vorhanden sind u. s. w. Es müßte hier erst eine genaue und gewissenhafte Vergleichung der Codices stattfinden, welche allein ergeben kann, ob die sechs neueren Handschriften, welche existiren, alle auf die von 1515 zurückzuführen sind, oder auf frühere hinweisen. Hier liegt der eigentliche Angelpunct der ganzen Streitfrage: denn die Einwendungen gegen die Sprache der Cronaca sind ganz unhaltbar, wie Herr Roberti richtig darthut, indem die ächten wenigen Ausdrücke, die Dino nicht mit anderen Trecentisten gemein hat, wohl Interpolationen der Copisten sein können und das Sprachgefühl aller Italiener, mit Ausnahme Herrn Fanfani's und Herrn Gruyon's, für das Alterthum der Sprache entscheidet. Die historischen Schnitzer Dino's werden wohl zum Theil zu widerlegen sein, zum Theil können sie auf Einschreibungen Späterer in den alten Text zurückgeführt werden; zum größten Theil aber sind sie der Art, die wir täglich bei französischen und englischen Mémoireschriftstellern neuerer Zeit begegnen, welche doch Zeitungen und Bücher zu ihrer Hülfe halten, deren Dino entbehrt. Jedenfalls kann die Sache erst dann endgiltig entschieden werden, wenn jene Codices gründlich geprüft worden sind; und wir sehen mit Spannung der Ausgabe del Lungo's entgegen. Um vorher ein Urtheil in der Frage aussprechen zu können, müßte man alle die Studien, deren Resultate uns Scheffer-Boichhorst und del Lungo bringen, selber machen, was eine Zeit und ein Interesse erfordern würde, die nur ein Spezialist der Sache widmen kann.

Ch. A. F.

## 8. *Felix Tribolati*. Diporti letterari sul Decamerone del Boccaccio. Pisa, Nistri. 1873.

Auch die mystische religiöse Schwärmerei des Christenthums mußte sich nach und nach mäßigen um der Wirklichkeit der indessen vollzogenen bürgerlichen Reform den Platz zu räumen. Nach langem Kampfe des heiligen Enthusiasmus mit irdischen Nothwendigkeiten und Neigungen, wird das Leben der Völker Italiens mit dem XIV. Jahrhundert, ein thätigeres, weniger gemeinfames, aber auch weniger rohes. Die Verderbtheit der Priester ist die Folge der übermäßigen Auktorität, die sie bis dahin geübt; das Laienthum entreißt ihnen Künste und Bildung, deckt ihre Zügellosigkeit auf, spottet ihrer, wird durch sie veranlaßt sich gegen alle Enthaltfamkeit, ja, selbst gegen die von der Kirche gepredigten Grundsätze aufzulehnen und genießt endlich ihr Dasein. Diese Neugestaltung der Welt mußte sich natürlich in der Literatur widerspiegeln, daher das XIV. Jahrhundert, das mit der göttlichen Komödie begonnen mit dem menschlichen Dekamerone schließt. Welchen Werth besitzt nun diese weltliche Darstellung eines ganzen Zeitalters? Worin besteht ihre Schönheit, und welcher Art sind ihre Fehler? Worin hat sie literarisch geschadet, worin genützt? In unsern Augen ist ihr Hauptverdienst, daß sie ein großes Gemälde des neuen italienischen Volkes giebt, Porträts in lebhaften Farben mit aller Bosheit und dem Cynismus jenes Mittelstandes, der soeben zum ersten Male in der Geschichte auftritt, mit aller Kraft der Komik und der eignen Kunst die Boccaccio charakterisirt. Selbst inmitten des XIV. Jahrhunderts jedoch übte jene Scholastik noch ihre Macht, die einst Dante's Prosa gefesselt, auch machte noch die lateinische Literatur, die man eben im Begriff war auszugraben, ihre Mutterrechte auf die Tochter geltend. Dieses erste Denkmal unserer Prosa, das vollendet erschien, mußte daher zugleich unter dem Einflusse des scholastischen Formalismus und dem Zwange des Lateinischen Nachahmung finden, deshalb gelangte sie zur äussern Feinheit, einer völlig ausgeprägten Form, bezeichnete aber zugleich den Anfang jener künstlichen Rhetorik, die unsere Literatur bis jetzt verhindert hat, vollkommen einfach und daher volksthümlich zu werden. In Italien ist viel über die Form des Dekamerone gesagt worden; sie wurde von Bembo und den Predigern des 17. Jahrhunderts an bis zum Pater Cesari und den Vätern des Jesuitenordens nachgeahmt; und von Salvini und Borghini den Akademikern des XVIII. Jahrhunderts als Vorbild gepriesen. Eben so wenig hat es an Männern gefehlt, wir wollen hier nur Manni nennen, die sich mühten der Wahrheit und dem Ursprunge der im Dekamerone erzählten Ereignisse nachzuspüren. Aber dem innern Werth dieses Buches, dem historischen Vorzuge seiner Darstellungen, Gedanken, Empfindungen, den darin geschilderten Sitten jener längst vergangenen Zeit, hat man bis jetzt wenig Aufmerksamkeit geschenkt, während gerade diese Art Forschung die wichtigste wäre für jene Erzählungen.

Auch dem Herrn Felix Tribolati dünkt »die historische Seite des Dekamerons nicht hoch genug geschätzt« und er scheint uns mit diesen Worten der Vorrede eine Skizze über jenes, in den »10 Tagen« so lebhaft wiedergegebene italienische Leben im XIV. Jahrhundert versprechen zu wollen. Die Unterhaltungen des Herrn Felix Tribolati aber, gerade weil sie eben Unterhaltungen sind, umfassen keineswegs den ganzen Dekameron, man kann sogar kaum sagen, daß sie die wichtigsten Stellen desselben berühren, da jede der zehn in Betracht gezogenen Erzählungen zu einer anderen Zeit und bei einer anderen Gelegenheit gewählt ist, ohne bestimmten Plan oder Rücksicht auf irgend welche Ordnung. In der ersten »Unterhaltung« gar, nachdem er geklagt »daß alle den Dekameron vom Standpunkt der Sprache, von der geschichtlichen Seite kaum oder gar nicht studierten,« bleibt er bei der siebenten Novelle des achten Tages stehen, um sich in Betrachtungen, meist der Bewunderung, über die Kraft und Schönheit des Styles und der Sprache und über die Stellung einiger Worte und Phrasen zu ergeben. Alsdann berührt er die Wahrscheinlichkeit jenes Factums der Wittve und des Schülers von der man sagt, daß es Boccacci selbst zuge-

stossen war, ergeht sich abermals in allgemeinen Bemerkungen über das menschliche Herz, und die List, den Leichtsinns der Frauen, und redet fortwährend von den allerverchiedensten Dingen, wie: Arlincourt, Richardson, Penelope, Pitt, die Frau Paul Courier's, die beiden »Blitzstrahlen« Giordani's, die in einem gut angewandten Worte und einer geschickten Ausrufung bestehen, und so weiter. In der zweiten sucht er bei Gelegenheit des Ser Ciappelletto die Sittlichkeit Boccacci's zu beweisen, ein thörichtes Unternehmen, das stets nach Scheinheiligkeit schmecken muß, und um das man Monsignor Bottari nicht mehr zu beneiden braucht. Hierauf erwähnt man der Heuchler des XIV. Jahrhunderts, indem man sie mit Molières »Tartuffe«, und den modernen Pharisäern vergleicht. Aber mit all' diesen oft wiederholten, unnützen, eleganten ästhetischen Bemerkungen gelangt man zu nichts Bestimmtem. Es ist ein fortwährendes Springen von einem Gedanken zum andern, ohne auch nur einen Augenblick stille zu stehen. Man durchfliegt Cavalca, Pascal, Leopardi, Bofsuet, Fénelon, Paris und Avignon, Therites, Plautus, Shakspeare, Don Quichotte und Gargantua, Margutte und Girella, Montesquieu und Rodomonte, Dr. Faust und Don Giovanni, Walter Scott und Fenimore Cooper, Proudhon, Lucian und Apulejus, Tommaso, Pope, Plount und Olimpia Morato, Voltaire und Renan, Girolomo Gigli, Beaumarchais und den ottimo-Kommentar Dante's, Alfieri und Guerrazzi. Alles dieses in weniger als 40 Octavseiten und von einem solchen Wirbelwinde unvollendeter und unzusammenhängender Ideen umgeben, das der Herr Tribolati selbst nöthig findet sich hin und wieder darüber zu entschuldigen, daß er dem eigentlichen Gegenstande nicht immer treu bleibe. Die übrigen Unterhaltungen stehen auf gleicher Höhe mit den beiden ersten, obgleich die letzten kürzer sind, das heißt: weniger unbestimmt umherstreifend. Wenigstens geben sie einen Schatten jenes geschichtlichen Inhaltes, von welchem wir gesprochen. Sonst enthält das Buch viel jener oberflächlichen Gelehrsamkeit, die durch die Tagesliteratur erworben wird; hin und wieder stößt man darin wohl auch auf einen neuen und passenden Vergleich, einen vernünftigen Gedanken: aber alles nur angedeutet, Nichts nach einem festgestellten Plane geordnet, und ausgeführt. Man findet von allem Etwas, Nichts was völlig und befriedigend erschöpfte. So geben diese Untersuchungen denn deutlich ihren Ursprung zu erkennen, den auch Herr Tribolati selbst in der Widmung anzeigt, nämlich die Anmerkungen die er machte als er den Dekameron las, je nachdem sie ihm in den Sinn kamen. Dennoch scheint auch er zu denken, daß man das italienische Leben des XIV. Jahrhunderts im Dekameron studieren, seine Vorzüge und Mängel erforschen müsse, um, indem man Boccacci's Zeitgenossen, Bürger, Magistratspersonen, Fürsten, aus ihrem täglichen und gewohnten Thun und Reden kennen lernt, die innere Ursache der Größe jener Zeit genauer bestimmen, und den ihr folgenden Verfall besser begreifen zu können.

P. P.

9. *Nicomede Bianchi*. Le materie politiche relative all' estero degli Archivi di stato piemontesri. Torino 1876. 1 vol. in 8. p. XXIV. 750.

Der gelehrte Archivist giebt uns hier in der anspruchslosen Form eines »Catalogue raisonné« die werthvollen Resultate langjähriger, liebevoller Forschung. Wir können das Werk deutschen Geschichtsforschern nicht genugsam empfehlen. Sie werden daraus ersehen, wie unendlich viel für ganz Europa wichtige Aufschlüsse das Turiner Archiv — eines der reichsten und bestgeordneten Italiens — enthält. Eine kurze Uebersicht über die wichtigsten historischen Ereignisse, an denen die Herzöge von Savoyen und Könige von Sardinien Theil genommen, sowie ein Bericht über die schon seit Jahrhunderten befolgte Methode beim Anfertigen, Sammeln und Ordnen der Documente, namentlich der diplomatischen, geht dem Hauptinhalte der Buches voran. Jede Bibliothek sollte dieses unschätzbare Werk besitzen, das gar manchem Historiker in Deutschland

Quellen verrathen würde, von deren Dasein er wohl kaum gewußt. Niemand war berufener ein solches Werk herzustellen, als der intelligente Vorsteher jener einzigen Sammlung.  
Ch. A. F.

10. *Rivista di Filologia ad Istruzione classica*. Torino-Loescher, Ann. I. II. III. IV. 1872—75.

Diese bedeutende Zeitschrift, welche bereits das vierte Lebensjahr erreicht hat, wurde ursprünglich von dem unermüdlichen und verdienstvollen Vermittler deutscher Wissenschaft in Italien, dem Uebersetzer von Otfried Müller's griechischer Literaturgeschichte, G. Curtius' griechischer Grammatik und E. Curtius' griechischer Geschichte, Professor Joseph Müller und Dr. Domenico Pezzi begründet, und wird heute gemeinschaftlich von Müller, Comparetti, Flechia und Bertini geleitet. Sie hat das in Italien ungewöhnliche Verdienst, niemals das streng wissenschaftliche und pädagogische Feld des klassischen Unterrichts verlassen, vor allem aber niemals die wahre eigentliche Aufgabe der Philologie, und der Schule die sie sich von Anfang gestellt aus den Augen verloren zu haben. In der That ist ihr dieses Verdienst um so höher anzurechnen, als hier noch eine feltame Begriffsverwirrung herrscht in Bezug auf klassische Philologie, welche von Vielen, und zwar nicht den Untergeordneten, mit der Linguistik verwechselt wird, zum Nachtheile beider; und merkwürdigerweise das Wiederaufleben klassischer Studien, welches seit unserer politischen Wiedergeburt stattgefunden hat, sich bis jetzt eher in der Form der Sprachforschung als der wahren geschichtlichen Methode zeigt, die wir in Deutschland so kräftig und blühend sehen. Wir könnten mehrere Namen anführen, auf viele Werke aufmerksam machen, die den Fleiß der Italiener auf dem Gebiet der neolatinischen wie indogermanischen Sprachforschung bekunden, allein wenige die auf streng klassische-philologischem Felde Großes geleistet hätten. Comparetti ist vielleicht derjenige unter den Wenigen der die geschichtliche streng philologische Methode versteht und anwendet. — Ein anderes Hinderniß bietet der gefunden philologischen Methode in unseren Schulen die Rhetorik, welche noch immer leider unumchränkt auf dem Katheder und in den Büchern herrscht, zum größten Nachtheil der Geister und Studien. Zwischen diesen beiden Extremen nun der linguistischen Manie, und der rhetorischen Amplification hat diese Revue ihr Zeit aufgestellt, und wenn man sie nicht gerade sehr blühend nennen kann, so verkümmert sie doch keineswegs, da die Beispiele die sie bis jetzt geliefert hat den Vergleich mit den besten deutschen Zeitschriften in diesem Fache nicht zu scheuen brauchen. Und hier gebührt besonderes Lob dem Verleger, Herrn Hermann Loescher, welcher mit feltener Aufopferung trotz der geringen Ermothigung von Seiten des Publikums auf deren Fortsetzung besteht.

Die Zeitschrift erscheint alle zwei Monate und hat drei scharf getrennte Abtheilungen: 1) Original-Aufsätze, 2) Pädagogik und Methode, 3) Bibliographie. Die griechischen Studien behaupten darin die erste Stelle, was aus dem Zustande der klassischen Studien in Italien leicht zu erklären, die gehoben werden müssen, da gerade das Studium der hellenischen Cultur bis vor wenigen Jahren vernachlässigt oder falsch angefaßt wurde. Ein gewisses Interesse erwacht aber doch in letzter Zeit; in den Hauptunterrichts-Anstalten Italiens lehren vorzügliche Professoren klassische Literatur, und allmählich verbreitet sich dies Interesse im Lande. Nichts destoweniger sind wir noch weit entfernt von jener wohlthuenden, tiefen geistigen Entwicklung, welche nothwendig einer ausgebreiteten Pflege des Hellenismus folgen muß. Die Turiner Zeitschrift hat sich also mitten in den Kampf gestellt, der zwischen phrasenhafter Bewunderung und kritischem Studium des klassischen Alterthums gefochten wird.

Unter den Mitarbeitern der Revue befinden sich auch mehrere deutsche Philologen so: Mommsen, Thomas, Jeep, Beloch, Schenkl, Dreffel, Dräke, G. Curtius. Ich möchte auf einen Aufsatz dieses Letzteren aufmerksam machen, über die Bedeutung von *Νόστος* (Riv. II); wie auch an einen von Thomas Ueber den dauernden Einfluß griechischen Geistes auf den

menschlichen Fortschritt« (Riv. I. p. 210 u. f.); und an Mommsen's Artikel »Ueber eine Graphit-Inschrift im Alterthumsmuseum des Athenäum zu Turin« (Riv. I. pag. 122 u. ff.); ferner auf eine bedeutende Arbeit Beloch's »Ueber das Erz und Eisen in den homerischen Gedichten«; (Riv. II. p. 49); auf eine Denkschrift Schenk's »Antiquitatum laconicarum libelli due (II. 353 u. f.); und auf mehrere bedeutende Notizen lateinischer Bibliographie von Jeep. Aus Frankreich wurde von Bréal einiges beigetragen, z. B. Riv. II, 449 »Etymologies grecques et latines« wie aus Holland von Boot, dem Sekretär der Academie der Wissenschaften zu Amsterdam. Von unseren heimischen Mitarbeitern wurden folgende bedeutendere Schriften darin veröffentlicht: Comparetti, »Papiro Ercolanense inedito« (Riv. III, p. 449 u. f.); Lumbroso, »Saggio d'inventario delle iscrizioni greche di Torino« (Riv. II, 209 ff.); Pellegrini (Gymnasiallehrer) »Il dialetto grecocalabro di Bova«; Canna »Saggio di Studi sopra il Carme esiodico le opere ei giorni« (Rev. II, 454 u. f.) — Auf griechischem Felde arbeiten ferner noch Joseph Müller (bibliographische Notizen); Inama (grammatikalische Studien); Peyron, Oliva (grammatikalische Studien und bibliographische Kritik), und auf lateinischem und neolateinischem Gebiete Gaudino, Flechia, d'Ovidio, Vitelli, Carutti; Bertini und Conestabile schreiben hauptsächlich über Methode. Die bibliographische Kritik ist sorgfältig und ohne Beschränkung, in ruhigem würdevollem Tone gehalten.

Mit solchen Lebenselementen, mit solchem Ernste in den Absichten fährt diese Zeitschrift fort zu erscheinen, im sicheren Vertrauen, jetzt mehr als jemals auf die Gunst der Forscher zählen zu können. — Wenn es Mittel giebt: gute Methoden des Studiums im Lande zu verbreiten und die klassischen Disciplinen an die ihnen gebührende Stelle zu setzen, so ist gewiß das von der Rivista angewandte das geeignetste.

G. O.

## II. Le orazioni di Demostene, tradotte ed illustrate di *Filippo Mariotti*, deputato al parlamento italiano. Firenze, Barbèra 1874. vol. I<sup>o</sup>.

Die Absicht, welche den Abgeordneten Mariotti bei der vorliegenden Publikation geleitet hat, muß eine verständige und unmittelbar praktische genannt werden; die Reden, welche wir hier übersetzt und erläutert finden, sind der allgemein verbreiteten Anordnung nach, (derjenigen, welche auch von G. Dindorf in seiner Recension beibehalten wurde), die ersten 20 Reden. Auch in unserem Parlamente sollen, wenn uns noch ein freundlicheres Loos beschieden ist, Redner wie Walpole, Pitt und Fox erstehen; aber jene Gewaltigen konnten nur in der Schule der politischen Beredsamkeit der Alten heranwachsen. Indem nun Mariotti die Lektüre des Demosthenes Allen zugänglich zu machen sucht, bezweckt er auch in Italien ein gründlicheres Studium der Redekunst anzubahnen und zu fördern. Er will, daß alle diejenigen, welchen in der parlamentarischen Aula die Geschicke des Vaterlandes anvertraut werden, den größten politischen Redner des Alterthums lesen und studieren können, auch wenn sie des Griechischen nicht mächtig sind; er möchte ihnen die Bekanntschaft mit dem politischen Führer jenes Volkes vermitteln, welches sich unter der demokratischsten aller Regierungsformen in Glanz und Blüthe zu erhalten wußte; kurz er hat seinen Kollegen ein Buch in die Hand geben wollen, das würdig wäre, ihr steter Begleiter zu sein.

Es wäre allerdings zu wünschen, daß die Hauptwerke der Alten immer in ihrem Originaltexte gelesen werden könnten, da die Art sie befriedigend zu übersetzen ein schwer zu lösendes Problem ist. Will man den Sinn des Originals in moderner Sprache wiedergeben, so fällt natürlich jener Theil der Schönheit und Wirklichkeit weg, welcher von der Eigenartigkeit des Styles bedingt wird; andererseits aber müßte man, um die eigenthümliche Ausdrucksweise der

Alten in unserer Sprache nachzuahmen, ohne doch sprachwidrig und unkorrekt zu schreiben, zu einer veralteten Redeweise seine Zuflucht nehmen.

Mariotti nun hat sich eher auf der ersteren Strafe gehalten; seine Uebersetzung wird immer noch die beste sein, die wir von den Demosthenischen Reden besitzen, da die übrigen, wie die mit Unrecht gepriesene des Cesarotti und die nicht weniger unvollkommene des Marchese Angeletti (Bologna 1830—40) nicht allein fehlerhaft sind, sondern auch nicht im entferntesten den Eindruck des Demosthenischen Styles wiedergeben. Unser Uebersetzer nun hat wohl erkannt, daß eine klare und einfache Sprache verbunden mit leichter flüssiger Diktion am geeignetsten sein dürfte, die prunklose Gewandheit des Ausdrucks wieder zu geben, die der Eloquenz des Demosthenes eigen ist. Allein er hält sich zu sehr innerhalb dieser Grenzen indem er die Umschreibungen und kunstvolleren Perioden zu sehr abkürzt oder gar ganz vermeidet. Die Demosthenische Diktion muß einerseits etwas abgebrochenes, rauhes und stolz klingendes haben, darf aber andererseits auch nicht einer gewissen Fülle und Complicirtheit ermangeln, wenn nicht die attische lenitas in eine exilitas verwandelt werden soll.

Wir möchten aber auch eine andere Rüge aussprechen, und zwar die, daß auch diese Uebersetzung nicht frei von Ungenauigkeiten und falschen Interpretationen ist, und ferner, daß für ein Werk das auf die Alterthumskunde Bezug hat, es einigermassen jenen Aufwand von Gelehrsamkeit vermissen läßt, der ihm zur größeren Zierde gereichen würde. Es ist wahr, daß jeder Rede Noten beigelegt sind, die, wenn auch etwas kurz gehalten, gute Dienste leisten und ausreichen dürften zu verhindern, daß der Text dem Leser todter Buchstabe bleibe; aber wir sind heutzutage nicht nur bei einem derartigen Werke, sondern bei jeder wissenschaftlichen Publikation überhaupt gewohnt, zu gleicher Zeit eine vollkommene Uebersicht zu erhalten von dem, was bisher und bis heute über denselben Gegenstand geschrieben und gesammelt worden ist. Wir hätten also gewünscht, daß Mariotti in einer wenn auch nur kurzen Einleitung aller Uebersetzungen des Demosthenes gedacht hätte, der italienischen sowohl als der lateinischen und der übrigen fremdsprachlichen, von der des Senefen M. Figliucci aus dem XVI. Jahrhundert an bis zu denen des Abbé Anger, des Jacobs und des Pabst; ferner hätten wir einen Wink über die wichtigsten Ausgaben der Demosthenischen Reden gewünscht, von der der Aldina aus dem Jahre 1504 an bis zu der von Morel und Lambin in Paris veranstalteten und der berühmten Ausgabe des Reisch, ferner ein Verzeichniß aller der verschiedenen Arbeiten und Commentare über Demosthenes als da sind die von Morel und Lambin, von Reisch, von Fabricio, von Tourel, von Tham und von Schäfer. Ebenso wäre eine historische Andeutung am Platze gewesen über die Zeitläufe, in welcher Demosthenes lebte und über die Geschichte der griechischen Beredsamkeit überhaupt, die in ihm ihren Gipfelpunkt erreichte, und in Bezug auf das Leben des Demosthenes hätten wir, anstatt einer Darstellung, die sich auf Plutarch gründet, eine aus besserer Quelle geschöpfte, wie die Schäfers, vorgezogen. Bei alledem müssen wir anerkennen, daß sowohl die Publikation des Mariotti als andere ähnliche Arbeiten, die in letzter Zeit erschienen sind, Zeugniß dafür ablegen, daß in Italien die Liebe für die klassischen Studien im Zunehmen begriffen ist.

P. P.

## 12. Dialoghi di Platone nuovamente volgarizzati da *Eugenio Ferrai* (I., 2., 3. Theil. Padua 1873—75).

Das ganze Werk soll aus acht Bänden bestehen, von denen schon drei veröffentlicht sind. Der Inhalt dieser, ist folgender: α) Sokratische Gespräche. Erste Abtheilung. Hippias minor; Jo; Alkibiades minor; Lysis; Charmides; Laches; Protagoras. β) Sokratische Gespräche. Zweite Abtheilung. Eutyphron; Die Apologie; Kriton; Gorgias; Menon Hippias minor. γ) Theoretische Gespräche. Phädrus; das Gastmahl; Euthydemus; Menexen.

Die noch übrigen fünf Bände werden in unbestimmten Zwischenräumen erscheinen, und enthalten: der vierte Band: die Bücher vom Staate; der fünfte:



den Timäus, den Kritias, Phädon; der sechste: Philebos, Kratylus, Theätet, Sophist, Staatsmann, Parmenides; der siebente: die Bücher von den Gesetzen; der achte: die apokryphen Dialoge.

Ferrai, der Professor an der Universität Padua ist, wird mit dieser vollständigen Uebersetzung der Werke Platos den italienischen Freunden des Philosophen, die des Griechischen nicht ganz mächtig sind, einen wesentlichen Dienst leisten, da wir, abgesehen von der großen Arbeit Ficino's, nur die Uebersetzung sämmtlicher Dialoge von Dardi Bembo besitzen, die in jeder Hinsicht unzureichend und verfehlt ist, und nur den Bildungszuständen vom Anfange des 17. Jahrhunderts entspricht, dem sie angehört. Bonghi, dessen Begabung und Gelehrsamkeit gewiss für die Aufgabe ausgereicht hätten Plato wahrheitsgetreu und wirkungsvoll wiederzugeben, hat sich auf eine Probe beschränkt, indem er nur den Eutydemus und Protagoras übersetzte; Francesco Aciri's Uebersetzung des Parmenides und Timäus zeigen, daß den Italienern sicherlich weder der Geist, noch, so zu sagen, der Instinkt der platonischen Philosophie mangelt. Ferrai's Vorhaben wird also eine bedeutende Lücke in den Hilfsmitteln zum Studium der klassischen Philosophie und Kultur ausfüllen. Der Inhalt jener drei ersten Bände berechtigt uns zu dem Urtheile, daß Ferrai der zu dem großen Unternehmen, dem er sich unterzogen, nöthigen Kenntnisse keineswegs entbehrt; ein Zeugniß dafür sind die Gesamtvorrede des Werkes, die Einleitungen zu den einzelnen Gesprächen, und die ihnen folgenden Anmerkungen. Doch können wir nicht umhin zu bemerken, daß ein wenig mehr Geduld, und eine gründlichere Vorbereitung sehr dazu beigetragen hätten, dem ganzen Werke den Stempel größern Ernstes, und besonders einen ausgeprägteren Charakter der Wahrheit zu geben. Jetzt erscheint es deutlich, daß der Verfasser sich der Arbeit unterzogen hat, ohne ein genaues und vollendetes Verständniß der platonischen Lehren. Denn während er sich in der Vorrede den Ansichten Munk's hinsichtlich der Anordnung der platonischen Gespräche an die Seite zu stellen scheint, zeigt er durch die That, daß er in dieser verwickelten Frage keine bestimmte Meinung hat, und in Folge davon zu einem gewissen Eklekticismus neigt, der ihn in Ungewissheit zwischen der historischen Methode Hermanns und der philosophischen Ordnung Schleiermachers schweben läßt. Ferrai zeigt, daß er jede die einzelnen Gespräche behandelnde Arbeit kennt, aber keine Einsicht von ihrer Verbindung mit dem ganzen Systeme hat. Dieses giebt dem Ganzen einen Anstrich von Oberflächlichkeit und Zusammenhangslosigkeit.

Statt dessen sind die geschichtlichen und gelehrten Anmerkungen in Betreff der Personen der Gespräche, und der in diesen angeführten Ereignisse in Menge vorhanden, aber das wahre Verständniß Plato's geht daraus nicht hervor, und eben so wenig gelangt der Leser dazu, die genaue Einheit des Gedankens eines jeden Gespräches zu entdecken, während jenes sich doch aus der Analyse eines jeden derselben ergeben müßte. In dieser Beziehung sind die Einleitungen zu Protagoras, Gorgias, Phädrus, Gastmahl, Euthydemus sehr belehrend. Die Anmerkungen sind im Ganzen ein Auszug aus Stallbaum; der hin und wieder mit Einsicht, aber nicht immer ausreichend umfänglich gemacht, und häufig mit geringem Eingehen in das, was man gerade denjenigen die sich in Italien mit Plato beschäftigen, besonders anempfehlen müßte.

Die Uebersetzung an sich ist die am wenigsten unvollkommene Seite der Arbeit, und abgesehen von einigen nicht unbedeutenden Ungenauigkeiten im Ganzen ziemlich erträglich. Sprache und Styl sind, hin und wieder, ein wenig geziert, ein wenig akademisch; doch ist es nur gerecht zu sagen, daß dieser Fehler im dritten Bande weniger vorkommt. Der Gorgias, z. B. der sich gerade dort befindet, liest sich angenehm. Hieraus möge es dem Verfasser klar werden, daß was seiner Arbeit wirklich fehlt das labor limae ist.

Alles in Allem indeß, hat man Grund mit der Veröffentlichung dieses Werkes zufrieden zu sein, wenn auch nur als Zeichen, daß man auch in Italien auf dem Felde der klassischen Studien thätig ist, und daß das Beispiel das wir von Deutschland aus erhalten, nicht ohne Wirkung auf unser geistiges Leben geblieben ist.

G. O.

13. *Delle Istorie de Erodote d'Alicarnasso, volgarizzamento, con note di Matteo Ricci. Tomo primo.* Roma, Torino, Firenze, Ermanno Loescher, 1872.

Im Jahre 1861 veröffentlichte Peyron nach 40 Jahren anhaltenden Studiums seine Vulgarisation des Thukydides, welche, wenn sie auch nicht in jeder Zeile ein Muster italienischer Sprache und italienischen Styles ist, doch jedenfalls die getreueste Uebersetzung von jenem Schriftsteller genannt werden muß, die wir besitzen und in Bezug auf die Notizen, die sich darin über die griechische Sprache und über Alterthumszustände finden, gehört sie zu den besten modernen Arbeiten, die in dieser Art existiren. Der Marchese Matteo Ricci nun, ein Schwiegersohn von Massimo d'Azeglio, welcher ein Schüler des Peyron ist und ganz in die Fußstapfen des Meisters tritt, beschenkt uns in der uns zur Besprechung vorliegenden Publikation mit einer musterhaften Uebersetzung des Herodot, welche mit den Vorzügen einer treuen Wiedergabe und eines klaren, eleganten dabei ächt italienischen Styles jenen nicht weniger unentbehrlichen verbindet, mit genauer Kenntniß der neuesten kritischen Forschungsergebnisse abgefaßt worden zu sein. In dem ersten Band, den Ricci von seiner Uebersetzung veröffentlicht hat, sind die drei ersten Bücher des griechischen Geschichtsschreibers enthalten. Bald soll, wie wir vernehmen, der zweite Band nachfolgen. Bemerkenswerth ist, daß im Jahre 1872, in demselben Jahre als Ricci seinen ersten Band veröffentlichte, in Italien zwei andere Versionen des Herodot an das Tageslicht traten, eine von Carlo Grandi in Asti, die Andere von G. Bertini in Neapel. Vor 1872 befaßen wir keine andere Uebersetzung als die des Muftoxidi, 1820 veröffentlicht mit weitläufigen und gelehrten Anmerkungen versehen, die jedoch wegen des plötzlichen Todes des Verfassers unvollendet geblieben ist, und dann noch die alte und allzufreie Version des Bojardo.

Die Art, wie Ricci sich seiner Aufgabe entledigt, verräth eine gründliche Kenntniß der griechischen Sprache und des Schriftstellers, dem er sich widmet; ebenso vertraut zeigt er sich mit den Fortschritten der linguistischen und archäologischen Studien, welche in neuester Zeit uns vielfach Aufklärung über die von Herodot beschriebenen Zeiten gebracht haben und deren Ergebnisse sich den Schilderungen Herodots bald bestätigend und übereinstimmend anschließen, bald rektifizierend gegenüberstellen. Ricci folgt dem Beispiele des Muftoxidi, indem er jedem Buche eine Reihe von Anmerkungen beifügt, in welchen dunkle oder zweifelhafte Stellen besprochen oder kurze historische, geographische oder ethnographische Erläuterungen gegeben werden. Aber hierbei zeigt er sich einerseits sparsamer, andererseits gediegener und sicherer als sein Vorgänger, da ihm ja auch eine weitaus größere Menge von kritisch gesichtetem und geordnetem Material zu Gebote stand. Doch unterscheidet er sich darin von vielen anderen Uebersetzern und Verfassern von Commentaren, besonders den italienischen, daß er, wo er es kann, sich an die Originalquelle hält und nicht leicht sich mit einer Kritik aus zweiter oder dritter Hand begnügt. Die Gewöhnung an Synthese und die Energie im Denken und Urtheilen bekundet sich bei ihm überall, besonders aber in der Abhandlung über den Ursprung der Hellenen, die er seiner Version vorausgeschickt hat. Nachdem er in derselben die Fragen bezüglich der ursprünglichen Identität der Pellasger und der Hellenen ventilirt hat, sowie betreffs der ältesten Wanderungen dieser und jener aus Asien nach Europa und der Zeitfolge und des Zieles dieser Wanderungen, schickt er sich an, einige speciell wichtige Punkte einer näheren Beleuchtung und Analyse zu unterwerfen, als da sind: (um ihn mit seinen eigenen Worten zu citiren), die Verwandtschaft des Polytheismus mit der Ursprungsfrage, der außerordentliche Einfluß, den Kreta in der hellenischen Civilisationsbewegung und in den Fortschritten derselben nach Westen zu ausgeübt hat, dieser Einfluß in Zusammenhang mit den ethnographischen Verhältnissen und den traditionellen Erinnerungen der hervorragenderen und befähigteren Völkerschaften Kleinasiens betrachtet.

Der lucidus ordo der herodotischen Erzählung, die außerordentliche Einfachheit und weiche Schmiegsamkeit des Styles, bei welchem wir die Willen

der Gedanken durchsichtig klar und ruhig einherfließen sehen, jenen patriarchalischen und primitiven Charakter, der uns Italiener beinahe fortwährend an die Schriftsteller des 12. und 13. Jahrhunderts, besonders Villani und Cavalla gemahnt, alles dies erscheint, wenn nicht in perfekter Wiedergabe, (welches in unserer modernen Sprache unmöglich wäre), so doch in einer höchst gelungenen Nachahmung. Die Lobprüche, die dieser Uebersetzung von Seiten unserer Kritiker zu Theil geworden sind, rechtfertigen die gute Meinung, die wir von Anfang an von derselben hegten und lassen es wünschenswerth erscheinen, daß der gelehrte piemontesische Patrizier sein mit so gutem Erfolg begonnenes Werk recht bald zu Ende führen möge.

G. B.

14. Rassegna Semestrale delle Scienze Fisico-Naturali in Italia, diretta e pubblicata dai Dottori *G. Cavanna* e *G. Papasogli*, Redattori. Prof. *G. Arcangeli* (Botanica). Dott. *G. Cavanna* (Anatomia e Zoologia dei vertebrati). Prof. *A. D'Ancona* (Paleontologia degl' invertebrati). Prof. *A. de Eccher* (Fisica). Dott. *C. De Stefani* (Geologia). Prof. *E. H. Giglioli* (Geografia e viaggi). Prof. *G. Grattarola* (Mineralogia). Dott. *C. J. Forsyth Major* (Paleontologia dei vertebrati). Prof. *G. Paladino* (Istologia). Dott. *G. Papasogli* (Chimica). Prof. *A. Stefani* (Fisiologia). Prof. *A. Targioni-Tozzetti* (Zoologia ed. Anatomia degli invertebrati). Prof. *A. Lannetti* (Antropologia ed Et-nologia).

An bibliographischen Arbeiten die, so geringe Genugthuung sie auch ihren Verfassern erwerben, dennoch für Wissenschaft und Litteratur von unlängbarem praktischen Nutzen sind, ist bis jetzt in Italien nur wenig vorhanden; daher wir doppelt gern diese erwähnen, deren erster Band kürzlich erst veröffentlicht wurde. Die seit einigen Jahren merklich beschleunigte wissenschaftliche Bewegung zeigt einen deutlichen Fortschritt sowohl in der Zahl der Gelehrten als auch ihrer Werke und beweist, daß die Wissenschaft einen Weg eingeschlagen habe, von dem frühere politische Verhältnisse sie so viel als möglich abgelenkt hatten. Verstreut wie sie aber ist in den vielen Veröffentlichungen der Akademien, Gesellschaften und wissenschaftlichen Journale, war sie bisher für Fremde, und sogar für Italiener schwer zugänglich.

Die neue von Dr. G. Cavanna und Dr. G. Papasogli, und von verschiedenen am höheren Unterrichte theilnehmenden oder sonst in der wissenschaftlichen Welt bekannten Professoren oder Doctoren (Aerzten) redigirt, hat sich nun eben den Zweck vorgesetzt, jener Schwierigkeit zum Theil abzuhelfen, und, was die Naturwissenschaften wenigstens anlangt, die ganze Ausdehnung der gewonnenen Kenntnisse darzulegen. Daher die Einleitung in Bezug auf diese Sammlung uns mittheilt, daß sie: »Die kritische Analyse der Werke, Memoiren, Brochuren und Beobachtungen, aller Arbeiten mit einem Worte, die in Italien oder im Auslande von Italienern und Fremden, die dem öffentlichen Unterrichte im Reiche angehören, und von denjenigen, die von Fremden über italienisches oder von Italienern gesammeltes Material veröffentlicht worden, enthalten wird. Von Arbeiten, bei denen Kritik wenig zu thun hat, werden mehr oder weniger umfangreiche Auszüge erscheinen, und immer solche, die dazu dienen: die Wichtigkeit und die letzten Resultate der einzelnen Werke darzustellen, und, den Fall spezieller Forchung ausgenommen, jene einigermaßen zu ersetzen.« Ungefähr dreihundert solcher Arbeiten, die im Jahre 1875 gedruckt worden, sind in solcher Weise analysirt worden, und das Buch erfüllt vollständig den beabsichtigten Zweck. Ein zweiter Band soll nächstens über die weiteren Arbeiten jenes Jahres berichten, und so immer fort, alle sechs Monate ein neuer erscheinen.

H. B.

15. *Dispacci di Antonio Giustinian, ambasciatore Veneto in Roma dal 1502 al 1505 per la prima volta pubblicati da Pasquale Villari. Firenze Successori Le Monnier. 1876. Vol. 3.*

Der Verfasser der Lebensgeschichte Fra Giralomo Savonarola's, Professor Pasquale Villari, seit einigen Jahren mit einer Biographie Niccolò Machiavelli's beschäftigt, der die studierende Welt mit berechtigten Erwartungen entgegen sieht, stiefs unvermuthet auf die Depeschen Antonio Giustinians, deren schon öfters Erwähnung geschah, und von denen Gregorovius in seiner Geschichte Roms einige Bruchstücke giebt, bei Gelegenheit des Todes Alexanders des VI. (Band VII. Kapitel V.) Es sind 1223 Briefe, kostbare Kleinodien des Archivio de' Frari in Venedig.

Giustinian war vom Juni 1502 bis zum Mai 1505 Gefandter der Republik Venedig in Rom, also während einer der wichtigsten Perioden der neuen Geschichte. Sind nun gewisse Punkte der Geschichte im allgemeinen besonders wissenswürdig, so sind es doch wohl die, welche den Keim neuer Entstehung entwickeln. Allen ist es aber bekannt, das eine der Hauptmomente der modernen Zeit, in die letzten Monate der Regierung Alexanders des VI. und die ersten Julius des II. fällt. Wiewohl durchaus verschieden an Charakter, Sitten und Geist, waren es doch diese beiden Päpste, die das Papstthum völlig seiner religiösen Hülle entkleideten, und es förmlich in die politische Institution verwandelten, die es trotz der schwachen geistigen Tendenzen die es zuweilen aufserte, seitdem geblieben.

Wenn wir nun sehen, das unter so vielen Hunderten von Briefen, von Jemandem geschrieben, der fast täglich mit dem Oberhaupte der Kirche in Berührung kam, auch kein einziger auch nur von ferne davon spricht, was dem Papste und der römischen Kirche am meisten hätte am Herzen liegen müssen, dann versteht man zur Genüge, das es mit dem römischen Katholicismus schon damals aus war, und das nach wenigen Jahren die von Martin Luther hervorgebrachte religiöse Umwälzung stattfinden mußte. Eine der wichtigsten Angelegenheiten der Christenheit war damals die Vertheidigung Europa's gegen die ottomanische Barbarei; welche die venetianische Republik mit viel Muth und Ausdauer Jahrhunderte lang fast allein unternommen hatte. Kaum 50 Jahre früher war Pius II. vor Schmerz gestorben, das es ihm nicht gelungen war, die ganze christliche Welt zu einem Kreuzzuge gegen die Zerstörer des orientalischen Kaiserreiches zu vereinigen, und doch war er sicher weder ein Heiliger, noch ein Gregor VII! Alexander VI. aber machte sich ungleich mehr um die Eroberung Camerino's und der Romagna zu schaffen, als um den Krieg der Venetianer gegen die Türken; ja, es war ihm ganz Recht, Venedig eine Zeitlang mit dem Oriente beschäftigt zu sehen, so das es ihm und seinem würdigen Sohn Cäsar in ihrem Unternehmen, die alten Lehenträger der Kirche zu unterwerfen, nicht hinderlich sein könne.

Giustinian war einer jener Staatsmänner, von denen die Geschichte der venezianischen Staatskanzlei uns zahlreiche Beispiele nachweist, die den grössten Scharfsinn im Durchdringen der allerverborgenen Geheimnisse, der allerverstecktesten Absichten der Regierungen, bei denen sie beglaubigt waren, mit der eigenen Kaltblütigkeit des Geschäftsmannes und der vollständigsten Unterwürfigkeit des untergeordneten Beamten gegen seine Oberen zu verbinden wußten. Er, der sich als ein so geschickter Photograph des innern Bildes der Persönlichkeiten, mit denen er zu thun hatte, erwies, der mit tiefer Kunst jeden ihrer Scherze, jede ihrer Geberden zu deuten wußte, vermeidet in seinen Berichten Alles, was nicht objektiv erscheinen könnte, und wenn er es manchmal wagt seinen innersten Gedanken zu offenbaren, und irgend einen Rath zu geben, so geschieht es in der allerunterwürfigsten Weise, rein als fürchte er in den Berufskreis eines Andern einzubrechen, indem er sich beeilt zu erklären, das er die Beurtheilung der mitgetheilten Facta wie den zu fassenden Entschluß der Einficht und Klugheit des Dogen und des Rathes der Zehn überläßt. Und hierin besteht gerade die grose geschichtliche Wichtigkeit dieser Depeschen.

Wir sind in der That gewohnt, wenn wir öffentlichen Urkunden begegnen ihnen blinden Glauben zu schenken, und jedes ihrer Worte, wie eine unwiderlegliche Wahrheit anzusehen. Aber dergleichen Urkunden können wie jedes andere Dokument in Zweifel gezogen werden, da die Leidenschaften die Interessen, ja die Nachlässigkeit sogar derer, die sie verfaßt, deren Wahrheit modificirt haben kann. Jemehr eine öffentliche Urkunde also der Subjektivität entbehrt, jemehr sie den Charakter einer einfachen Darlegung der Dinge hat, desto größeren Werth hat sie in den Augen des scharfsinnigen Kritikers, und desto mehr besitzt sie die Eigenschaften eines geschichtlichen Zeugnisses. Dieser Art sind nun jedenfalls die Berichte Antonio Giustinians. Nicht allein beleuchten sie die allgemeine Geschichte von der Mitte des Jahres 1502 an, bis zur Mitte von 1505, sondern sie bringen auch Ereignisse zur Kenntniß, die durchaus unbekannt geblieben, oder von denen sich nur flüchtige Andeutungen in den zeitgenössischen Historikern oder Chronisten finden. Zugleich bekräftigen sie bekannte Thatfachen, indem sie den historischen Quellen jener Zeit Glaubwürdigkeit geben. Unter diesen ist das berühmte Tagebuch Burkhardts, über dessen Wahrschaffigkeit und Aechtheit in der letzten Zeit nicht wenig gestritten worden ist.

Professor Villari hat sich nicht damit begnügt, diesen Briefwechsel einfach zu veröffentlichen, sondern hat ihn mit einer gelehrten und trefflich geschriebenen Vorrede versehen, in der er von der Wichtigkeit der Berichte spricht, und von dem öffentlichen Leben Antonio Giustinian's, der ein Zeitgenosse, aber kein Verwandter Sebastiano Giustinian's war, welcher von 1515 bis 1519 sich als Gesandter am Hofe Eugen VIII. befand, und dessen sehr bedeutende diplomatische Correspondenz vor einigen Jahren von dem Engländer Brown herausgegeben wurde. Zu den passenden Anmerkungen, mit denen Professor Villari die Depeschen versehen, fügte er ein Paar Urkunden, die bisher unveröffentlicht in den Archiven von Florenz und Rom gelegen. Er hat somit die Aufgabe derjenigen sehr erleichtert, die aus den Berichten Antonio Giustinian's Belehrung schöpfen wollen über jene Ereignisse, mit denen das Mittelalter abschließt, und die neue Geschichte beginnt.

A. C.

16. *Domenico Berti*. Copernico e le vicende del sistema copernicano in Italia nella seconda metà del secolo XVI e nella prima del secolo XVII. Roma. Tipografia Paravia 1876.

Domenico Berti ist in Italien ein wohlbekannter Name seit 1847, wo er, noch jung, eine bedeutende Rolle in der wissenschaftlichen und politischen Bewegung des Landes zu spielen anfang. Seine Vorlesungen an der Universität Turin, seine häufigen Beiträge zu den besten Zeitschriften damaliger Zeit, zeichneten sich durch Lebendigkeit und Kraft des Geistes, wie durch eine Fülle von Gelehrsamkeit aus; seine Reden im piemontesischen Parlamente erwarben ihm in wenigen Jahren die Achtung des Publikums und solches Ansehen und Zutrauen, daß er erst zum Generalsekretär im Ackerbau- und Handelsministerium, und kurze Zeit darauf zwei Mal zum Minister des öffentlichen Unterrichts erhoben ward.

Sein Eintritt in das Ackerbau- und Handelsministerium veranlaßte die allgemeine Einrichtung der technischen Institute (Oberrealschulen), die ihm dafür ihr gegenwärtiges Gedeihen schuldig sind; denn, wenn er auch bald darauf jenes Amt verließ, fuhr er dennoch bis heute fort den technischen Unterricht, als Präsident des oberen Rathes, zu leiten.

Hinsichts der klassischen Studien und der Schulen im Allgemeinen, gehört Berti zu den wenigen Ministern, die sich bis zu der Vorstellung einer idealen Freiheit zu erheben wußten, und ein hohes, philosophisches Gefühl der moralischen Aufgabe des italienischen Lebens im Herzen hegten. Als Deputirter verkündigte er das Princip der Freiheit des Unterrichts vor dem subalpinischen Parlamente, das er seitdem stets mannhaft verfochten, trotz eines lebhaften Widerspruchs von Seiten seiner Gegner. Endlich ist es ihm sogar gelungen

als Präsident des Parlamentarischen Ausschusses jenes Princip ins Leben zu rufen in dem Bonghi'schen Gesetzentwurf über den höheren Unterricht und die Normalschulen.

Gegenwärtig ist Berti Professor an der Universität Rom, Mitglied der königlichen *Accademia de' Lincei*, und Deputirter in der Kammer. Seit einigen Jahren nimmt er jedoch keinen thätigen Antheil mehr an den parlamentarischen Kämpfen. Nach dreißig und mehr Jahren ununterbrochenen, eifrigen Studiums, kam die Zeit, wo er es passend fand, das Resultat desselben zu veröffentlichen. Schon vor einigen Jahren hatte er uns den ersten Band eines Werkes über Giordano Bruno gegeben, das nächstens durch einen zweiten vervollständigt werden soll. In der Zeit zwischen dem Erscheinen des zweiten und dritten Bandes der *«Italia»* kam sein Buch *Kopernikus* heraus.

In den wenigen Seiten, die wir dieser wichtigen Leistung des so rühmlich bekannten Verfassers widmen dürfen, können wir durchaus nicht beanspruchen: einen vollständigen Begriff davon zu geben. Wir können den Inhalt desselben hier nur ganz im allgemeinen bezeichnen. Schon der Titel drückt wohl den Hauptgegenstand, keineswegs aber die Methode, noch die Färbung desselben aus. Im Copernicus, den Giordano Bruno, Galileo Galilei, Kepler, Kodrus Urceus, Domenikus Maria von Wonara wie eine Krone umgeben, wird das große Princip der Freiheit des wissenschaftlichen Gedankens und der Herrschaft der Vernunft über die Theologie eigentlich verkörpert. Bruno, wie Berti durch neuaufgefundene, von ihm veröffentlichte Originalurkunden beweist, ward ein Opfer dieses von ihm mit muthiger Standhaftigkeit verfochtenen Princip, und starb auf dem ihm von der römischen Kurie errichteten Scheiterhaufen. Es fehlte auch wenig daran daß Galilei den die Inquisition in tausend Weisen gemartert hat, auch hierin sein Loos getheilt hätte. Die Zeiten waren von der unfrigen himmelweit entfernt. Die jetzt entthronte Kirche, herrschte damals ohne Widerstand über Italien, wo man sich im Allgemeinen ihren Ansprüchen auf moralischem Felde ohne Widerrede unterwarf. Von ihr konnte überdies leicht der weltliche Arm der Fürsten benutzt werden, um jede Regung eines freien Gedankens im Keime zu ersticken. Die Inquisition flößte furchtbaren Schrecken ein, und zugleich hatte die theologische Auffassung der Dinge, in dem berühmten Kardinal Bellarmino und in andern Priestern höchst ausgezeichnete Ausleger. Daher jener glorreiche Kampf zwischen den Vertretern der Wissenschaft und denen der Theologie. Jene waren ohne Waffen während diese von Kopf zu Fuß bepanzert waren, und nicht allein die Gunst der Regierungen, sondern auch die der öffentlichen Meinung besaßen, die durch Aberglauben verwirrt, und durch Furcht feige geworden war. Trotzdem siegten die Vertheidiger der Wissenschaft; ihre Gegner verschwanden vom Schlachtfelde, und mit ihnen wurden zugleich alle die Einrichtungen vernichtet, die ihr Bollwerk gewesen, und denen sie die Stütze ihres moralischen Ansehens geliehen.

Die Geschichte nun dieses Kampfes, der die moderne Wissenschaft nahe angeht, und dem sie entsprungen ist, wird von dem trefflichen Berti mit vielem Geiste, und vorzüglichlicher, mit den Errungenschaften der neuesten Forschung geschmückten Gelehrsamkeit, in fließendem und angenehmen Style lebendig durchgeführt. Sein Werk ist durchaus keine bloße Wiederholung des Wissens und der Anschauungen seiner Vorgänger; er bringt sein dem gründlichsten Fleiße gewidmetes Leben in den Archiven zu, und von dorthier holt er sich den Reichtum seiner geschichtlichen Kenntnisse.

Italien hat dem *«Kopernikus»* eine glänzende Aufnahme angedeihen lassen, und damit gezeigt: daß es den geschichtlichen Werth und die wissenschaftliche Wichtigkeit des Werkes zu schätzen weiß. Daß politische Blätter und wissenschaftliche Zeitschriften es besprochen, hat kein befonderes Gewicht in einem Lande wie Italien, wo die bibliographische Kritik noch nicht Raum gegriffen, und alle dahin zielenden Artikel von Freunden der Schriftsteller geschrieben, und von den Gegnern derselben nicht beachtet zu werden pflegen. Diesem Umstande ist es zu danken, wenn man manchmal gewisse Persönlichkeiten zu einer Art von Ruf gelangen sieht, die von unparteiischem Standpunkte beurtheilt Einem

keine Erklärung für den erworbenen Ruf bieten. Aber höher als die Aussprüche der Zeitungen sind die des Publikums anzuschlagen, da es sich immer als ein scharfsinniger Kenner wahren Verdienstes erwiesen. Die allgemeine Stimme hat dem Werke Berti's gehuldigt und ein ungeduldiges Erwarten der Veröffentlichung seiner schon angekündigten Arbeiten geäußert. Diese sind die Frucht langer Studien, und behandeln die philosophischen Systeme Bruno's, Campanella's und Galilei's.

Italien beginnt seinen Beitrag zur philosophisch-historischen Literatur in Europa zu liefern. Ausser Berti haben sich in diesem Zweige noch thätig erwiesen: der verdienstvolle Luigi Ferri, Professor an der römischen Universität, und Mitglied der königlichen Akademie de' Lincei; Bonatelli, ein ausgezeichnete Lehrer an der Universität Padua; der in Italien hochgehaltene Bertini von der Turiner Universität; Ausonio Franchi, Professor der wissenschaftlich-literarischen Akademie von Mailand, und sein Kollege Carlo Cantoni; der treffliche Barzellotti in Florenz, Vera und Mariani in Neapel, und andere weniger Bedeutende. Hoffen wir also, daß die philosophische Speculation die mehrere vorzügliche Denker, unter denen wir Mamiani besonders hervorheben möchten, lebendig halten, sich allgemein in Italien verbreiten und beleben wird, und einst eben so reichliche und schätzbare Leistungen erzeugen, als sie schon den geschichtlichen Forschungen geworden.

T.

17. *Domenico Gnoli*. Gli Amori di Wolfango Goethe. Livorno, 1875. S. XVI, 353.

Eine vollständige und, wir können hinzufügen, im Allgemeinen höchst gelungene, Uebersetzung von Goethe's Liebesliedern mit einem fortlaufenden Commentar, in der Art von Lehmann's ähnlichem Werke, das der Verfasser Uebersetzer vielfach zu Rathe gezogen zu haben erklärt. Ebenso sind Blazé de Bury's (höchst mittelmäßiges und anspruchsvolles) Buch »les maitresses de Goethe«, sowie Goedeke's und Viehoffs' Arbeiten mit Fleiß und Intelligenz benutzt: auch O. Jahn's und Kneschke's einschlägige Arbeiten scheinen dem Italiener nicht unbekannt geblieben zu sein. »Dichtung und Wahrheit« bleibt aber Herrn Gnoli mit Recht die Hauptquelle, aus der er reichlich schöpft. Der kleingedruckte Commentar ist etwa 3—4fach umfangreicher als die Poesien selber. Das Ganze ist eine höchst saubere, gewissenhafte und verdienstvolle Arbeit, welche ganz dazu angethan ist, den Italienern das Verständniß des größten deutschen Dichters zu eröffnen. Noch besser freilich wäre es gewesen, wenn der Verfasser seinen Landsleuten eine fortlaufende Erzählung gegeben hätte, anstatt abgebrochener Einleitungen und Anmerkungen.

18. *La Rivista cristiana*, Periodico mensile. Anno 4<sup>o</sup>. 1876. Firenze.

Diese ausgezeichnete, ebenso gelehrte als gefällige Zeitschrift verläugnet auch in diesem 4. Jahrgange ihren Charakter nicht: sie ist evangelisch; aber der darin herrschende Geist ist kein enger; und die meisten Mitarbeiter, vor Allem Herr E. Comba und Karl Benrath, zeigen hier mit der That, daß ihnen die wissenschaftliche Methode, wie sie seit einem halben Jahrhundert in Deutschland ausgebildet, nicht fremd geblieben ist, wie vielen Romanen. Am Interessantesten dürften auch in diesem Jahrgang die Studien bezüglich der italienischen Reformationsversuche des XII. Jahrhunderts sein. Auch die bibliographischen Besprechungen sind sehr eingehend und belehrend. So oft aber die *Rivista* Tagesgegenstände, Streitfragen der Kirchenpolitik u. s. w. bespricht, geschieht es mit einer Würde und Mäßigkeit, die der Würde- und Maasslosigkeit gewisser berühmter katholischer Revuen Italien gegenüber den wohl-

thuendsten Eindruck macht. Man sieht, man hat mit überzeugten, gewissenhaften, gläubigen Schriftstellern zu thun, denen aber die Wahrheit und Billigkeit über Alles geht, was man von der Redaction jener vaticanischen Zeitschriften sicherlich nicht sagen kann.

### 19. *Rivista Internazionale*. Firenze 1876. Vol. I.

Wir haben die ersten acht Lieferungen dieses seit dem 1. März d. J. erscheinenden Unternehmens vor uns, dem wir alles Glück wünschen, das es verdient. Namen wie Bartfch und C. Witte, Scartazzini und Schmoller, P. Heyse und Hettner, Hartwig und Gottschall, Schumann und Katfcher, deren Mitarbeiterfchaft gefichert ist und die alle schon wichtige Beiträge geliefert, sind sicherlich eine Bürgfchaft des Gelingens in den Augen der Deutschen; aber auch die italienischen Namen haben guten Klang. Viele der Auffätze sind Ueberfetzungen nach Manuscripten, viele sind auch ganz unedirt. Die Revue verdient auch ganz ihren Namen: sie ist durchaus international; dabei unparteiisch und vielseitig. Poesie und Nationalökonomie, Philologie und Novellistik, Geschichte und Naturwissenschaft haben ihren wohlausgefüllten Platz. Die Literaturberichte sind äußerst sorgfältig gemacht; die Ueberfetzungen sehr gelungen. Bis jetzt ist das deutsche Element, nächst dem italienischen, noch vorwiegend; doch wird hoffentlich bald auch Frankreich und England in demselben Maasse vertreten sein. Auch dies ist wieder ein Symptom des lebhaften Dranges der Italiener aus sich herauszugehen und sich die nordische Culturarbeit des letzten halben Jahrhunderts anzueignen.

20. R. Hamerling. *Asvero in Roma*; prima versione metrica italiana di Prof. *Aless. Bazzani*. Ancona 1876.  
 — *Ahasvero in Roma*, prima traduzione italiana di *Chiaffredo Hugues*. Bologna 1876.

Zwei Ueberfetzungen auf einmal, jede eine erste! Ist das nicht des Guten zuviel? Indefs wollen wir uns nicht beklagen, wenn wir auch vielleicht hätten wünschen dürfen, die deutsche Poesie vor dem Auslande durch einen anderen Meister vertreten zu sehen, als Hamerling, dessen Eigenart so sehr einer Umsetzung in ein anderes Idiom widerstrebt. Doch sieht man auch hieraus, wie viel mehr von Tag zu Tag in Italien das Interesse an deutscher Litteratur zunimmt. Allerdings wäre es wünschenswerth, man wäre manchmal etwas ficherer in der Wahl; und überfetzte lieber die »Reisebilder« als »Ratcliffe«, lieber Kleist als Hamerling; aber es ist immer ein gutes Zeichen, daß man uns kennen lernen will, wie man's auch anfangen.

21. Giov. Wolfango Goethe. *Ricordi di viaggio in Italia*, traduzione del tedesco di *Augusto di Cossilla*. I vol. 12<sup>mo</sup> Milano 1875.

Der unermüdlische Ueberfetter, Senator Graf Cossilla, hat sich diesmal an eine sehr dankbare Aufgabe gemacht, indem er die »Italienische Reise« seinen Landsleuten zugänglich gemacht. Die Ausstattung, welche auch bei der Ueberfetzung von Herman Grimm's »Michelangelo« so sehr mißfallen hat, könnte etwas besser sein. Auch die Ueberfetzung läßt hier und da an Genauigkeit, öfters an Italianität zu wünschen. Doch ist es immerhin ein nicht gering anzuschlagendes Verdienst, den Italienern die Schätze deutscher Litteratur aufzuschließen. Der Ueberfetter hätte, um Mißverständnissen vorzubeugen, etwas stärker in seiner Vorrede betonen müssen, daß hier kein planvolles Werk vorliegt, sondern ein Mosaik von Briefen in die Heimath.



22. Jacopo Burckhardt. La civiltà del Secolo del Rinascimento in Italia. Tradotto sulla 2<sup>a</sup> edizione tedesca dal Prof. D. Valbusa. 2 vol. 12<sup>mo</sup> Firenze 1876.

Im ersten Bande der »Italia« (S. 321) wurde das Bedauern ausgesprochen, daß Burckhardts »Cultur der Renaissance« noch nicht in's Italienische übersetzt sei. Heute können wir anzeigen, daß diese Lücke vom Herrn Prof. Valbusa auf's trefflichste ausgefüllt worden. Die Uebersetzung ist sehr getreu und lieft sich fließend. Burckhardt hat sie selber durchgesehen und verschiedene Zusätze und Verbesserungen hinzugefügt, die er für die 3. deutsche Auflage bereit hielt. Möchte doch die Uebersetzung Voigts, Geiger's, Benrath's u. A., welche jene Epoche italienischer Geschichte so erfolgreich behandeln, bald nachfolgen.

23. *Bravventura Zumbini*. Saggi Critici. Napoli 1876. L. 3.  
5 S. 320.

Wir wünschen diesen Aufsätzen eine recht weite Verbreitung in Italien; denn sie gehören zum Besten, was die letzten Jahre in dieser Gattung hervorgebracht; ja, sie reihen sich den besten französischen und englischen Essaysammlungen würdig an. Italien ist nicht reich an derlei Aufsätzen, welche einen so hervorragenden Theil der Literatur dieses Jahrhunderts bilden und für deren Sammlung man den Verfassern, wenn anders ihre Arbeiten Werth haben, nicht genug danken kann. Vorliegende Aufsätze aber haben den ganz besondern Vorzug nicht wie die meisten Erzeugnisse italienischer Literaturhistorik in Rhetorik oder Pedantismus auszuarten und weder in Patriotismus noch in kritischer Bewunderung, Aneignung oder Nachahmung fremder Art und Weise befangen zu sein. Ihrer Natur nach entziehen sich solche Werke freilich eingehender Berichterstattung. Es genüge daher zu sagen, daß die drei ersten Essays Leopardi zum Gegenstande haben (der zweite »Leopardi bei den Deutschen«), die zwei folgenden Bunyan und Milton, die sechste und letzte Settembrini's *Lezione di Letteratura*. Letzterer Aufsatz mag als ein äußerst glückliches Symptom einer litterarischen Reaction in Italien betrachtet werden. Am abgerundetsten ist wohl der Essay über Milton. Bei Leopardi scheint uns der Poet zu sehr, der Prosaiker und Philosoph nicht genug betont, wie denn überhaupt die Italiener den Dialogen noch nicht volle Gerechtigkeit haben widerfahren lassen.

---

Alle deutschen Werke über italienische Gegenstände, sowie alle italienischen Werke von allgemeinem Interesse, die man in der Italia besprochen zu sehen wünscht, sind zu senden unter Kreuzband an Herrn Professor Karl Hillebrand; 36 Lung'Arno Nuovo, Florenz.

---

555 5









